

NIEDERDEUTSCHE STUDIEN
HERAUSGEGEBEN VON WILLIAM FOERSTE
BAND 6

MÜNSTERSCHE BEITRÄGE
ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

von

Felix Wortmann, Reinhold Möller, Margarete Andersson-Schmitt,
William Foerste und Lotte Foerste



1960

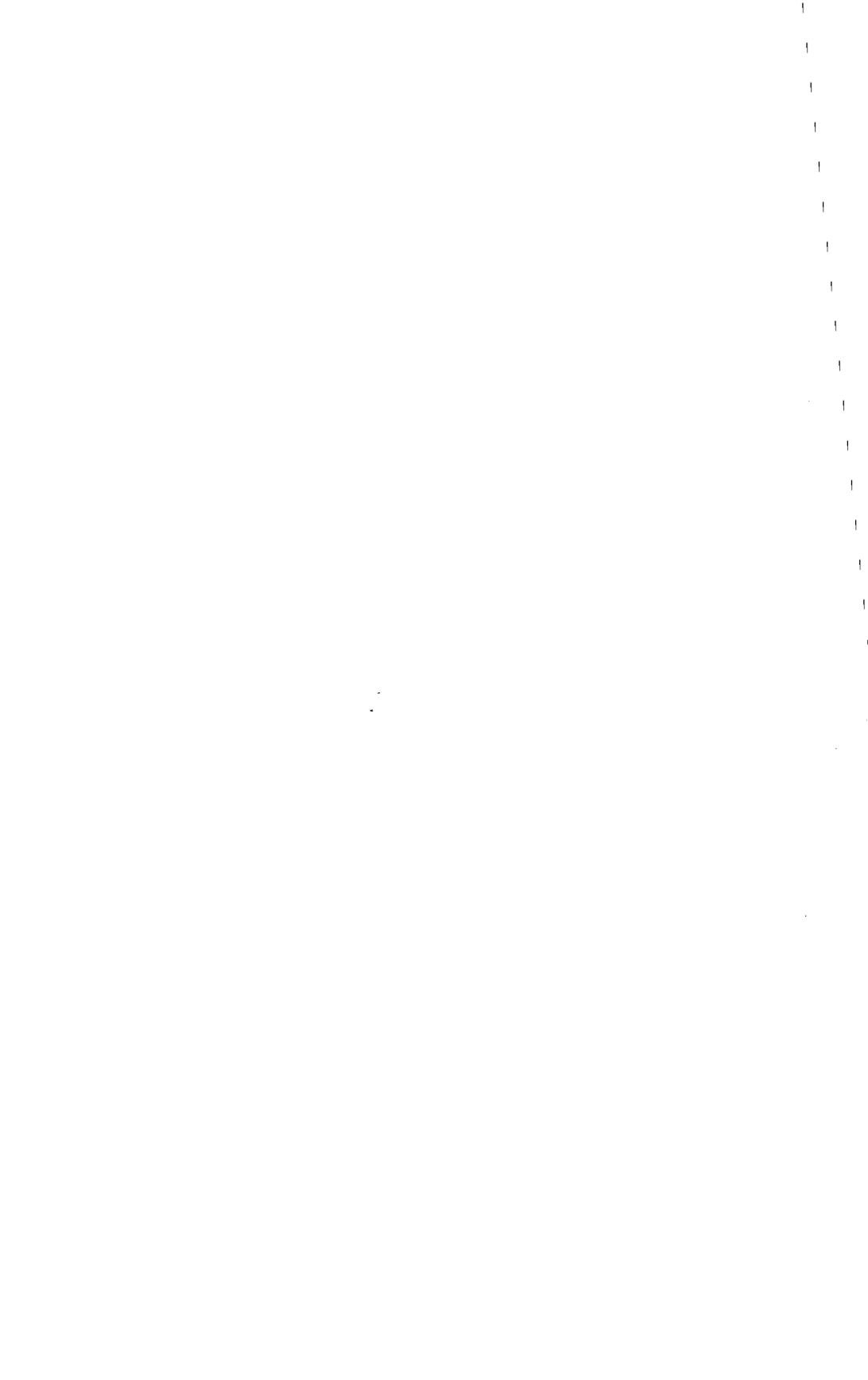
BÖHLAU VERLAG KÖLN GRAZ

Gedruckt mit Unterstützung
des Landschaftsverbandes Westfalen / Lippe und der Förderergesellschaft
der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster

Alle Rechte vorbehalten
Gesamtherstellung: Boss-Druck, Kleve
Printed in Germany

Inhalt

FELIX WORTMANN, Zur Geschichte der langen ê- und ô-Laute in Niederdeutschland, besonders in Westfalen	I
REINHOLD MÖLLER, Zur Entwicklung der altsächsisch kurzen Vokale in offener Silbe vor intervokalisch ausgefallenem d in westfälischen Mundarten	24
FELIX WORTMANN, Johannes Veghe und die ihm zugeschriebenen Traktate	47
MARGARETE ANDERSSON-SCHMITT, Über die Verwandtschaft der Alexandersagen im Seelentrost und in der ersten niederländischen Historienbibel	78
WILLIAM FOERSTE, Von Reinaerts Historie zum Reinke de Vos	105
LOTTE FOERSTE, Fritz Reuters „Hanne Nüte“	147



Zur Geschichte der langen ê- und ô-Laute in Niederdeutschland, besonders in Westfalen¹

von Felix Wortmann

Über die Geschichte der alten langen ê- und ô-Laute im Niederdeutschen, auch im Niederländischen herrscht noch weithin Unklarheit und Unsicherheit. Zwei Fragen daraus seien hier besprochen: die Diphthongierung dieser Vokale in Westfalen und Ostfalen und die Spaltung des ê² in zwei Laute.

Man kennzeichnet die im Mittelniederdeutschen unterschiedslos *e* und *o* geschriebenen Vokale lautgeschichtlich verschiedener Herkunft aus praktischen Gründen durch hochgestellte Zahlen: ê¹ (wg. *â* mit Umlaut), ê² (germ. *ai*). In vielen niederdeutschen Mundarten hat sich ê² gespalten in ê^{2a}, das mit ê¹ gleichlautet und ê^{2b} das gleich ê⁴ ist), ê³ (umgelautes ê²), ê⁴ (germ. *eu*, germ. *ê*² und einige durch Kontraktion entstandene ê), ô¹ (germ. *ô*), ô² (germ. *au*), ô³ (Umlaut zu ô¹), ô⁴ (Umlaut zu ô²). Von diesen Lauten waren ê¹, ê², ô², ô³ offen, ê³, ê⁴, ô¹, ô⁴ geschlossen. Damit hängt ihre weitere Entwicklung zusammen.

Die Diphthongierung

Es lassen sich in Westfalen und Ostfalen 4 verschiedene Diphthongierungsgebiete unterscheiden. In Südwestfalen, etwa südlich der Lippe, wird ô¹ heute mit nur schwachen Abweichungen überall, vom Kreise Brilon bis zum Rheinland, als *au* gesprochen². Entsprechend ist ô³ vom Osten bis Westen zu *âi* geworden, von einer stellenweise nachträglichen Verdampfung des *a* abgesehen,

¹ Meine Ansicht über die Diphthongierung habe ich schon 1950 auf der Jahresversammlung des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung dargelegt. Eine kurze Inhaltsangabe des Vortrages findet sich im Korrespondenzblatt des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung 57 (1950), S. 38. Im Jahre 1954 hat auch Hans BEHRENS ähnliche „Beobachtungen zur Geschichte der niederdeutschen Diphthongierung“ (Niederdeutsches Jahrbuch 77, 1954, S. 84–110) veröffentlicht.

² Über ein kleines *eau*-Gebiet um Kirchhundem, Kreis Olpe, herum s. W. SCHULTE, Gliederung der Mundarten im südöstlichen Sauerland. Deutsche Dialektgeographie 38, 1941, S. 40f.

nur im Südwesten und äußersten Westen zu *qi*, *oi*, *öü*³. Bei δ^2 , dem aus altem germ. *au* entstandenen Laut, bemerken wir von Osten nach Westen eine Abstufung von *ay* über *äy* und *oy* zu *ö* in der westlichen Grafschaft Mark. Der Baum heißt etwa in Assinghausen, Kreis Brilon *bäym*, in Müschede, Kreis Arnsberg *beym*, in Herdecke, Ennepe-Ruhr-Kreis, *boyum*, in Schwelm *bōm*. Die Diphthongierung von δ^2 ist also von Osten nach Westen immer weniger durchgeführt. Sichere Spuren einer Diphthongierung von δ^2 in mittelniederdeutschen Quellen dieses Raumes fehlen. Neuere Fremdwörter mit langem *ö* lauten hier genau wie δ^2 , zum Beispiel „Kommode, marode, Prozession“, also etwa in Müschede *kumeyda*, *mareyda*, *prosjeyn*, mit demselben *ey* wie *beym* „Baum“. Wörter mit δ^1 vor *r*, zum Beispiel „Mutter, Bruder, führen, rühren“ haben sich meist δ^2 angeschlossen; denn *r* verhindert oder verzögert ja in vielen Mundarten die Diphthongierung. Es heißt in Müschede statt zu erwartendem *fajyn* tatsächlich *föjyn*, statt *rajyn* *röjyn*, statt *mayv* *meyv*, statt *brauv* *breuv*. All dies beweist, daß in Südwestfalen zuerst δ^1 und erst später δ^2 diphthongiert worden ist, also erst der geschlossene, dann der offene Laut. Dasselbe Verhältnis haben wir bei den *é*-Lauten. Während das geschlossene *é*⁴, d. i. wg. *eu* („Dieb, fliegen“) einheitlich im ganzen Süden zu *äi* geworden ist und ebenso *é*³ („Heide, klein“), finden wir bei *é*² („Lehm, Kleid“) wieder die Staffelung von *äi* im Osten über *äi* und *ei* zu *ē* im Westen. Und schließlich ist *é*¹ (der Umlaut von altem langem *â*), wohl der offenste *é*-Laut, gar nicht diphthongiert. Die Diphthongierung der geschlossenen Laute ist für Südwestfalen schon im 14. Jahrhundert oft bezeugt⁴.

Aus dem östlichen Westfalen seien als Beispiele Rhoden in Waldeck, Gütersloh, Kreis Wiedenbrück und Osnabrück genommen. Für Rhoden⁵ gilt $\delta^2 > au$, $\beta^2 > ai$, $\acute{e}^1 > ai$, $\acute{e}^{2a} ai$ aber $\delta^1 > \bar{o}$, $\beta^1 > \bar{o}$, $\acute{e}^4 > \bar{e}$, $\acute{e}^{2b} > \bar{e}$ und $\acute{e}^3 > ei$. In Gütersloh⁶ $\delta^2 > au$, $\beta^2 > ai$, $\acute{e}^1 > ai$, $\acute{e}^{2a} > ai$, aber $\delta^1 > ou$, $\beta^1 > öü$, $\acute{e}^4 > ei$, $\acute{e}^{2b} > ei$, $\acute{e}^3 > ei$. In Osnabrück⁷ $\delta^2 > äu$, $\beta^2 > qü$, $\acute{e}^1 > äj$, $\acute{e}^{2a} > äj$, aber $\delta^1 > ou$, $\beta^1 > öü$, $\acute{e}^4 > ei$, $\acute{e}^{2b} > ei$, $\acute{e}^3 > ei$.

³ Vgl. W. SCHULTE, aaO., S. 42; P. FREBEL, Die Mundarten des westlichen Sauerlandes. Marburg 1956, S. 93; H. HELLBERG, Studien zur Dialektgeographie im Ruhrgebiet und im Vest Recklinghausen. Deutsche Dialektgeographie 37. Marburg 1936, S. 39; Sprachatlas-Karte „müde“.

⁴ Vgl. BEHRENS, aaO., S. 92ff.

⁵ B. MARTIN, Studien zur Dialektgeographie des Fürstentums Waldeck und des nördlichen Teils des Kreises Frankenberg. Deutsche Dialektgeographie XV. Marburg 1925.

⁶ H. WIX, Studien zur westfälischen Dialektgeographie im Süden des Teutoburger Waldes. Deutsche Dialektgeographie IX, Marburg 1921.

⁷ A. E. NIBLETT, Grammatik der osnabrückischen Mundart. I. Teil. Diss. München. Osnabrück 1913.

In Ostwestfalen sind also meistens alle ê- und ô-Laute diphthongiert. Im Gegensatz zu Südwestfalen sind hier aber die Diphthonge aus den offenen Lauten am weitesten entwickelt. Dem entspricht, daß ebenso im Gegensatz zu Südwestfalen neuere Fremdwörter wie „Franzose, famos, Station, Apotheke, Chaussee“ hier mit den geschlossenen Lauten gehen, in Rhoden \bar{o} bzw. \bar{e} haben, in Gütersloh und Osnabrück *ou* bzw. *ei*, und daß \acute{e}^4 und \acute{o}^1 , \acute{o}^1 vor *r* hier nicht mit den offenen Lauten gehen. Das mittelniederdeutsche \acute{e}^3 („rein, Heide, Sense“), das mittelniederdeutsch *ei* geschrieben wurde, ist trotz der Diphthongierungsfreudigkeit der Ostwestfälischen Mundarten nicht am weitesten entwickelt, wie in Südwestfalen, sondern hat sich den am wenigsten entwickelten Diphthongen angeschlossen. So heißt es in Gütersloh *seisən* „Sense“, wie *freizən* „frieren“, aber *klait* „Kleid“, oder es steht zwischen den geschlossenen und offenen Lauten, so in Rhoden in Waldeck: *seisə* „Sense“, *gëit* „(er) geht“ zwischen *flēten* „fließen“ und *klait* „Kleid“. Dies Zurückbleiben von \acute{e}^3 ist leicht erklärlich wenn man annimmt, daß der mittelniederdeutsche Diphthong *ei* ein geschlossenes *e* hatte, im östlichen Westfalen aber gerade zuerst die offenen Laute zuerst diphthongiert wurden. Nur ausnahmsweise ist heute \acute{e}^3 mit \acute{e}^1 und \acute{e}^{2a} zusammengefallen: In Bühne, Kreis Warburg, ist \acute{e}^1 , \acute{e}^{2a} und $\acute{e}^3 > ai$ geworden, \acute{e}^{2b} und \acute{e}^4 aber $> \bar{e}$. In einem großen Teil des Paderborner Gebietes ist $\acute{e}^3 > ai$ geworden, dann ist aber der Diphthong $< \acute{e}^1$, \acute{e}^{2a} wieder rückmonophthongiert zu \bar{a} . Das ist hier am Rande dieses Gebietes aber nicht geschehen. Daher der Zusammenfall.

Doch ist auf die Frage, ob in Ostwestfalen zuerst die offenen und erst später die geschlossenen Laute diphthongiert wurden, noch näher einzugehen. Für Waldeck kann man wohl annehmen, daß hier die offenen früher diphthongiert sind, denn die geschlossenen sind ja stellenweise, z. B. in Rhoden, noch gar nicht diphthongiert. Daß in Rhoden $\bar{o} < \acute{o}^1$, $\bar{e} < \acute{e}^4$ ursprüngliche Monophthonge sind, und nicht rückmonophthongiert, kann man aus Folgendem schließen. Nachbarorte von Rhoden haben für \acute{e}^3 und \acute{e}^4 *ei*. Wenn nun Rhoden, das für \acute{e}^3 auch *ei* spricht, ein *ei* $< \acute{e}^4$ rückmonophthongiert hätte, sollte man dasselbe auch für *ei* $< \acute{e}^3$ erwarten. Für das übrige Ostwestfalen, in dem sowohl die offenen wie die geschlossenen Laute diphthongiert sind, läßt sich nicht so ohne weiteres erkennen, welche Laute vorangegangen sind. Wenn für die offenen Laute heute etwa *au* und *ai* gesprochen wird, für die engen Laute aber nur *ou* und *ei*, so kann das ja an dem verschiedenen Ausgangspunkt liegen. Ein aus einem \bar{a} hervorgegangener Diphthong war ja einem *ai* von vornherein näher als ein Diphthong, der aus einem geschlossenen \bar{e} hervorging. Das gleiche gilt für die Diphthonge aus $\bar{a} = \acute{o}^2$ und $\bar{o} = \acute{o}^1$. Man kann aber wohl aus der Form

der Diphthonge schließen, daß die engen \acute{e} - und \acute{o} -Laute hier verhältnismäßig spät diphthongiert sind. Sie gehen nämlich den Diphthongen aus \acute{i} und \acute{u} parallel. In Ostwestfalen entspricht die Diphthongierung des \acute{i} der Diphthongierung des geschlossenen \acute{e} (\acute{e}^{2b} , \acute{e}^4). Wo \acute{i} nicht diphthongiert ist, ist es auch das geschlossene \acute{e} gar nicht oder nur wenig; wo aus \acute{i} schon ein weiterer Diphthong geworden ist, da ist auch \acute{e} schon weiter diphthongiert. Wo z. B. im niederdeutschen Waldeck⁸ $\acute{i} > ei$ geworden ist, da $\acute{e}^4 > ei$, wo $\acute{i} > \bar{i}$, da $\acute{e}^4 > \bar{e}$. In Steinhausen, Kreis Büren, ist \bar{i} schon \bar{ai} , \acute{e}^4 schon \bar{q} ($< \bar{aj}$). In Gütersloh, Kreis Wiedenbrück⁹, $\acute{i} > \bar{i}$, $\acute{e}^4 > ei$, in Osnabrück¹⁰ $\acute{i} > \bar{i}$, $\acute{e}^4 > ei$. Wo \acute{i} nicht $> ei$, sondern zu einem labialen Laut geworden ist, da ist auch der Diphthong aus \acute{e} labial, zum Beispiel in Sandebeck, Kreis Höxter, $\acute{i} > ui$, $\acute{e}^4 > \acute{e}i$, in Istrup bei Blomberg in Lippe $\acute{i} > \acute{u}\cdot u$, $\acute{e}^4 > \acute{ö}\cdot u$, auslautend $\acute{i} > \acute{u}$, $\acute{e}^4 > \acute{ö}$ (*viü* „wir“, *fö* „Vieh“, *svü-un* „Schwein“, *stö-un* „Stein“).

Ein Vergleich der Marburger Sprachatlas-Karten „beißen“ oder „sei“ mit „heiß“ (\acute{e}^{2b}) und „fliegen“ läßt diese parallele Entwicklung deutlich erkennen. Während so in Ostwestfalen \acute{i} parallel zu dem geschlossenen \acute{e}^4 und \acute{e}^{2b} geht stimmt es in Südwestfalen, wo \acute{e}^2 später diphthongiert wurde, auch mit diesem und nicht mit \acute{e}^4 überein; z. B. in Heßler, Kreis Gelsenkirchen, $\acute{i} > \bar{i}$, $\acute{e}^2 > \bar{e}$: in Müschede, Kreis Arnsberg, $\acute{i} > ei$, $\acute{e}^2 > \acute{e}i$: in Soest¹¹ $\acute{i} > ui$, $\acute{e}^2 > \acute{ö}i$. Entsprechend geht auch die Diphthongierung von \acute{u} in Ostwestfalen parallel der von \acute{o}^1 , in Südwestfalen der von \acute{o}^2 . Diese Parallelität weist darauf hin, daß in Ostwestfalen \acute{e}^4 und \acute{e}^{2b} und in Südwestfalen \acute{e}^2 zu gleicher Zeit oder wenigstens nicht viel früher als \acute{i} diphthongiert worden sind.

Mit dieser Feststellung ist aber noch nichts gesagt über die Zeit der Diphthongierung der offenen Laute in Ostwestfalen. Wenn bei ihr die Parallelität zur Diphthongierung von \acute{i} , \acute{u} , $\acute{ü}$ nicht, oder wenigstens nicht so deutlich vorhanden ist, so könnte das ja an der Offenheit der \acute{e} und \acute{o} liegen. Doch läßt sich wenigstens im nördlichen Teil Ostwestfalens einige Ähnlichkeit mit der Diphthongierung von \acute{u} erkennen. Man kann immer feststellen, daß da, wo $\acute{u} > iu$ diphthongiert ist, auch die \acute{o} -Laute zu *eo*, *äo* oder ähnlich geworden sind, das zeigt deutlich ein Vergleich der Sprachatlas-Karten „Hause“ und „hoch“. Da man aber weiter feststellen kann, daß in den Gegenden, wo nachweislich schon lange vor der Diphthongierung von \acute{i} , \acute{u} , $\acute{ü}$ ein \acute{o} diphthongiert ist, wie etwa in Südwestfalen \acute{o}^1 , dieser Diphthong nicht diesen palatalen Anfang hat, also nicht

⁸ MARTIN, aaO., § 293 und 309.

⁹ WIX, aaO., § 88 und 113.

¹⁰ NIBLETT, aaO., § 66 und 48.

eu, sondern *au* lautet¹¹, während das viel später diphthongierte δ , in Südwestfalen δ^2 , noch *äu* ausgesprochen wird, so kann man annehmen, daß da, wo in Ostwestfalen *äu* oder ähnlich für δ^2 gesprochen wird, dieses *äu* nicht Jahrhunderte älter ist als *iu* < *û*. Wo dagegen in einem *iu* (< *û*)-Gebiet *au* (< δ) gesprochen wird, ist dieser Diphthong schon wesentlich älter als das *iu* < *û*. Wo *û* aber > *ou* diphthongiert ist, der δ -Laut entsprechend etwa zu *qu*, da braucht ein heutiges *au* aus δ nicht wesentlich älter zu sein als ein *ou* < *û*, weil *ou* schneller zu *au* werden kann als ein *eu*. Vgl. die Sprachatlas-Karten „Hause“ mit „Bruder“ (für Südwestfalen) und „hoch“!

Zieht man nun die ältesten Belege für diphthongische Aussprache der Laute heran, so sieht man, daß etwa die diphthongische Aussprache von δ^2 im Südosten, im Paderborner Land und im Göttinger Gebiet, merklich früher belegt ist als in der nördlichen Hälfte Ostwestfalens. In Duderstadt und Göttingen wird schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts für δ^2 manchmal *ou* geschrieben, im 15. Jahrhundert schon *au*¹². 1660 wird hier statt *au* bereits *a* geschrieben¹³. Aus dem Osnabrückischen kenne ich für Diphthongierung von δ^2 erst Belege aus dem 17. Jahrhundert. In der Komödie von „Slenner Hinken Landlaup“, gedruckt 1661, die in den Osnabrücker Raum gehört¹⁴, wird für δ^2 *au* geschrieben. Auch in Münsterschen Quellen sind deutliche Belege für diphthongisches δ^2 wohl erst aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu finden. Das von Behrens aaO., S. 95 angeführte *gedeydet* „getötet“ von 1405 ist wohl verlesen für *gedoydet* und *eyn beyslick leven* in Arnd Bevergers Chronik wird wohl nicht „böslisch“ sein, sondern „biestlich“, denn *ai* für δ^2 war ja 1884 noch nicht einmal ganz durchgedrungen, neben *qi*¹⁵.

¹¹ Hier macht allerdings das oben erwähnte kleine Gebiet um Kirchhundem mit *eau* < δ^1 einige Schwierigkeit. Ob die Diphthongierung von δ^1 , δ^2 hier am Südrand des niederdeutschen Sprachgebietes erst verhältnismäßig spät durchgedrungen ist, oder ob das *eau* erst nachträglich aus *au* entstanden ist, bleibt ungewiß.

¹² Torsten DAHLBERG, Zur Urkundensprache in Göttingen und Duderstadt. Niederdeutsche Mitteilungen 5, (1949), S. 59. s. auch W. FLECHSIG, Die Volkssprache im Kreise Einbeck. 22. Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck und Umgegend. 1955/56, S. 83.

¹³ Torsten DAHLBERG, Die Mundart von Dorste. Studien über die niederdeutschen Mundarten an der oberen Leine (das sog. Göttingisch-Grubenhagensche Dialektgebiet), Teil I: Die Vokale. Lund und Kopenhagen 1934. S. 32f.

¹⁴ Sie schreibt auch für *d* und *a* vor *ld au* und vor ausgefallenem *d a* (= \bar{a}), was alles zu Osnabrück stimmt. Die *ou* und *au* für δ^1 stammen aus der nördlichen Nachbarschaft, etwa aus dem Bersenbrückschen. Die Komödie zeigt keine einheitliche Mundart, sondern alles, was in dem ganzen Raum auffällig mundartlich ist.

¹⁵ J. KAUMANN, Entwurf einer Laut- und Flexionslehre der münsterischen Mundart

Wir sind hiermit schon zum Münsterland gekommen. Dies stimmt weder ganz mit Ostwestfalen, noch ganz mit Südwestfalen überein. Im Münsterland werden zwar wohl die offenen Laute wie in Ostwestfalen diphthongiert, etwa in Münster $\acute{e}^1 > \bar{a}i$, $\acute{\delta}^2 > au$, $\hat{\delta}^2 > \bar{a}i$. Das \acute{e}^2 ist aber in Münster monophthongisches \bar{e} , ebenso im übrigen Münsterland \bar{e} oder $\bar{e}i$: \acute{e}^2 ist also gar nicht oder spät monophthongiert wie in Südwestfalen. Wie in Südwestfalen ist auch \acute{e}^4 und $\acute{e}^3 > \bar{a}i$ geworden, aber $\acute{\delta}^1$, $\hat{\delta}^1$ sind nicht oder nur wenig diphthongiert. Im 15. Jahrhundert sind diese Diphthonge bezeugt¹⁶.

Als viertes Diphthongierungsgebiet ist Ostfalen (ohne den südwestlichen Teil) zu nennen. Hier sind wieder wie in Südwestfalen alle engen Laute zuerst diphthongiert. Erst später die offenen, diese im östlichen Teil Ostfalens gar nicht. Z. B. in Emmerstedt bei Helmstedt¹⁷ $\acute{e}^1 > \bar{e}$ (*kēzə* „Käse“), $\acute{e}^{2a} > \bar{e}$ (*alēnə* „allein“), $\acute{e}^{2b} > \bar{a}i$ (*bājn* „Bein“), $\acute{e}^4 > \bar{a}i$ (*dājp* „tief“), $\acute{e}^3 > \bar{a}i$ (*bāj* „beide“) $\acute{\delta}^1 > au$ (*bayk* „Buch“), $\acute{\delta}^2 > \bar{o}$ (*dōt* „Tod“); in Betheln, Kreis Alfeld¹⁸, \acute{e}^1 , $\acute{e}^{2a} > ei$, \acute{e}^{2b} , \acute{e}^4 , $\acute{e}^3 > ai$, $\acute{\delta}^2 > eo$, $\hat{\delta}^2 > oi$, $\acute{\delta}^1 > au$, $\hat{\delta}^1 > oi$. Aus dem 15. Jahrhundert ist die Diphthongierung von $\acute{\delta}^1$ für Ostfalen bezeugt, aus dem 14. Jahrhundert von \acute{e}^4 ¹⁹. Auf der Tabelle sind die genannten 4 Diphthongierungsgebiete mit ihren Lauten nebeneinander gestellt.

In Südwestfalen und Ostfalen scheinen also zuerst die geschlossenen Laute diphthongiert zu sein. Im Weserraum zuerst die offenen (im Süden auch die geschlossenen schon früh) und im Münsterland zuerst das geschlossene \acute{e}^4 , aber dann auch das offene \acute{e}^1 und $\acute{\delta}^2$, $\hat{\delta}^2$. Damit sei nun kurz zur Probe auf die Richtigkeit dieser Meinung die Entwicklung von mnd. *ei* (z. B. „Eier“), \acute{e}^1i („mähen“) und *ou* (< *au*, „hauen“) im Hiatt in diesen Gebieten verglichen. In Südwestfalen und Ostfalen ist *ou* mit dem Diphthong aus $\acute{\delta}^1$ zusammengefallen. *ou* wird ein offenes *o* gehabt haben, da es aus älterem *au* entstanden ist. Der Diphthong aus $\acute{\delta}^1$ mußte bei seiner weiteren Entwicklung in Richtung auf das *au* ja schließlich *ou* erreichen²⁰. In Ostwestfalen mußte der Laut sich anders entwickeln, weil

in ihrem gegenwärtigen Zustande. Diss. Münster 1884. § 38. Auch der münstersche Mundart-Dichter ZUMBROCK schreibt um 1850 für $\hat{\delta}^2$ oft *äu*.

¹⁶ Vgl. BEHRENS, aaO., S. 95.

¹⁷ Edvin BRUGGE, Vokalismus der Mundart von Emmerstedt. Mit Beiträgen zur Dialektgeographie des östlichen Ostfalen (Lunder Germanistische Forschungen, hrsg. von Erik Rooth 14). Lund 1944.

¹⁸ E. MACKEL, Die Mundart zwischen Hildesheimer Wald und Ith. „Unsere Heimat. Das Land zwischen Hildesheimer Wald und Ith“, hrsg. von W. Barner. Hildesheim 1938.

¹⁹ Chr. SARAUW, Niederdeutsche Forschungen, I. Kopenhagen 1921 S. 207, 184. BEHRENS, aaO., S. 98 f.

²⁰ Vgl. für Ostfalen BEHRENS, aaO., S. 99.

hier die offenen Monophthonge zuerst diphthongiert wurden. Hier wurde *ou* von dem neuen Diphthong \hat{o}^2 eingeholt, daher etwa in Mettingen, Kreis Tecklenburg, *hauən* „hauen“ mit demselben \hat{o}^2 wie in *daʏt* „tot“. Durch die spätere Schärfung im Hiatt ist im größten Teil Ostwestfalens nicht mehr zu erkennen, daß *ou* mit \hat{o}^2 gegangen ist. Den Angaben DAHLBERGS I, S. 139, ist zu entnehmen, daß das Wort „Tau“ (ros) nur am Ostrand, wo \hat{o}^2 monophthongisch geblieben ist, und im südlichen Teil seines Untersuchungsgebietes \hat{o}^1 hat. Das spricht neben anderen Gründen dafür, daß in diesem südlichen Teil auch \hat{o}^1 schon früh diphthongiert wurde. Ebenso hat im Münsterland, das ja auch zuerst den offenen \hat{o} -Laut diphthongierte, *ou* denselben Diphthong wie \hat{o}^2 , z. B. Münster: *hauən* „hauen“ und *daʏt* „tot“. Aus dem heutigen Verhältnis von *ou* zu \hat{o}^1 bzw. \hat{o}^2 ergibt sich aber, daß in Südwestfalen und Ostfalen \hat{o}^1 zuerst diphthongiert wurde, im Weserraum und im Münsterland zuerst \hat{o}^2 . Bei *ei* und $\hat{e}^1 i$ im Hiatt („Eier“, „mähen“) muß man von Südwestfalen absehen, da hier \hat{e}^1 gar nicht diphthongiert wurde. Hier ist deshalb auch *ei* und $\hat{e}^1 i$ meistens noch unterschieden. In Ostfalen dagegen, wo auch \hat{e}^1 später diphthongiert worden ist, sind *ei* und $\hat{e}^1 i$ zusammengefallen, z. B. in Betheln, Kr. Alfeld *aier* „Eier“, *maien* „mähen“. In Ostwestfalen aber, wo \hat{e}^1 früh diphthongiert wurde, mußte $\hat{e}^1 i$ sich von *ei* fortentwickeln. Daher etwa in Mettingen, Kr. Tecklenburg *ei* „Ei“, und *maien* „mähen“, oder mit Hiatschärfung z. B. in Gütersloh, Kreis Wiedenbrück *egv* „Eier“, aber *magən* „mähen“. Im Münsterland wiederum, wo *ei* mit dem frühen Diphthong aus geschlossenem \hat{e}^1 zusammenfiel, ist es mit dem erst etwas später diphthongierten \hat{e}^1 und damit $\hat{e}^1 i$ gleich geworden. Daher auch hier abweichend von Ostwestfalen *aiv* und *maien*. So läßt sich das verschiedene Verhalten von *ei*, $\hat{e}^1 i$ und *ou* gut erklären, wenn man sie mit der verschiedenen Diphthongierung der ê- und ô-Laute zusammenbringt.

Will man nun die Grenzen dieser verschiedenen Diphthongierungsgebiete angeben, so stellt man bald fest, daß es zwar recht leicht ist, diese Gebiete im groben zu umreißen, aber sehr schwer, die Grenzen genau zu bestimmen. Die Diphthonge haben sich nämlich oft, besonders in Ostwestfalen, so stark verändert, daß man auf den ersten Blick nicht mehr erkennen kann, welcher älter, welcher jünger ist.

Für die Grenze zwischen dem südwestfälischen und dem münsterländischen Diphthongierungstyp sei nur auf die Sprachatlas-Karte 78 „kamen“ und Karte 45 „Gänse“ verwiesen. Es liegt nämlich kein Grund vor, das münsterländische *ai* in *kāim* nicht wie das südwestfälische *ā* als Umlaut von westgerm. *â* aufzufassen. Die Grenze verläuft also etwas nördlich der Lippe. Schwieriger sind die Grenzen

für das ostwestfälische Gebiet, in dem die offenen Laute zuerst diphthongiert wurden, festzustellen. Im Süden, in Waldeck, reicht dies Gebiet nicht ganz bis an die Lautverschiebungsgrenze. Die Grenze verläuft anscheinend zwischen Bühle/Freienhagen; Volkhardinghausen/Dehringhausen; Braunsen/Elleringhausen; Twiste/Oberwaroldern; Mühlhausen/Berndorf; Helmscheid/Corbach; Flechtendorf/Selbuch; Benkhausen/Rhena; Schweinsbühl/Börnighausen; Deisfeld/Neerdar; Hemmighausen/Eimelrod/Usseln; Ottlar/Rattlar. Südlich dieser Linie werden dieselben Diphthonge gesprochen wie gewöhnlich im östlichen Sauerland; z. B. in „Stein“ nördlich *ei*, südlich *ai*, δ^1 nördlich *qu* oder *ō*, südlich *au*²¹, fast genauso δ^2 nördlich *ai*, südlich *qi*, \acute{e}^3 nördlich *ei*, südlich *ai*, \acute{e}^1 (Beispiel „Käse“) hat die gleiche Grenze (nördlich *ai*, südlich \bar{e}), doch ist diesmal *ai* um Horinghausen herum (wohl nachträglich) nach Süden eingebrochen. Bei \acute{e}^{2a} und δ^2 ist keine Grenze vorhanden, da ja \acute{e}^2 und δ^2 im östlichen Sauerland auch (sekundär) $> ai$ (oder wenigstens $\acute{a}i$) bzw. *au* (*áu*) wie in Ostwestfalen geworden sind. Während also bei \acute{e}^1 , \acute{e}^{2b} , \acute{e}^3 , δ^1 (bei δ^1 wird die Grenze durch nachträgliche Verdampfung des *ai* $> qi$, wie im östlichen Sauerland, wieder aufgehoben sein), δ^2 der südliche Teil des niederdeutschen Waldeck mit Südwestfalen übereinstimmt, weicht er bei \acute{e}^4 ab, denn hier hat ein kleinerer nördlicher Teil Waldecks *ei*, ein südlicher bis ungefähr zur Lautverschiebungsgrenze \bar{e} (Vom Kreis Brilon hat auch das angrenzende Stückchen nördlich von Medebach dies \bar{e}). Das heißt also, in diesem südlichen Teil des niederdeutschen Waldeck ist wohl δ^1 , auch \acute{e}^3 früh diphthongiert, nicht aber \acute{e}^4 , ein merkwürdiges Gegenstück zum Nordwesten, zum Münsterland, wo wohl \acute{e}^4 früh, aber nicht δ^1 diphthongiert wurde.

Vom Kreise Brilon gehört der nordöstliche Teil mit den Orten Madfeld, Beringhausen, Padberg, Giershagen, Heddinghausen, Erlinghausen, Nieder- und Obermarsberg zum Ostwestfälischen Gebiet²². Von da an verläuft die Grenze längs der Grenze des Regierungsbezirks Detmold (früher Minden), dann weiter durch den Südwesten des Kreises Tecklenburg²³. Die genauere Grenze der Diphthongierung der \acute{e} - und δ -Laute zwischen Ostwestfalen und dem Münsterland ist (nach den Angaben bei WIX) schwer festzustellen. \acute{e}^1 , δ^2 , δ^3 sind ja im Münsterland und Ostwestfalen gleiche Wege gegangen²⁴. Bei den Lauten, die in Ostwestfalen und im Münsterland getrennte Wege gegangen

²¹ MARTIN, aaO., § 303, 3; 296; 306; 263; 303, 2; 289.

²² Vgl. J. BIRKENHAUER, Die Mundarten im Osten des Herzogtums Westfalen. Ungedruckte Diss. Münster 1921. § 105 und 83.

²³ Vgl. die Sprachatlaskarte „fliegen“.

²⁴ Vgl. WIX, aaO., § 382, 408, 410.

sind (\acute{e}^{2a} , \acute{e}^4 , \acute{e}^3), ist die Grenze deshalb nicht mehr scharf, weil hier anscheinend das östliche *ai* sich an das münsterländische \bar{e} , $\bar{e}j$ angeglichen hat zu $\acute{e}j^{25}$ und umgekehrt das münsterländische \bar{e} , $\bar{e}j$ an das ostwestfälische *ai*. So sind z. B. schon in der Stadt Beckum \acute{e}^2 , \acute{e}^3 und \acute{e}^4 alle $> \acute{e}j$ geworden, während in Vorhelm noch echt münsterländisch unterschieden wird zwischen $\acute{e}^2 > \bar{e}j$ und \acute{e}^3 , $\acute{e}^4 > \bar{a}j$. Aber \acute{e}^1 und $\hat{\delta}^2$ sind auch in Beckum wie im übrigen Münsterland $> \bar{a}j$ geworden, weil auch Ostwestfalen $\bar{a}j$ hat.

Zwar wird im größten Teil des Paderborner Gebietes, auch in der eben genannten Briloner Ecke, heute ein Monophthong für \acute{e}^1 , \acute{e}^{2a} , $\hat{\delta}^2$ und stellenweise auch für $\hat{\delta}^2$ gesprochen. In Herbram, Kreis Büren, ist z. B. $\acute{e}^1 > \bar{a}$ geworden, $\acute{e}^{2a} > \bar{a}$, $\acute{e}^{2b} > \bar{a}j$, $\acute{e}^3 > \bar{a}j$, $\hat{\delta}^1 > \rho u$, $\hat{\delta}^2 > a u$, $\hat{\delta}^1 > \rho j$, $\hat{\delta}^2 > \bar{a}$. Dies \bar{a} , in anderen Orten oft \bar{a} ausgesprochen, ist aber kein alter Monophthong, sondern aus einem Diphthong rückmonophthongiert. Das kann man oft am Rande des \bar{a} -Gebietes erkennen, z. B. im Norden Waldecks. Hier spricht man nach Martin § 303 nicht \bar{a} (\bar{a}), sondern *ai*. In diesem *ai*-Gebiet haben aber die Orte Ammenhausen, Schmillinghausen, Herbsen, Hörle stattdessen \bar{a} . Nun hat aber das *ai*-Gebiet für \acute{e}^3 $\acute{e}i$. Doch auch hier weichen gerade die genannten Orte wieder ab, sie sprechen *ai*, also einen weiter entwickelten Diphthong (wie auch im Paderborner Gebiet). So wie dies *ai* aus $\acute{e}i$ weiter entwickelt ist, so auch das *ai* $< \acute{e}^{2a}$ weiter $> \bar{a}$. Für Rückmonophthongierung spricht auch, daß der gleiche Laut \bar{a} auch in einigen Orten des Kreises Brilon vorkommt, die die geschlossenen \acute{e} - und $\hat{\delta}$ -Laute zuerst diphthongiert haben. In diesen Orten vertritt \bar{a} deshalb auch nicht die offenen Laute, sondern die geschlossenen. Während in Beringhausen, Padberg, Giershagen $\hat{\delta}^2 > \bar{a}$ geworden ist, ist es in Silbach, Altastenberg, Grönebach $\hat{\delta}^1$. In Marsberg, Heddinghausen, Madfeld, Beringhausen, Padberg, Giershagen ist $\acute{e}^1 > \bar{a}$ geworden, in Silbach, Altastenberg, Hesborn \acute{e}^3 , \acute{e}^4 .

Da nun das Göttingisch-Grubenhagensche Gebiet mit \bar{e} für \acute{e}^1 , \acute{e}^{2a} , $\hat{\delta}^2$ direkt mit dem Paderborner Gebiet zusammenhängt, so ist auch hier das \bar{e} rückmonophthongiert und kein alter Monophthong.

Es wäre ja auch sehr merkwürdig, wenn die altsächsischen offenen \acute{e} - und $\hat{\delta}$ -Laute sich so lange erhalten hätten oder sogar noch offener geworden wären, wo wir doch sonst überall sehen, daß offene Laute im Laufe der Zeit geschlossen werden. Schließlich spricht ja auch die geographische Lage dieses \bar{a} -Gebietes zwischen südlichem und nördlichem *ai* dafür, daß das \bar{a} nicht ursprünglich ist. Dem *ai* würde ja sein Kerngebiet fehlen.

²⁵ Wix, aaO., § 400, 402.

Die Ostgrenze des Gebietes, in dem zuerst die offenen Vokale diphthongiert wurden, kann man sich nun wohl nach Torsten DAHLBERG'S Angaben ungefähr rekonstruieren²⁶. Nach der Karte bei DAHLBERG auf dem Deckblatt b für *bōm* und *sēpa* im Osten gegen *bām* und *sēpa* im Westen verläuft die Grenze südlich von Osterode am Harz anfangend etwas westlich des Harzes nach Norden. Die weitere Grenze nach Nordwesten kann ich nur ungenau festlegen, weil beiderseits der Grenzen sowohl die offenen wie die geschlossenen Laute diphthongiert sind. In der Grenzzone finden sich dann die offenen Monophthonge. Nach den Angaben von W. FLECHSIG, E. MACKEL und R. MEHLEM²⁷ kann man wohl Groß Freden, Duingen und die Dörfer östlich des Ith von Kapellenhagen bis Koppenbrügge zu dieser Grenzzone rechnen. Sie haben für \acute{e}^2 und \acute{e}^{2a} \bar{e} . Gr. Freden hat für \acute{o}^2 *au* gegenüber *eo* im Norden, für \acute{e}^1 , \acute{e}^{2a} , \acute{o}^2 spricht es \bar{e} , für \acute{e}^3 \bar{a} , aber auch für \acute{o}^1 \bar{e}^{28} , dies letzte etwa < *eu eo*, \bar{e}^1 , \bar{e}^2 , wie es in Klein Freden und andern Orten heißt²⁹. In Duingen ist nach MACKEL³⁰ $\acute{o}^2 > \bar{e}$, $\acute{o}^1 > \bar{a}$, \acute{e}^3 , \acute{e}^4 , $\acute{e}^{2b} > \bar{a}$, \acute{e}^1 , $\acute{e}^{2a} > \bar{e}$ geworden. Hier ist aber auch $\acute{i} > \bar{o}$ geworden³¹, natürlich < *oi*, ein klarer Beweis, daß in Duingen rückmonophthongiert ist. Nach dem Öffnungsgrad der Monophthonge gehört Duingen zum Osten, zu Ostfalen. Die Dörfer westlich vom Saupark gehören wohl zum Westen³². Sie sprechen für \acute{e}^{2a} *ai* gegenüber nordöstlichem \bar{e}^1 oder \bar{e} . Auch das Sünteltal mit \bar{a} für \acute{e}^{2a} gehört wohl zum Westen³³.

Mag auch die ostfälische Grenze im einzelnen unsicher sein, ungefähr wird sie aber in der Richtung laufen. Festeren Boden gewinnt man wieder, wenn man auf westfälisches Gebiet trifft. Von hier an sind nämlich im Norden die offenen Laute gar nicht diphthongiert, sondern geschlossene Monophthonge geblieben. Nur im Südosten des Kreises Minden, wo noch die ostfälische Mundart heranreicht, sind die Verhältnisse noch unklar. Die Diphthongierungsscheide

²⁶ Vgl. auch Werner FLECHSIG, Die Volkssprache im Kreise Einbeck. 22. Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck und Umgegend, 1955/56, S. 79 (für \acute{e}^2), 83 (für \acute{o}^2).

²⁷ Werner FLECHSIG über „die Volkssprache“ im Kreise Alfeld in der Kreisbeschreibung Alfeld. Veröffentlichungen des Niedersächsischen Amtes für Landesplanung und Statistik, Reihe D, Bd. 14, Hannover 1957. E. Mackel, Die Mundart zwischen Hildesheimer Wald und Ith. Hildesheim und Leipzig 1938. S. 44, n. 122 (über \acute{e}^1 und \acute{e}^{2a}). R. Mehlem, Zur „Mundart zwischen Hildesheimer Wald und Ith“ (Ein Nachtrag zu Emil Mackel †). Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Heft 61 (1954), S. 8.

²⁸ FLECHSIG, aaO., S. 288.

²⁹ Vgl. DAHLBERG I 126.

³⁰ MACKEL, aaO., S. 45f.

³¹ FLECHSIG, aaO., S. 289.

³² Vgl. R. MEHLEM, Mittelniederdeutsch \acute{e} in der Kalenberger Mundart. Nd. Jb. 74 (1951), S. 45.

³³ ebd. S. 45.

trifft vermutlich zwischen Eisbergen und Möllbergen westfälisches Gebiet, läuft dann nach Nordwesten zwischen Friedewalde und Hille hindurch in den Kreis Lübbecke, schlägt Damme in Südoldenburg noch zum ostwestfälischen Gebiet, und verläuft weiter durch den Kreis Bersenbrück, nördlich der Stadt an Bersenbrück vorbei, dann nach Südwesten in den nördlichen Zipfel des Kreises Tecklenburg³⁴ (s. oben!) Auch im Kreis Minden haben wir wieder im Grenzsäum die offenen langen Monophthonge für \hat{e}^1 , \hat{e}^{2a} , $\hat{\delta}^2$. In Rothenuffeln heißt es etwa *lĕggə* „schlecht“ (\hat{e}^1), *klĕt* „Kleid“ (\hat{e}^{2a}), *bōmə* „Bäume“ ($\hat{\delta}^2$). Daß hier nicht die alten Monophthonge erhalten geblieben sind, sieht man wieder wie in Südostwestfalen daran, daß auch $\hat{e}^3 > \bar{e}$ geworden ist, z. B. in *vĕdə* Weide. Diese offenen Monophthonge herrschen unter anderem auch in Möllbergen, im SO des Kreises und in Unterlübbe und Hille im Westen. Im Möllbergen spricht man auch für tonlanges \bar{a} wie für altlanges \hat{a} ein \bar{a} , obwohl Möllbergen schon in dem ostfälisch-nordniedersächsischen Gebiet liegt, wo \bar{a} und \hat{a} in \bar{a} zugefallen sind. Das Möllberger \bar{a} ist eben aus einem Diphthong entstanden, etwa *au* oder *äu* über *āv* oder *āv*. Auch im südwestlichen Teil des Kreises Bersenbrück und im Nordzipfel des Kreises Tecklenburg finden sich wieder die offenen Monophthonge, z. B. \bar{a} für \hat{o}^2 in Bersenbrück, Merzen, Schale, Voltlage, Hopsten, Schapen, Beesten, Spelle. Es ist die Grenzzone zwischen südlichem (ostwestfälisch-münsterländischem) *au* und nördlichem \bar{o} , \bar{a} für \hat{e}^4 in Spelle und Voltlage (zwischen ostwestfälischem *ei* und nördlichem *ai*)³⁵.

Diese Art der Monophthongierung durch Öffnung des zweiten Teils des fallenden Diphthongs können wir in Westfalen und Ostfalen immer wieder feststellen. Die Zwischenstufen sind noch oft vorhanden. Einige Beispiele mögen das erläutern. In Niedersfeld, Kreis Brilon, wird $\hat{i} > \bar{i}$; $\hat{u} > \bar{i}\bar{a}$; $\hat{u} > \bar{u}\bar{a}$; $\hat{e}^1 > \bar{e}$; $\hat{e}^2 > \bar{a}\bar{i}$ und \bar{a} ; $\hat{e}^3 > \bar{a}\bar{i}$ $\bar{a}\bar{v}$ und $\bar{a}\bar{u}\bar{a}$; $\hat{e}^4 > \bar{a}\bar{v}$; $\hat{o}^1 > \bar{a}\bar{i}\bar{a}$; $\hat{\delta}^1 > \bar{a}\bar{v}$ und $\bar{a}\bar{u}\bar{a}$; $\hat{\delta}^2 > \bar{e}\bar{v}$ und $\bar{e}\bar{i}\bar{a}$; $\hat{\delta}^2 > \bar{e}\bar{v}$ und $\bar{e}\bar{u}\bar{a}$; $\hat{o}\bar{i}$, $\hat{o}\bar{i} > \bar{a}\bar{u}\bar{a}$ (*tūt* Zeit, *brīāt* Braut, *brūāmə* Bräutigam, *kēzə* Käse, *klājt* Kleid, *ākə* Eiche, *n klaj̄n hęvz̄l̄k̄n* kleines Buschwerk, *sāvtsə* Sense, *ayə* Ei, *flōvzən* fliegen, *bājak* Buch, *bāvk̄v* und *bayvk̄v* Bücher, *bēvm* Baum, *rējət* rot, *bōvmə* Bäume, *koyətsə* Kiepe, *flayətə* Flöte, *hayə* Heu). Diese merkwürdigen Diphthonge sind vermutlich dadurch entstanden, daß der zweite Teil der im oberen Sauerland üblichen Diphthonge, das unsilbische *i* und *u* zu \bar{a} und \bar{v} wurde. Diese verschmolzen dann mit dem ersten Diphthongbestandteil,

³⁴ s. die Sprachatlaskarten „hoch“, „Gänse“ und auch „fliegen“.

³⁵ Vgl. H. VEHS�AGE, Die Mundart des Artlandes. Auf der Grundlage der Mundart des Kirchspiels Badbergen. Diss. Münster. Borna-Leipzig 1908. § 67. Vgl. auch Th. BAADER, Historische Übersicht des osnabrückisch-tecklenburgischen Vokalismus. Diss. Münster. Münster 1920. Nr. 176, 277, 286.

wenn sie ihm ähnlich waren; so wurde $i > ii > \bar{ii} > \bar{i}$, $e^2 > ai > \bar{a} > \bar{a}$. Sonst blieb das a , v erhalten und meistens schob sich zwischen die beiden Bestandteile des Diphthongs ein Übergangslaut, i nach hellem, u nach dunkeltem Vokal. Wenn dann das a , v hinter dem i bzw. u wegfällt, so hat man so fremdliche Diphthonge wie aj für δ^1 , genau umgekehrt wie es gewöhnlich ist und man es erwartet.

Offene lange Monophthonge für die e -, δ -Laute finden sich an vielen Stellen in Ostfalen und Nordwestfalen, wo die verschiedenen Diphthongierungsgebiete, bzw. Diphthong- und Monophthonggebiete zusammenstoßen. Sie werden meistens für erhaltene alte Monophthonge angesehen. Daß das zu unrecht geschieht, haben wir gerade in Waldeck und im Kreis Brilon gesehen. Im Einzelfall kann vielleicht auch ein solcher offener Monophthong einfach durch eine Angleichung des geschlossenen Lautes an den benachbarten Diphthong entstehen.

Durch Rückmonophthongierung hat auch das münsterländische Diphthongierungsgebiet Einbußen erlitten. Im Nordwesten sind nämlich in einem größeren Gebiet frühere Diphthonge außer im Auslaut und vor Vokal wieder zu offenen Monophthongen geworden. Auf den Sprachatlaskarten „hoch“ und „fliegen“ ist im Kreis Lingen und in der mittleren Grafschaft Bentheim ein Gebiet mit ao (= \bar{a} , \bar{o}) und \bar{a} eingezeichnet³⁶.

Diese \bar{o} und \bar{a} können keine alt erhaltenen Monophthonge sein, da alle offenen Längen in Westfalen die Neigung haben, sich im Laufe der Zeit zu schließen; und e^4 war ja nie ein offener Laut. Zweitens ist in dieser Gegend auch e^3 , das doch im ganzen niederdeutschen Raum diphthongisch war, hier zu einem mehr oder weniger offenen \bar{e} geworden, offener als e^2 z. B. in Nordlohne, Kreis Lingen: $v\bar{e}t\bar{a}$ „Buchweizen“, aber $b\bar{e}n$ „Bein“. Auch Wörter mit niederländisch ui^2 wie „flöten“, „Deut“, usw. die sonst überall diphthongisch sind, haben hier den offenen Monophthong. Ebenso heißt es etwa in Quendorf, Kreis Bentheim: $d\bar{q}v\bar{i}\bar{x}$ „Tauwetter“, in Beesten, Kreis Lingen $d\bar{q}$ „aufgetaut“. Wie weit diese Rückmonophthongierung nach Westen geht, weiß ich nicht. \bar{e} für e^3 hat noch Enschede³⁷, ebenso Tilligte in der Twente³⁸, Kerspel Goor in der Gemeinde

³⁶ Vgl. auch Th. BAADER, Abschnitt „Mundarten“ in: Der Landkreis Lingen. Von Dr. Heinz Polendt. Handbuch für Verwaltung, Wirtschaft und Kultur. Die Landkreise in Niedersachsen, Reihe D, Bd. II, S. 234-42.

³⁷ H. L. BEZOEN, Klank- en Vormleer van het dialect der gemeente Enschede. Leiden 1938. S. 22, § 26.

³⁸ P. Petrus THOMAS O. Carm. (Bernardus Ribbert) Phonologie des Dialektes von Tilligte in Twente. I. Die Wortformvorstellungen. Nijmegen 1933.

Markelo und Gelselaar, Gemeinde Borculo³⁹, \bar{e} für nl. *ui*² noch in Dykerhoek, Holten, Elsen, Stokkum in Overijssel⁴⁰. Aber Zelhem, nördlich von Doetinchem in Gelderland⁴¹, Vorden bei Zutphen⁴², Deventer⁴³ und Heerde⁴⁴ haben den Diphthong erhalten, ebenso die Obergrafschaft Bentheim und das Westmünsterland. In diesem größeren Gebiet mit \bar{e} für \acute{e}^3 liegt ein kleineres mit \bar{e} für \acute{o}^2 und \bar{e} für \acute{e}^1 . Da für diese Laute weiter nördlich, westlich und südlich geschlossene \bar{o} und \bar{e} gesprochen werden, ist es wahrscheinlich, daß diese offenen Laute auf Rückmonophthongierungen älterer Diphthonge beruhen, wofür ja auch, wie oben gesagt, der offene Monophthong für nl. *ui*² spricht. Da auch die Obergrafschaft Bentheim für \acute{e}^1 und \acute{o}^2 , \acute{o}^2 offene Monophthonge spricht, hat sie also wohl auch diese Laute früher diphthongiert. Daß \acute{e}^3 in der Obergrafschaft Diphthong geblieben ist, ist verständlich, weil in diesem Fall das anschließende Westmünsterland auch Diphthonge spricht, während das ja bei \acute{e}^1 , \acute{o}^2 , \acute{o}^2 nicht der Fall ist. Einen wieder etwas anderen Raum nimmt das offene \bar{e} für \acute{e}^4 ein⁴⁵. Hier geht wieder die Obergrafschaft Bentheim nicht mit. Aus all diesen Tatsachen kann man folgern: Die münsterländische Diphthongierung von \acute{e}^4 hat sich früher noch weiter nach Nordwesten erstreckt über den größten Teil des Kreises Lingen, die Mittelgrafschaft Bentheim und einen kleinen Teil der Twente. Ebenso hat sich die münsterländische Diphthongierung der offenen ê- und ô-Laute früher weiter nach Nordwesten erstreckt, jetzt auch die Obergrafschaft Bentheim erfassend. Später wurden in einem größeren Raum alle aus alten Längen entstandenen Diphthonge, wenn sie nicht im Auslaut oder vor Vokal standen, rückmonophthongiert.

Wenn man all diese vorgenannten Tatsachen im Zusammenhang sieht, so meine ich, muß die Geschichte der ê- und ô-Laute folgendermaßen verlaufe sein:

I. Erst ist schon sehr früh im ganzen niederdeutschen und niederländischen Raum \acute{e}^3 diphthongiert worden. Vielleicht ist germ. *ai* vor *i, j* nie ganz monophthongiert worden.

³⁹ G. H. WANINK, Twents-Achterhoek Woordenboek benevens Grammatica. Zutphen 1948.

⁴⁰ G. KLOEKE, Verzamelde opstellen. Als feestgave aan de schrijver aangeboden bij zijn 65ste verjaardag, Assen 1952, S. 116.

⁴¹ Joh. BROEKHUYZEN, Studies over het dialect van Zelhem in de Graafschap Zutphen. Diss. Utrecht. Groningen 1950.

⁴² J. H. GALLÉE, Woordenboek van het Geldersch-Overijsselsch Dialect, 'S Gravenhage 1895.

⁴³ Fijn VAN DRAAT, Klankleer van den tongval der stad Deventer. Tijds. v. Ned. Taal- en Letterkunde 42 (1923), S. 223 § 14.

⁴⁴ L. BOSCH, Beknopt Heerder Woordenboek. Huizen (Vorwort von 1940).

⁴⁵ s. Sprachatlas-Karte „fliegen“.

II. Dann sind im Süden des niederdeutschen Sprachgebietes, vielleicht vom Hellweg, Paderborner Land und Süd-Hannover ausgehend, die geschlossenen \hat{e} - und \hat{o} -Laute zu Diphthongen geworden: \hat{o}^1 , $\hat{\delta}^1$, \hat{e}^4 und im Spaltungsgebiet \hat{e}^{2b} ; im 14. Jahrhundert in Südwestfalen und in Göttingen, Duderstadt⁴⁶ bezeugt. Im südlichen Teil des niederdeutschen Waldeck hat \hat{e}^4 diese Diphthongierung nicht mitgemacht. Diese Diphthongierung der geschlossenen Längen hat sich nun in den einzelnen Landschaften verschieden stark durchgesetzt. Südwestfalen und das Münsterland hat der Diphthong $< \hat{e}^4$ sich schnell ganz erobert und hat den schon vorhandenen Diphthong $< \hat{e}^3$ eingeholt. \hat{o}^1 , $\hat{\delta}^1$ aber ist wohl in Südwestfalen, aber nicht im Münsterland diphthongiert. Während \hat{o}^1 ziemlich überall in Südwestfalen *au* geworden ist, ist $\hat{\delta}^1$ im Südwesten und äußersten Westen nur bis *oi*, *öü* gekommen. Ein Zeichen, daß die Diphthongierung vom Osten oder Norden ausgegangen ist. In Ostfalen hat die Diphthongierung der engen Laute sich auch weit nach Norden ausgedehnt. In dem mittleren Gebiet, Ostwestfalen (mit dem Münsterland für \hat{o}^1 , $\hat{\delta}^1$) und dem Gebiet östlich der Weser ungefähr von Minden bis zum Westrand des Harzes hatte dagegen diese Diphthongierung der geschlossenen Laute keine rechte Kraft. Sie trat entweder gar nicht ein oder blieb im Anfangsstadium stecken. Vielleicht ist das dadurch zu erklären, daß hier, abgesehen vom südöstlichen Teil dieses Gebietes, alle langen \hat{o} -Laute um eine Stufe offener waren als in Südwestfalen und Ostfalen. Darauf weist ja auch die häufige altsächsische Wiedergabe des \hat{o}^2 durch *a* hin. Vielleicht galt auch dasselbe im Weserraum für die \hat{e} -Laute.

III. Stattdessen wurden hier (im 14. Jahrhundert ist *ou* für \hat{o}^2 in Duderstadt und Göttingen bezeugt) die offenen Laute \hat{e}^1 , \hat{e}^{2a} , \hat{o}^2 , $\hat{\delta}^2$ diphthongiert, auch im Süden anfangend. Diese Laute waren in diesem mittleren Gebiet wohl besonders offen, so daß die hieraus entstehenden Diphthonge sich sogleich merklich von den im Südosten wohl schon vorhandenen aber hier ziemlich geschlossenen gebliebenen Diphthongen aus den engen Lauten unterschieden. Diese Diphthongierung der offenen Laute breitete sich anscheinend nicht sehr schnell nach Norden aus.

IV. Schließlich wurde durch eine neue Diphthongierungswelle wohl nicht lange vor der Diphthongierung von *i*, *ú*, *ü*, der ganze diphthongierende westfälisch-ostfälische Raum erfaßt. Im mittleren Gebiet wurden jetzt die geschlossenen \hat{e} - und \hat{o} -Laute (im südlichen Teil?) weiter oder (im nördlichen Teil?) ganz neu diphthongiert, im Osnabrückisch-Tecklenburgischen nur sehr wenig. Diese Diphthongierungswelle erfaßte aber auch die zwar ursprünglich offenen,

⁴⁶ s. Torsten DAHLBERG, aaO., S. 59.

mittlerweile aber geschlossen gewordenen \acute{e}^2 , \acute{o}^2 , $\acute{\delta}^2$ in Südwestfalen (am Westrand sind sie ja noch geschlossene Monophthonge), im Münsterland (nur schwach) die jetzt auch geschlossen gewordenen \acute{e}^2 , \acute{o}^1 und in Ostfalen aus demselben Grunde \acute{e}^1 , \acute{e}^{2a} , \acute{o}^2 , $\acute{\delta}^2$. Die besondere Stellung des Münsterlandes: \acute{e}^1 , \acute{o}^2 , $\acute{\delta}^2$, aber nicht \acute{e}^2 sind wie in Ostwestfalen als offene Laute diphthongiert, \acute{e}^4 , aber nicht \acute{o}^1 wie in Südwestfalen, wird sich wohl daraus erklären, daß hier wegen der überoffenen Qualität von \acute{o}^2 (gemeinsam mit Ostwestfalen) \acute{o}^1 nachrückte⁴⁷, also offener wurde⁴⁸, und daß andererseits \acute{e}^2 im Münsterland nicht so offen war wie in Ostwestfalen, weil es die Spaltung in \acute{e}^{2a} und \acute{e}^{2b} nicht mitgemacht hat.

Die Spaltung des \acute{e}^2

In Südwestfalen und im Münsterland ist \acute{e}^2 durch zwei Laute vertreten, z. B. in Müschede, Kr. Arnsberg durch $\acute{e}i$ und $\acute{a}i$, in Soest durch $\bar{q}i$ und $\acute{a}i$, in Rheine durch \bar{e} und $\acute{a}i$. Das $\acute{a}i$ vertritt das umgelautete \acute{e}^2 , also \acute{e}^3 . Im übrigen Niederdeutschland hat man oft drei Vertreter von germ. *ai* (ich unterscheide sie als \acute{e}^{2a} , \acute{e}^{2b} und \acute{e}^3), z. B. Rhoden in Waldeck *ai*, \bar{e} , $\acute{e}i$; in Dorste, westlich des Harzes, Kr. Osterode \bar{e} , a_i , \bar{q} (dumpfes \bar{a} , Dahlbergs Bezeichnung aaO., habe ich geändert); im Kr. Bleckede⁴⁹ $\bar{e} ei ae$; in Lathen, Kr. Aschendorf-Hümmling⁵⁰ $\bar{e} ei \acute{a}i$. Der zuletzt genannte Laut vertritt immer \acute{e}^3 , der an zweiter Stelle genannte Laut \acute{e}^{2b} und hat immer denselben Laut wie \acute{e}^4 (germ. *eu*). In vielen Mundarten sind aber \acute{e}^3 und \acute{e}^{2b} zusammengefallen, aber nur in solchen, die \acute{e}^{2b} diphthongiert haben. In den Mundarten, in denen \acute{e}^{2b} monophthongisch geblieben ist, findet sich immer ein besonderer Vertreter für \acute{e}^3 , z. B. in Oldenburg⁵¹ $\acute{e}^{2a} > \bar{e}$; $\acute{e}^{2b} > \bar{e}$: $\acute{e}^3 > ai$. Da \acute{e}^3 überall im ganzen niederdeutschen und niederländischen Gebiet diphthongiert ist, kann man schließen, daß es schon sehr früh diphthongiert worden ist, wenn es überhaupt je ganz monophthongisch war. Im Alt-

⁴⁷ oder vielleicht auch offen blieb, vgl. Th. FRINGS, Germ. \acute{o} und \acute{e} . (PBB 63 [1939], S. 1–116), S. 73, Frings nimmt ein geschlossenes ingwäonisch-nordisches und ein offenes binnenländisches \acute{o} an. Das geschlossene habe sich dann nach Süden, über das niederdeutsche Gebiet ausgedehnt.

⁴⁸ So erklärt W. FOERSTE, Einheit und Vielfalt der niederdeutschen Mundarten (Münster 1960), die Sonderstellung des Münsterlandes.

⁴⁹ Th. F. RABELER, Niederdeutscher Lautstand im Kreise Bleckede. (Z. f. dt. Philologie 43 [1911] 141–202, 320–377) § 69.

⁵⁰ H. SCHÖNHOF, Emsländische Grammatik. Heidelberg 1908. § 82; 84; 109, 1a, 2a; 110, 4; 112 C.

⁵¹ A. VOR MOHR, Die Vokale der oldenburgischen Mundart (Nd. Jb 30. [1904] 33–73) § 53.

sächsischen ist ja auch manchmal ein *ei* geschrieben⁵². Genannt sei *steid* „(er) steht“ im Monacensis und auf der Münze von Gittelde am Harz⁵³. Die 2. und 3. Sg. Präs. Ind. von „stehen“ und „gehen“ hat in Südwestfalen, im Westmünsterland und in den östlichen Niederlanden immer \acute{e}^2 ohne Umlaut, im Münsterland aber, in Ostwestfalen und, so viel ich sehe, im übrigen niederdeutschen Gebiet mit Groningen \acute{e}^3 , ganz entsprechend dem Altfriesischen und Angelsächsischen. Das läßt vermuten, daß diese umgelautete Form die eigentlich altsächsische ist, und daß die südwestfälisch-ostniederländische umlautlose Form fränkisch beeinflusst ist. Das altsächsische *eislík* „schrecklich“⁵⁴ zeigt, daß mit der Schreibung *ei* im Altsächsischen wirklich ein Diphthong gemeint sein konnte. Das Wort hat in den heutigen Mundarten denselben Laut wie \acute{e}^3 . Umgekehrt deutet as. *kesur* „Kaiser“ darauf hin, daß das as. *e* auch ein *ei* (phonetisch) bezeichnen kann. Wie will man sonst den Umlaut, das \acute{e}^3 erklären? Jedenfalls muß \acute{e}^3 schon diphthongisch gewesen sein, als westgerm. \acute{a} umgelautet wurde, denn sonst hätte man ja vier verschiedene monophthongische \acute{e} -Laute gehabt, \acute{e}^1 , \acute{e}^2 , \acute{e}^3 , \acute{e}^4 . Es kommt nur sehr selten vor, daß eine Mundart drei verschiedene \acute{e} -Laute spricht, wie z. B. in Wessum, Kr. Ahaus: \bar{e} < gedehnten tonlangem \bar{e} , \bar{e} < \acute{e}^1 und \acute{e}^{2a} ; *i* (lang) < \acute{e}^{2b} und \acute{e}^4 . Die alten Längen sind also auch hier nur durch zwei verschiedene \acute{e} vertreten. Meistens hat auch im Westmünsterland das neue \bar{e} < tonlangem \bar{e} dazu geführt, daß nur noch ein monophthongisches \bar{e} für die langen \acute{e} -Laute übrig geblieben ist.

Bekanntlich ist in vielen niederdeutschen Mundarten das nicht umgelautete \acute{e}^2 durch zwei verschiedene Laute vertreten, und zwar lautet der eine (\acute{e}^{2a}) dann wie \acute{e}^1 , der andere (\acute{e}^{2b}) wie \acute{e}^4 , z. B. in Gütersloh, Kr. Wiedenbrück *raip* „Strick“ wie *laigə* „schlimm“, *bein* „Bein“ wie *deif* „Dieb“⁵⁵. Diese Spaltung des \acute{e}^2 ist im ganzen niederdeutschen Gebiet eingetreten außer in Südwestfalen, im Münsterland und dem größeren südlichen Teil des Westmünsterlandes. Nur ist in den niederdeutschen Mundarten, in denen die \acute{e} -Laute heute gleich ausgesprochen werden, d. h. wo \acute{e}^1 und \acute{e}^4 zusammengefallen sind, diese Spaltung nicht mehr zu erkennen, also in den monophthongischen oder erst ganz jung diphthongierenden nordniedersächsischen Mundarten⁵⁶.

⁵² GALLÉE, Altsächsische Grammatik². § 91; HOLTHAUSEN: Altsächsisches Elementarbuch², § 97 Anm. hält das *ei* für hochdeutsch, was es auch in manchen Fällen sicher ist.

⁵³ HOLTHAUSEN, Alts. El.² § 477.

⁵⁴ GALLÉE, aaO., § 94 b mit noch andern Beispielen von *ei* für *egi*.

⁵⁵ WIX, aaO., § 101, 83, 102, 113.

⁵⁶ Vgl. z. B. VOR MOHR, aaO., § 49; G. KLOEKE, Der Vokalismus der Mundart von Finkenwärder bei Hamburg. Hamburg 1913. S. 44f.; H. LARSSON, Lautstand der Mundart der Gemeinde Altengamme (in den Vierlanden bei Hamburg). Hamburg 1917.

Auch in den nördlichen Niederlanden ist ê² gespalten. Beispiele dafür finden sich z. B. bei G. H. WANINK: Twents-Achterhoeks Woordenboek. Zutphen 1948. H. L. BEZOEN: Klank- en vormleer van het dialect der gemeente Enschede. Leiden 1938. § 26. P. FIJN VAN DRAAT: Klankleer van den tongval der stad Deventer. Tijdschr. v. nl. taal- en letterkunde. 42 (1923) S. 223 § 14. J. GUNNINK: Het dialect van Kampen en omstreken. Kampen 1908. § 101 u. 102. A. SASSEN: Het Drents van Ruinen. Assen 1953. § 12c, 13 d. F. G. SCHURINGA: Het dialect van de veenkolonien, in verband met de overige tongvallen in de provincie Groningen. Groningen 1923. § 70. Nicht mehr gespalten ist ê² bei Johan BROEKHUYSEN: Studies over het dialect van Zelhem in de Graafschap Zutphen. Groningen 1950. § 111. W. VAN SCHOTHORST: Het dialect der Noord-West-Veluwe. Utrecht 1904. § 136-142. M. BRUIJEL: Het dialect van Elten-Bergh. Utrecht 1901. § 115-118. A. WIJNEN: Studies over het Achterhuizens dialect. Amsterdam 1946. S. 35 u. 37. A. OPPREL: Het dialect van Oud Beierland. Deventer [1896]. § 20. M. A. VAN WEEL: Het dialect van West-Voorne. Leiden 1904. § 93-97. H. C. LANDHEER: Klank- en vormleer van het dialect van Overflakkee. Assen 1951. § 26.

Dagegen findet sich die Spaltung in der Provinz Nord-Holland. G. J. BOEKENOOGEN: De Zaanse Volkstaal. Bijdrage tot de kennis van den woordenschat in Noord-Holland. Leiden 1897 verzeichnet für ê² Wörter mit *e* (*ee*) und *ie*, ebenso K. HEEROMA: Hollandse dialectstudies. Bijdrage tot de ontwikkelingsgeschiedenis van het Algemeen Beschaafd Nederlands. Groningen 1935.

So wie im Niederdeutschen ê^{2a} mit ê¹ gleichlautet und ê^{2b} mit ê⁴, so ist auch in den nördlichen Niederlanden der eine Vertreter von ê² mit ê^{1 57} und der andere mit ê⁴ zusammengefallen; und genau wie im nicht spaltenden Niederdeutschen (Südwestfalen, Münsterland, südliche Hälfte des Westmünsterlandes) ê¹ von ê² unterschieden wird, so auch in dem Teil der Niederlande, in dem nur ein Vertreter von ê² vorhanden ist. Da auch weitgehend dieselben Wörter in beiden Sprachen mit ê¹ bzw. ê⁴ gehen (vgl. auf der nachher folgenden Tabelle Kampen und Gütersloh) und das betreffende niederländische genau an das

§ 55; H. ZAHRENHUSEN, Vokalismus der Mundart von Horneburg (Hannover). Diss. Jena. Hannover 1909. § 93.

⁵⁷ In der Provinz Nord-Holland, wo es keinen Umlaut von westgerm. *â* gibt, sondern diesem allgemein ein *ē* entspricht, lautet ê^{2a} mit diesem *ē* gleich. In dem südlichen Teil von Heeromas Untersuchungsgebiet entspricht westgermanischem *â* ein *ā*. In diesem Gebiet sind aber Inseln mit *ā* für westgerm. *â*. Hier stimmt (mit Ausnahme von Katwijk aan Zee) ê^{2a} nicht mit *ā* überein. Deshalb scheint es mir nicht sicher, daß diese *ā*-Inseln früher zusammenhingen und *ā* hier der ältere Laut sei, der durch *ā* verdrängt wird, wie Heeroma meint. (HEEROMA, aaO., S. 73).

niederdeutsche Gebiet anschließt, muß man auch für die nördlichen Niederlande die gleiche Spaltung von \acute{e}^2 wie im Niederdeutschen annehmen. Man darf das niederländische Nebeneinander von *e* (*ee*) und *ie* für \acute{e}^2 nicht dadurch erklären, daß man annimmt, hier sei \acute{e}^2 ganz allgemein zu *ie* geworden und dann seien durch das Allgemeen Beschaafd Nederlands Wörter mit *e* (*ee*) eingedrungen. Heeroma hält mit Recht das \bar{e} für den alten ursprünglichen Monophthong in Nord-Holland, der dann unter bestimmten Bedingungen zu *ie* verengt wurde.

Übrigens ist wohl nicht nur \acute{e}^2 gespalten, sondern auch das kurze *e* (germ. *e*). Nur scheint es, daß hier die Spaltung meistens wieder rückgängig gemacht ist, weil sie durch keine folgende Diphthongierung vertieft wurde, genau wie ja auch in den monophthongischen Gebieten Niedersachsens die Spaltung bei \acute{e}^2 nicht mehr zu erkennen ist. Vgl. aus den Beispielen bei MARTIN aaO., § 34, 35 z. B. *tályan* „Zweig“, *fályə* „Felge“, *fält* „Feld“, *malkən* „melken“, *lakən* „lecken“, *zāsə* „sechs“, *bāsmə* „Besen“, *wāsalən* „wecheln“, *klātə* „Klette“, *flāxtən* „flechten“ gegenüber *gelən* „gelten“, *smēltən* „schmelzen“, *zēlwər* „selbst“, *gēst* „Hefe“; *nēst* „Nest“. In Gütersloh, Kr. Wiedenbrück, sind schon weniger Vertreter des offenen Lautes da⁵⁸, noch weniger im Emsland⁵⁹. Die Südgrenze dieser Spaltung von \bar{e} fällt in Waldeck mit der Südgrenze der Spaltung von \acute{e}^2 zusammen⁶⁰. Ob diese Spaltung die gleiche Ursache hat und in die gleiche Zeit gehört wie die Spaltung von \acute{e}^2 , wäre näher zu untersuchen. Einen offeneren Laut als normal findet man in einigen Wörtern auch in Südwestfalen, wo man keine Spaltung von \acute{e}^2 kennt⁶¹. Vielleicht ist eine ältere Spaltung des \bar{e} von einer jüngeren Öffnung des \bar{e} vor bestimmten Konsonanten, so vor *ch*⁶², zu trennen.

Die Regel, nach der sich \acute{e}^2 in \acute{e}^{2a} und \acute{e}^{2b} gespalten hat, ist noch nicht gefunden. Nach W. SEELMANN⁶³ ist in gewissen niederdeutschen Mundarten Monophthong in offener, Diphthong in geschlossener Silbe eingetreten. Anders ausgedrückt heißt das: In geschlossener Silbe ist \acute{e}^2 mit \acute{e}^4 zusammengefallen und diphthongiert worden, in offener mit \acute{e}^1 und monophthongisch geblieben. Die Regel stimmt natürlich in dieser Formulierung nur für die Mundarten, die zuerst die engen \acute{e} -Laute diphthongiert haben. In unserem oben bezeichneten göttingisch-grubenhagenschen-ostwestfälischen Gebiet ist die Verteilung von Monophthong (bzw. jüngerem Diphthong) und Diphthong gerade umgekehrt.

⁵⁸ WIX, aaO., § 37 u. 38.

⁵⁹ H. SCHÖNHOF, Emsländische Grammatik. Laut- und Formenlehre der emsländischen Mundarten. Heidelberg 1908. § 69 n. 6.

⁶⁰ MARTIN, aaO., § 264 und 303, 3 und auch § 303, 2.

⁶¹ SARAuw, aaO., I 91f.

⁶² Vgl. die Sprachatlaskarte „recht“ mit weit verbreitetem \bar{a}

⁶³ AfdA. 32 S. 64ff.

In Rhoden in Waldeck heißt es etwa *bēn* „Bein“ aber *zai pə* „Seife“. Doch gibt es auch sonst von der Regel viele Ausnahmen. Zudem stimmen die verschiedenen Mundarten oft auch gar nicht darin überein, welche Wörter \acute{e}^{2a} und welche \acute{e}^{2b} haben. Bei den ostwestfälischen Mundarten kann man feststellen, daß im Süden \acute{e}^{2a} und \acute{e}^{2b} beide stark vertreten sind, daß aber je weiter nach Norden \acute{e}^{2a} , also der offenere Laut, immer seltener wird. Von den bei MARTIN aaO., § 78 für Rhoden in Waldeck mit \acute{e}^{2a} verzeichneten Wörtern bleiben im Norden nicht viel übrig. Auch im Westen, im Westmünsterland und in den östlichen Niederlanden werden die Vertreter von \acute{e}^{2a} von Süden nach Norden seltener⁶⁴. In der folgenden Tabelle werden die bei Martin für Rhoden in Waldeck angegebenen Wörter mit \acute{e}^{2a} mit nördlicheren Mundarten verglichen. Der Deutlichkeit halber schreibe ich für \acute{e}^{2a} I, für \acute{e}^{2b} II.

	Rhoden (Waldeck)	Gütersloh (Wiedenbrück)	Mettingen (Tecklenburg)	Kampen (Zuiderzee)	Groningen*
Kleid	I	I	I	I	II
Schweiß	I	I	II	I	II
Teil	I	II	II	I	II
heil	I	II	II	ê ³	II
Lehm	I	I	II	I	II
schleh					
(stumpf)	I	I	II	—	—
allein	I	II	II	I	II
heis(er)	I	II	II	II	II
zehen	I	I	I	I	—
Seil	I	—	II	—	I
Grepe					
(Fork)	I	—	—	I	I
leihen	I	II	II	II	II
leid	I	I	I	I	I II
nein	I	II	II	I	I
Speiche	I	I	II	I	II
Eid	I	II	II	II	II I
Schlehe	I	—	II	—	—

⁶⁴ Vgl. BEZOEN, aaO., § 26; GUNNINK, aaO., § 101 u. 102; SASSEN, aaO., § 12c, 13 d; SCHURINGA, aaO., § 70.

	Rhoden (Waldeck)	Gütersloh (Wiedenbrück)	Mettingen (Tecklenburg)	Kampen (Zuiderzee)	Groningen*
Seife	I	II	II	I	II
schnei- teln	I	I	—	—	—
I. 3. Sg. Prät.					
I. Abl. kl.	I	I	II	I	?**

* Gütersloh nach WIX, Kampen nach GUNNINK; Groningen nach K. TER LAAN, Nieuw Groninger Woordenboek², Groningen 1952.

** entweder \acute{e}^{2a} oder tonlanges \acute{e} .

In Ostfalen läßt sich dieses Abnehmen des \acute{e}^{2a} von Süden nach Norden nicht beobachten⁶⁵.

Da also durchaus nicht überall die Verteilung auf \acute{e}^{2a} und \acute{e}^{2b} die gleiche ist, kann man auch keine Regel aufstellen, die auf den heutigen Zustand überall zutrifft.

Die Spaltung von \acute{e}^2 zeigt sich, wie gesagt, darin, daß heute \acute{e}^2 in einigen Wörtern verengt, also palatalisiert ist zu \acute{e}^4 , in andern weiter geöffnet zu \acute{e}^1 . Das erinnert an eine ähnliche Spaltung des germ. *ai* im Altfrisischen. Ein genauerer Vergleich der altfrisischen (z. T. auch altenglischen) Vokalentwicklung mit der niederdeutschen zeigt in diesem Punkt weitgehende Parallelität. Dabei sei für das Altfrisische und Altenglische auf einen Aufsatz von A. Campbell über einige altfrisische Lautwandlungen verwiesen⁶⁶.

Die altenglische Palatalisierung von $a > e$ (über \acute{a}) wurde von \acute{a} aus wieder rückgängig gemacht zu a 1. vor $l + \text{Kons.}$; 2. sporadisch vor $r + \text{Kons.}$; 3. vor $h + \text{Kons.}$; 4. vor dunklem Vokal der folgenden Silbe⁶⁷. Ebenso ist auch im Altfrisischen germ. a erst zu \acute{a} palatalisiert, dann z. T. wieder zu a geworden. Die Beispiele aus Rhoden in Waldeck mit \acute{a} für germ. e zeigen weitgehend dieselben Bedingungen.

Entsprechend wurde im westsächsischen Altenglisch \bar{a} (aus westgerm. \acute{a}), das einzige \bar{a} im Altenglischen vor dem Eintritt des i -Umlautes, und im Altfrisischen \bar{a} (aus germ. ai) unter ähnlichen Bedingungen zu \bar{a} ⁶⁸. Die Umstände,

⁶⁵ Vgl. die Beispiele bei DAHLBERG, aaO., § 123 u. 125; LÖFSTEDT, aaO., § 29; BRUGGE, aaO., § 115 u. 120!

⁶⁶ A. CAMPBELL, Some old Frisian Sound-Changes. Transactions of the Philological Society. London 1939. S. 78–107.

⁶⁷ CAMPBELL, S. 94.

⁶⁸ CAMPBELL, S. 96.

unter denen im Altfriesischen germ. *ai* > *ā* geworden ist, sind nicht ganz klar. STEBS nennt folgende: 1. in offener Silbe vor dunklem Vokal oder *w* der folgenden Silbe; 2. nach *w*, wenn kein *i*-Umlaut eintrat. In geschlossener Silbe vor einfachem Konsonanten sowie immer, wenn in der Folgesilbe ein *i* oder *j* stand, erscheint germ. *ai* im Altfriesischen als *ê* (wohl = *ā*). Vor Doppelkonsonanz ist das *ê* verkürzt und zu *a* geworden. VAN HELTEN⁶⁹ führt den altfriesischen Wandel des *ā* (< germ. *ai*) > *ā* zurück auf den Einfluß labialer oder velarer Konsonanten oder dunkler Vokale oder anderer Konsonanten, die durch folgendes *u* oder *w* modifiziert sind. Wenn man berücksichtigt, daß die Regel für das Altfriesische nicht alle Fälle erfaßt und ebenso auch die Seelmannsche Regel für die Spaltung von *ê*² im Niederdeutschen manche Ausnahme in Kauf nehmen muß, so kann man wohl sagen, daß die Siebsche und die Seelmannsche Regel im wesentlichen übereinstimmen: in offener Silbe, wenn kein *i* oder *j* folgte, der offeneren Laut, in geschlossener Silbe der geschlosseneren.

Wenn man die altfriesische und die niederdeutsche Entwicklung zusammen sieht, dann kann man sich die Geschichte der *e*-Laute im Niederdeutschen etwa so vorstellen: Germ. *e*, ein offener Laut, wurde unter denselben Bedingungen, unter denen im Altfriesischen *ā* [< *a*] > *a* wurde, zu einem noch offeneren *e*-Laut [*ā*]. Dann wurde durch die sogenannte „zweite Aufhellung“ im Altfriesischen und im Niederdeutschen das übrig gebliebene *e* noch geschlossener. Im Altfriesischen fiel es [*ā* < germ. *a*] mit germ. *e* zusammen; im Niederdeutschen fiel es [*ā* = germ. *e*] mit dem Umlauts-*e* zusammen. Ebenso und gleichzeitig wurde auch im Niederdeutschen das offene *ê* (< germ. *ai*) unter gewissen Bedingungen, unter denen es im Altfriesischen zu *ā* wurde, im Niederdeutschen zu einem noch offeneren *ê*-Laut (*ā*). Durch die „zweite Aufhellung“ wurde das übrig gebliebene *ê* verengt und fiel im Niederdeutschen mit *ê*⁴ zusammen.

Die Parallelität zwischen der altfriesischen und altsächsischen Entwicklung ist auffallend. Die Unterschiede sind in der älteren Sprachschicht begründet. Im Altfriesischen war der aus dem germ. Diphthong *ai* hervorgegangene Monophthong wohl noch offener als im Altsächsischen. Infolgedessen ist auch das Spaltungsprodukt in beiden Sprachen verschieden: altfries. *ā* und *ā* (geschrieben *e*), im Altsächsischen *ā* und *ē* (beide *e* geschrieben). Ebenso war das friesische *ā* < germ. *a* doch wohl offener als das altsächsische *ē* (= germ. *e*). Daher ist auch hier das Spaltungsergebnis verschieden: altfries. *a* und *ā* (= germ. *e*), altsächsisch *ā* und *e* (= Umlauts-*e*). Weitere Verschiedenheiten im Vokalsystem

⁶⁹ Idg. Forschungen XIX S. 190.

beruhen auf der anderen Geschichte des westgerm. \hat{a} (im Altfrisischen $>$ geschlossenem \hat{e} , im Altsächsischen $>$ \hat{a} und nur bei Umlaut zu einem \hat{e} , aber einem ganz offenen. Daher fiel im Niederdeutschen \hat{e}^{2a} mit \hat{e}^1 = Umlaut von westgerm. \hat{a} zusammen, im Friesischen nicht.

Wenn diese Hypothese (mehr soll es nicht sein) über die Spaltung des \hat{e}^2 richtig ist, dann hätten wir damit eine wichtige gemeinsame Lautentwicklung des Sächsischen mit dem Friesischen gewonnen. Diese gemeinsame Neuerung baut aber auf einem ziemlich verschiedenen Unterbau in beiden Sprachen auf. Erst von einem bestimmten Zeitpunkt an, scheint das Sächsische mit dem Friesischen gegangen zu sein⁷⁰. Zu welcher Zeit aber \hat{e}^2 im Altsächsischen sich spaltete, ist ungewiß. Die friesische Spaltung liegt nach Campbell⁷¹ vor dem i -, j -Umlaut. Für das Altsächsische ließe sich die Spaltung des \hat{e}^2 auch nach dem Umlaut ansetzen, da vor folgendem i oder j sich das \hat{e} auf jeden Fall absonderte, sei es als \hat{e}^{2b} von \hat{e}^2 , sei es später als \hat{e}^3 von \hat{e}^{2b} . Bestimmt läßt sich nur sagen, daß die Spaltung durchgeführt war, als \hat{e}^4 diphthongiert wurde, da ja \hat{e}^{2b} überall damit zusammengeht. Wenn man aber die gelegentliche altsächsische Schreibung a für \hat{e}^2 ⁷² nicht friesischem oder angelsächsischem Schreibeinfluß zuschöbe, sondern, wie auch gelegentliches α , ae , für einen Versuch hält, das sehr offene \hat{e}^{2a} zu bezeichnen, dann käme man schon ins 9. Jahrhundert. Sie kann auch gut noch älter sein, denn daraus, daß im Altsächsischen unterschiedslos e geschrieben wird, kann man natürlich nicht schließen, daß die Spaltung noch nicht durchgeführt war.

Das Fehlen der Spaltung in Südwestfalen, im Münsterland und in dem südlicheren Teil der Niederlande wird vom fränkischen Einfluß herrühren oder in Südwestfalen von der hier schwächeren sächsischen Bevölkerungsschicht.

⁷⁰ Das würde zu der Ansicht H. KUHN'S passen, die er in seinem Aufsatz „Zur Gliederung der germanischen Sprachen“ ZfdA 68 (1955) 1–47 dargelegt hat.

⁷¹ CAMPBELL, aaO., 104.

⁷² GALLÉE, Altsächs. Grammatik § 92 n. 3.

DIPHTHONGIERUNG DER LANGEN VOKALE IN WESTFALEN UND OSTFALEN

ê¹ = wg. *d+i*-Uml. (Käse); ê² = germ. *ai* (ê^{2a} Kleid, ê^{2b} Stein); ê³ = umgelautetes ê² u. a. (Reise, Sense); ê⁴ = as. *io* (tief)
 ô¹ = germ. *ô* (Fuß); ô² = Uml. zu ô¹ (Fuße); ô² = germ. *au* (Baum); ô² = Uml. zu ô² (Bäume)

	Südwestfalen			Münster-land			Ostwestfalen			Ostfalen	
	Schwelm Kr. Ennepe- Ruhr	Müschede Kr. Arnsberg	Soest Kr. Soest	Münster	Benkhausen in Waldeck	Dahl bei Paderborn	Bega Kr. Lemgo	Betheln Kr. Ahlfeld	Lesse Kr. Wolfen- büttel		
ô ²	ô	øʏ II	øʏ II	ay I	ay I	ay I	ay I	eo II	ô II		
ô ²	ô	øi II	øi II	āi I	aj I	ā I	øi I	oi II	ô II		
ê ¹	ē	ē II	ē II	āi I	aj I	ā I	aj I	ēi II	ē II		
ê ²	ē	ēi II	ēi II	ē II	aj I	ā I	aj I	ēi II	ē II		
ê ^{2b}				ē II	ē II	āi II	ēʏ II	ai I	āe I		
ê ⁴	ai I	āi I	āi I	āi I	ē II	āi II	ēʏ II	ai I	āe I		
ê ³	ai I	āi I	āi I	āi I	ēi II	āi II	ēʏ II	ai I	ā I		
ô ¹	au I	ay I	ay I	ō II	øʏ II	øʏ II	eʏ II	au I	äo I		
ô ¹	oi I	āi I	āi I	ō II	øi II	ōi II	oi II	oi I	øi I		
ɪ	ɪ	ei	ui	ɪ	ei	ei	ɪʏ	ōi	āi		
u	ū	iu	iu	ū	ou	iu	iʏ	iu	iu		

Zur Entwicklung der altsächsischen kurzen Vokale in offener Silbe vor intervokalischem *d* in westfälischen Mundarten

von Reinhold Möller

Die Entwicklung des intervokalisches *d* im ganzen deutschen Sprachbereich ist gut zu überblicken bei H. TEUCHERT¹. Er stellt fest, daß „mit gewisser Wahrscheinlichkeit . . . für Westfalen, Nordniedersachsen und den Hauptteil Ostfalens Schwund des *d* als einziger Vorgang angesetzt werden muß.“² Belegmaterial zum *d*-Ausfall ist vor allem zusammengestellt bei SARAuw I, S. 341, 400ff. Wenn wir von schwach betonten Wörtern (*wer* „ob“) oder von zweigliedrigen Eigennamen (*Altheyt*) absehen, bringt er Vereinzelt aus dem 15. Jhd. (Münstersche Chron., Veghe); reichlicher fließen die Quellen vom 16. Jhd. ab. W. FOERSTE³ findet die ersten Anfänge schon im 13. Jhd., z. B. *bröre* „Brüder“.

Hier soll die Entwicklung der altsächsischen kurzen Vokale in offener Silbe im Zusammenhang mit dem *d*-Ausfall in den westfälischen Mundarten betrachtet werden. Es wird sich zeigen, daß diese Vokale dann häufig stark von der spontanen Entwicklung abweichen. Wir wollen versuchen, aus der unterschiedlichen Entwicklung der Vokale auch einige Anhaltspunkte für die Chronologie des *d*-Ausfalls zu gewinnen. Jedoch will diese Arbeit nicht primär eine Untersuchung über den *d*-Schwund sein. Nur was sich aus dem Verhalten der Vokale hier besprochener Wörter dazu sagen läßt, wollen wir anführen. Das kann sich natürlich nicht auf einzelne Fälle frühen Ausfalls beziehen, sondern nur darauf, daß die Zeitspanne gefunden wird, innerhalb derer für einen bestimmten Worttypus angenommen werden kann, daß *d* durchgehend ausgefallen ist.

Ich beschränke mich auf zweisilbige Wörter mit der Endung *-de*, *-den*, weil wir hier die Wirkungen des *d*-Ausfalls am deutlichsten erkennen können. Dabei wird methodisch nicht zwischen Wörtern mit germ. *d* und germ. *þ* unterschieden; beide Gruppen zeigten, jedenfalls so weit es unser Thema be-

¹ Die Sprachreste der ndl. Siedlungen des 12. Jhd. Neumünster 1944, S. 423 ff.

² ebenda, S. 430. Zu einigen Ausnahmen, die er im Westfälischen sieht, vgl. diesen Aufsatz, S. 39 ff.

³ Gesch. der niederdt. Mdaa. in: Dt. Philol. im Aufriß, 2. Aufl., Sp. 1780.

trifft, ein gleiches Verhalten. Nicht berücksichtigt werden die schwachen Präterita (*hödde* „hütete“) und die Verbalabstrakta auf *-ede* (*bredde* „Breite“, *höchte* „Höhe“). Schwerere Endungen haben den *d*-Ausfall häufig verzögert oder sogar verhindert wie *-elen*, *-ele* (*bru^edelen^a* „brodeln“, *nâtele* – *t < d* vor *l*–), *-ich* (*nôdich*, *môdich*). *Mu^edek(e)* „Obstversteck“ ist oft zu *murk(e)* oder *mutke* (*e*-Elision) geworden⁵. Auch Wörter auf *-der* bleiben besser einer späteren Untersuchung vorbehalten wegen der starken Veränderungen, die *r* allgemein auf vorhergehende Vokale auslöst. Außerdem verursacht *-er*, vor allem jedoch *-eren*, häufig Geminatation des *d*, welches dann vielfach zur Erweichung nach *rr* neigt⁶, oder auch *d* bleibt unverändert erhalten wie etwa *vıvdv* „Wetter“, *fvıdv* „Feder“ gegenüber *kīd* „Kette“ in Nottuln, Kr. Münster. Eine entscheidende Wirkung der schweren Nebensilben wird sein, daß sie eine alleinige Akzentuierung der Stammsilbe verhindern⁷.

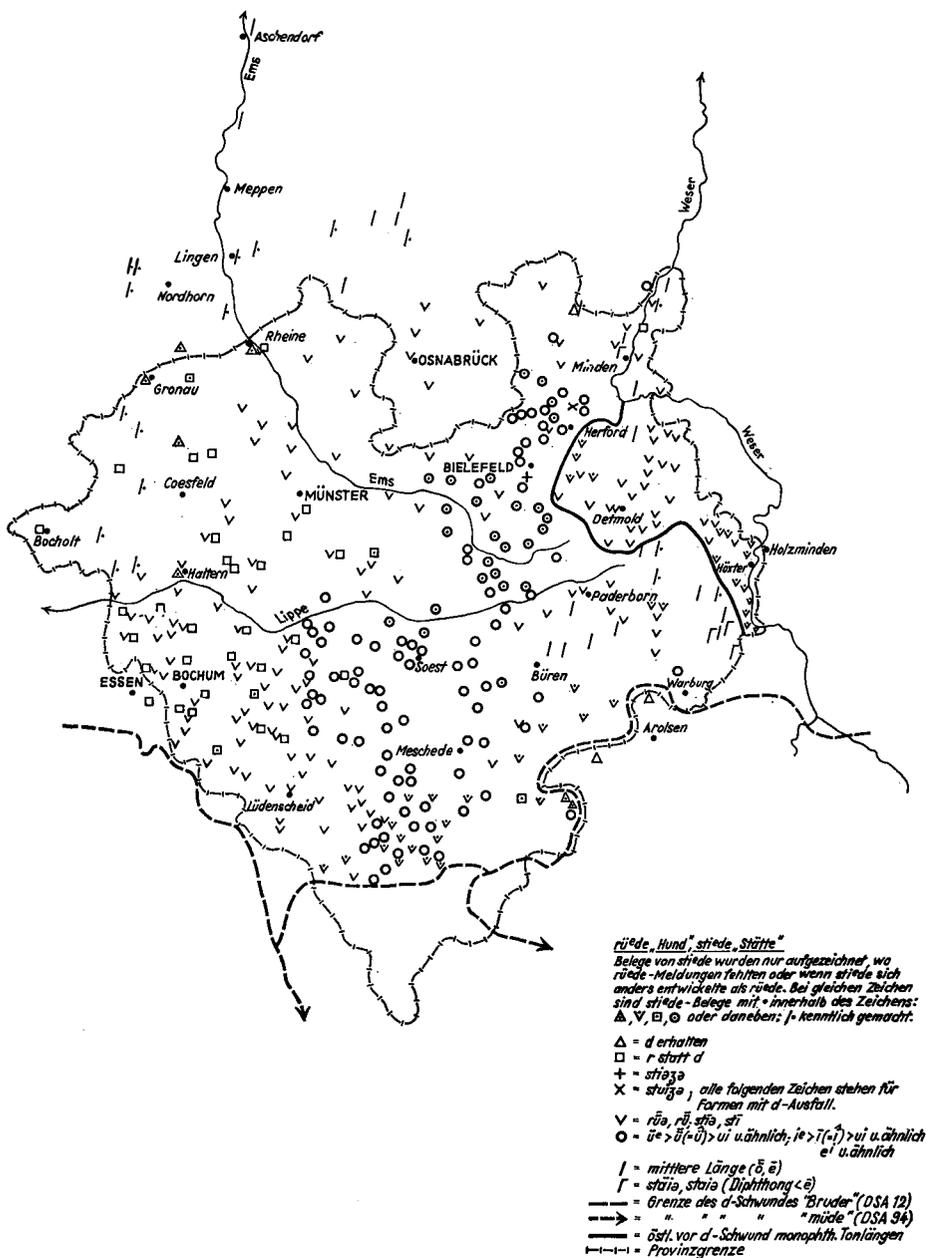
Das Material entstammt den Sammlungen des Westfälischen Wörterbuchs, beruht also zum größten Teil auf schriftlichen Antworten auf Fragebogen. Belege hieraus werden unverändert zitiert. Doch konnten häufig eigene phonetische Aufzeichnungen von Herrn Prof. NÖRRENBURG zur Kontrolle herangezogen werden, die hier natürlich auch lautschriftlich wiedergegeben werden. Weiter hat mich Herr Dr. WORTMANN stets bereitwilligst mündlich beraten und mir auch eigene phonetische Aufnahmen zur Verfügung gestellt.

⁴ *u^e* in *bru^edelen* wie auch später *ü^e*, *i^e*, *e^a*, *o^a*, *ö^a* bezeichnen den Typus der aus den alsächsisch kurzen Vokalen in offener Silbe entwickelten westfälischen Kürzendiphthongen (Brechungen), die sich von den entsprechenden Tonlängen des übrigen niederdeutschen Gebietes dadurch unterscheiden, daß sie in normaler Entwicklung nicht als (meist offener) Langmonophthong sondern als Kürzendiphthong gesprochen werden. Wo nachgestellte *e*, *a* geschrieben sind, ist damit noch nichts über die genaue Aussprache des Typus angegeben. Im folgenden verwenden wir für diese Laute neben der Bezeichnung Kürzendiphthong die allerdings für das Westfälische nicht ganz zutreffende Bezeichnung tonlang (tlg.).

⁵ Erwägenswert erscheint in diesem Zusammenhang, ob nicht auch ein Teil der zahlreichen westf. *hurken*-Belege „hocken, besonders hinterm Ofen brüten, einhüllen, usw.“ auf *hu^edeken* bzw. *hu^ederken* zurückgeht (bei Geminatation des *d*?). Wo eindeutig die Bedeutung von „hocken“ zu Grunde liegt, wird man allerdings schon wegen schweiz. *hüren* „kauern, geduckt sitzen“, Schweiz. Id. 2, 1581, auch an eine westfälische Grundform mit *r* denken. Belege mit Dental: *hu^etken* und *tu^etken* „hegen und pflegen“ Ahlen, Kr. Beckum; *tau^hu^edeln* „einmummeln“ Wellinghofen, Kr. Dortmund; *huddeln* „Herumhocken der alten Leute“ Kühlsen, Kr. Warburg; *huderken* „unter die Flügel nehmen“ Benkhausen und Rhoden, Kr. Waldeck; *hudern* „Kinder im Bett warm einhüllen“ Kühlsen, Kr. Warburg, u. ö. in ähnlicher Bedeutung. S. auch KEHREIN, Volkssprache im Herzogtum Nassau, Weilburg 1862, S. 206: *hutchen* „gekauert sitzen, hocken, einhüllen usw.“ Vgl. FALK-TORP, S. 90, 92 *hu*, *hu^h* usw. „bedecken“.

⁶ vgl. SARAUI I, S. 404.

⁷ vgl. H. TEUCHERT, Zs. f. d. Mdaa. 1921, S. 102ff.



Der *d*-Ausfall in *rüde* „Hund“ und *stüde* „Stütte“

Ich beginne mit dem Beispiel *rü^ede* „Hund“, weil wir von diesem Wort über unser ganzes Gebiet hin die meisten Belege haben und so den besten Überblick erhalten. Nur im Südosten und im Nordwesten finden wir die Bezeichnung *rü^ede* „Hund“ seltener, da hier meist *hunt* gesagt wird, doch hat mundartlich *rü^ede* heute einen weiteren Geltungsbereich als nach den Erhebungen des DSA Kt. 35.

Wie zu erwarten, ist *d* fast nirgends mehr erhalten. Die *riide*-Belege aus Benkhausen und Rhoden, Kr. Waldeck, entstammen einem Gebiet, in dem allgemein intervokalisches *d* erhalten blieb. Die Verhältnisse in den angrenzenden Gebieten kann man im DSA Kt. 94 „müde“ erfahren; vgl. auch Kt. 12 „Bruder“.

Wir gehen zum Verhalten des Vokals in *rü^ede* über. Die allgemeine Entwicklung der tlg. Vokale im Westfälischen ist am besten bei E. NÖRRENBURG einzusehen⁸. Meist haben wir in ungestörter Entwicklung Kürzendiphthonge, sogenannte Brechungen, oder, vor allem in Ostwestfalen, junge aus diesen entwickelte Langmonophthonge. Da *rü^ede* nirgends mit Kürzendiphthong gesprochen wird, sondern überwiegend *rū^a* – auch in Gebieten, in denen spontan Kürzendiphthong gilt – oder mit einem aus *ū* entwickelten Diphthong, können wir zunächst feststellen, daß der *d*-Ausfall allgemein Dehnung verursacht hat. Dies ist eine Erscheinung, die fast überall auch vor den Reibelauten *ν*, *g*, *f* eingetreten ist. Allerdings ist hier, wie wir noch sehen werden, die Dehnung, vor allem vor *f*, von geringerer Intensität.

Im größten Teil jenes westfälischen Gebietes, in dem die langen Monophthonge *i*, *ú*, *ū* in nachmünd. Zeit in jeder Stellung diphthongiert wurden, hat sich auch *rü^ede* diesem Prozeß angeschlossen mit dem Ergebnis *ruie*, *röie*, *röüe* usw. Der *d*-Ausfall muß hier vor der Diphthongierung der hohen Längen erfolgt sein, da erst über die Dehnung *ü^e* > *ū^e* der Monophthong *ū* erreicht wurde, der dann mit alter Länge, jeden falls bestimmt im Diphthongierungsgebiet von *rü^ede* > *ruie* usw., zusammenfiel. Zwar sind auch vor den Reibelauten *ν*, *g*, *f* und in einigen Gegenden sogar spontan die Kürzendiphthonge gedehnt und zuweilen zum Langmonophthong geworden. Die erneute Diphthongierung gemeinsam mit den alten hohen Längen ist aber von einigen ganz vereinzelt Ausnahmen vor *ν* und *ν*-Schwund abgesehen, die wir später erwähnen, nur bei *d*-Ausfall zu beobachten⁹. Die Diphthongierung der hohen Längen wird nicht wesentlich vor Ende des 17. Jhd. begonnen haben¹⁰. Die ersten Spuren

⁸ Westf. Forschungen I, S. 337ff.

⁹ Zur jüngeren spontanen Entwicklung zum Langmonophthong vor allem in Ostwestfalen vgl. S. 30ff.

¹⁰ vgl. hierzu z. B. die Belege für Diphthongierung nach 1685 im Kr. Soest auf S. 42

für *t* fand T. DAHLBERG¹¹ bei KUNREDE¹² in einem hannoverschen Text aus dem Jahre 1724: *táidt* „Zeit“, *náies* „neues“.

In ganz Westfalen ist der *d*-Ausfall jedoch jünger als die von F. WORTMANN untersuchte Hiatschärfung¹³, da wir im ganzen Bereich dieser Schärfung, von zwei Ausnahmen abgesehen, keinen Beleg für *rü^ede*, *stí^ede* „Stätte“ oder vergleichbare Wörter haben, auch nicht bei Wörtern mit Altlingen vor ausgefallenem *d*, der etwa *frugge* „Frau“ oder *sniggen* „schneien“ entsprechen würde¹⁴. Der DSA gibt für *rü^ede* 5 *g*-Belege: *ruige* sö. Plettenberg; *ruigge* ö. Ne-

Absatz 1 und W. FOERSTE aaO., S. 1802, wonach diese Entwicklung, die weit ins Ostfälische reicht, im 17./18. Jhd. im Oberwesergebiet beginnt. Vgl. auch A. LASCH, Nd. Jahrb. 51, S. 73. Die Anlage hierzu wird allerdings wesentlich älter sein, da die westf. Siedler Ostpommerns im Kreise Bublitz sowie um Bärwalde und an den Rändern des Kreises Neustettin sie bereits mitbrachten; s. H. F. ROSENFELD, Westf. Forschungen 9, S. 142.

¹¹ Die Mundart von Dorste, Teil I. Lund 1934, S. 141.

¹² Die Mundart in den ostfäl. Zwischenspielen und Gelegenheitsdichtungen des 17. u. 18. Jhd. Diss. Hamburg 1923. Ungedr.

¹³ Nd. Korr. Bl. 60, S. 22.

¹⁴ Nur bei einigen Altlingen vor ausgefallenem *d* scheint in Soest Hiatschärfung eingetreten zu sein. F. HOLTHAUSEN, Die Soester Mundart. Norden und Leipzig 1886, gibt folgende Beispiele: § 126 *brezv* neben *bræv* „breiter“ § 392, § 127 *vizv* neben *vidv* „weiter“ § 392, § 128 *brözn* „brüten“. Aus dem Wörterbuch der Soester Börde von H. SCHMOECKEL und A. BLESKEN, Soest 1952 notierte ich die gleichen Formen. Sonst habe ich außer bei zwei allerdings etwas anders gelagerten Fällen in Grenzorten zu Gebieten ohne Schärfung (vgl. nächste Seite) weder für Soest noch einen anderen Ort in Westfalen etwas Analoges gefunden. Deshalb glaube ich nicht, wie HOLTHAUSEN § 392, daß es sich wirklich um Hiatschärfung handelt. Wir müßten dann auch für durchgehenden *d*-Ausfall eine ungewöhnlich frühe Zeit annehmen. Zwar deutet auch in Soest bei den Wörtern *bröder*, *möder* der Diphthong *äo* auf sehr frühen Schwund noch bevor *ô* zu *au* diphthongierte (*ô* zu *ai*) wie nach SCHMOECKEL-BLESKEN *fauer* „Futter“, *faier* „Fuder“, *haien* „hüten“. Es kann bei *bröder*, *möder* aber auch Erweichung zu *r* vorliegen; denn sonst hat gerade die Endung *-er* hier wie auch anderwärts in Westfalen den *d*-Ausfall stark gehemmt. Ich verweise hier z. B. noch einmal auf *fvdv* „Feder“, *vivdv* „Wetter“ gegenüber *kiä* (*i* lg.) „Kette“ in Nottuln, Kr. Mün. Zwar verzeichnet SCHMOECKEL-BLESKEN *wuier* „wieder“, *nuiervoier* „Niederbörde“, also schon Zusammenfall von *i^e* und *i*, jedoch keine Hiatschärfung, daneben aber *fluöder* und *fluuder* „Fetzen“, *gnüer* „Geizhals“, *flüerentoi* „Fliedertee“, *hiëderen* „zittern“. Vermutlich ist *d*-Ausfall vor *-eren* hier noch später erfolgt als vor *-er*; denn die letzten Formen können wohl alle auf Verben mit *-eren* zurückgeführt werden. Aber auch bei allen anderen Endungen ist der *d*-Schwund erst nach der Hiatschärfung eingetreten: *stüie* „Stätte“, *ruien* „reiten“, *luien* „leiden“, *kloien* „kleiden“, *en froien trabanten* „ein starker Kerl“, alles bei SCHMOECKEL-BLESKEN; *faë* „Vöhde = Wiese“, *faëv* „Fuder“ § 75 bei HOLTHAUSEN, *luia* „Leute“ § 79 bei HOLTH. Es ist schwer vorstellbar, daß *d* vor *-er* früher ausgefallen ist als vor *-e*, *-en*, wo der Schwund ausnahmslos erst nach der Hiatschärfung eingetreten ist. Zur Erklärung von HOLTHAUSENS Formen sehe ich dann zwei Möglichkeiten: 1. ist zu erwägen, für *d* in *bröder*, *vöder* Assimilation an das *r* der Komparativendung anzunehmen und dann *brezv*, *vizv* an die Entwicklung des Komparativs von

heim; *rüge* zwischen Schwelm u. Altena und ö. Bielefeld; *rügge* sö. Schwelm, die aber bis auf den letzten Beleg anders zu beurteilen sind¹⁵. Wenn dieser letzte Beleg der mundartlichen Aussprache entspricht, so kann man annehmen, daß hier unmittelbar an der Grenze zum Gebiet ohne Hiatschärfung diese auch einmal auf einen an sich unzulässigen Fall wie *rü²(d)e* übertragen wurde, vielleicht um bei einer schon gewissen Unsicherheit den besonderen Mundartcharakter der anderssprechenden Nachbarmundart gegenüber hervorzuheben. Ebenso wäre dann die Form *veggen* für *wé²den* „jäten“ aus Ölde, Kr. Beckum zu erklären. Ölde liegt hart an der Grenze zum nichthiattilgenden Münsterland. Andere Entgleisungen konnte ich nicht entdecken, obgleich ich unser ganzes Wortarchivmaterial daraufhin untersuchte, falls nicht der auf S. 39 besprochene Beleg *stuigge* aus Falkendiek, Kr. Herford auch so zu interpretieren ist.

Die Hiatschärfung ist vom 14. Jhd. an belegt, muß aber „schon durchgeführt gewesen sein, bevor sich in Südwestfalen die Diphthonge ei, äi, öi > ai und ou > au fortentwickelt hatten, was um 1300 bereits geschehen war.“¹⁶ Die Schärfung hat wie auch die spätere Diphthongierung der hohen Längen ihren Ursprungskern im Südosten. Wörter mit Hiatschärfung können für die Etymologie zuweilen wichtige Hinweise geben. Etwa *fuggen* „mit Ruten schlagen“, „betteln“ aus den Kreisen Brilon und Höxter zeigt für das aus Bückeberg belegte *fudelgeld*, daß *d* hier, wie weit verbreitet in *feudel* „Scheuerlappen“, eingeschoben ist¹⁷.

Das *rüā*-Gebiet in Ostwestfalen (zu den *rōā*-Belegen nahme ich später Stellung), das andererseits zum Diphthongierungsgebiet der alten hohen Längen, auch

swār „schwer“ anzuschließen. Dieser lautet in Iserlohn; Elsey; Schwelm; Müschede, Kr. Arnsberg: *svōgv*. Das inlautende *r* ist hier also dissimiliert zu *g*. In Soest selbst lautet der Komparativ *svōgv* und *svōdv*. HOLTHAUSEN glaubt, daß bei *svōgv* Analogiebildung zu *nōgv* „näher“ vorliegt, das also auch keine Kürzung des Stammvokals hat, wie sie sonst in Soest meist beim Komparativ zu beobachten ist; vgl. HOLTHAUSEN § 392. Aber auch hier kann doch der Grund in einem Ausweichen vor zweimaligem *r* liegen. Dieselbe Ursache mag der Form *svōdv* zu Grunde liegen, die auch sonst belegt ist, z. B. im Kreis Olpe; Bracht, Kr. Meschede; Ahlen, Kr. Beckum. Für *vīzv*, *brezv* müßten wir danach folgende Entwicklung annehmen: *vīder* > *vīrer* > *vīzv*. 2. könnte *g* nach *d*-Schwund eingefügt worden sein als die Zeit der Hiatschärfung in Soest schon vorbei war. Evtl. ist auch Übergang *d* > *z* zu erwägen. Dies wäre ein Vorgang wie *raozv* für *rō¹de* „Rute“ in folgenden Orten des Kreises Soest: Bremen, Illingen, Sieveringen und Wiehagen; vgl. S. 39f. Die Verkürzung des Stammvokals müßte dann bei *brezv* vor der Diphthongierung von *é²* > *oi* eingetreten sein. Da die offenen Längen in Soest spät diphthongierten, bereitet diese Annahme keine Schwierigkeiten. *brōzn* aber wird nicht auf *brō¹den* sondern auf *brōien* „brühen“ zurückgehen; vgl. zur Bedeutung „brüten“ bei „brühen“ WNT 3, I, S. 1415 u. DWB 2, S. 424.

¹⁵ vgl. S. 39f.

¹⁶ W. FOERSTE aaO., Sp. 1776.

¹⁷ zu *fūen* vgl. POKORNY: Idg. etym. Wb. 827: *pēu-*, *pəu-*, *pū-*; lat. *pavio* „ich schlage“.

bei *d*-Ausfall, gehört, läßt wohl darauf schließen, daß *d* hier später ausgefallen ist. Der durch den Schwund eingeleitete Prozeß der Dehnung von *i^e* hätte nach unserer Annahme noch nicht zum Zusammenfall mit altem *û* geführt, als dieses diphthongiert wurde. Nach einer Lippischen Flurnamensammlung¹⁸, die die Kreise Lemgo und Detmold umfaßt, scheint intervokalisches *d* hier tatsächlich erst allgemein Anfang des 18. Jhd. ausgefallen zu sein. Die frühesten Belege finden wir um die Mitte des 17. Jhd.: 1644 *Siendahl*, heute *Siedenthal*, FN. bei Schlangen, Kr. Detmold; ebendort heißt es 1612 *im Santrode*, aber 1721 *im Sandroge* (*g* vermutlich nach *d*-Schwund eingeschoben; vgl. S. 40f.). In Werl, w. Salzuflen, wird der Hofbesitzer des Knoenhofes 1488 *Kord in den Knoden*, 1650 *Hermann in den Knoen* geschrieben. In Dahlborn, Kr. Detmold, finden wir für 1644 noch *Siedenmerg* angegeben, heute *Siemerg*. Vom 18. Jhd. an sind *d*-Schreibungen sehr selten, meist nur, wenn sie durch das Hochdeutsche gestützt sind, so z. B. häufig bei „Breite“: *die daufe Brede, Dauenbrede, Doenbrede, Elschenbrede*; aber *kohle Breie* 1728, *Kasebreie* 1721, heute *Kassebrede*. An der Grenze zum Diphthongierungsgebiet von *rü^ede* > *ruie* werden dagegen zwei wesentlich frühere Belege für *d*-Schwund belegt: *to Pedeln* 1489, aber *to Pegeln* 1572, Hof in Oberwüsten, ö. Salzuflen (evtl. liegt hier auch ein echter Lautwandel *d* > *g* vor; vgl. S. 40f.); der Forstort Gudenslau bei Berlebeck, Kr. Detmold, wird 1559 *Goensloh* sowie *Godensloh* geschrieben. Die Flurnamensammlung von Wewelsburg, Kr. Büren¹⁹, zeigt ein ähnliches Ergebnis: 1716 *auf den obersten Rohen*, 1700 *Röden*; 1716 *Vorne Winbüsche*, 1450, 1532, 1559 . . . *Widbusch(e)*.

Ausfall des *-d*- und Diphthongierung der hohen Längen haben also vermutlich im Ostteil dieses Diphthongierungsgebiets zeitlich so nahe zusammengelegen, daß hier im Gegensatz zum Westteil der dort durch den Ausfall (schon bei Daniel von Soest) verursachte Prozeß zum Zusammenfall der Tonlängen mit den Altlängen und deren gemeinsame Diphthongierung nicht mehr stattfinden konnte²⁰. Zu bemerken ist auch, daß die südlich angrenzenden Kreise Waldeck und Wolfhagen bis heute überwiegend keinen Schwund von intervokalischem *d* haben.

Dieser ostwestfälische Streifen ist jedoch in sich nicht einheitlich. Ein Gebiet, das die Kreise Lemgo, Detmold und den Ostsaum des Kreises Höxter umfaßt,

¹⁸ O. PREUSS, Die Lippischen Flurnamen. Detmold 1893.

¹⁹ B. FRANK, Die Flurnamen der Gemarkung Wewelsburg. Münster o. J.

²⁰ Auch die Mundart von Altena, am Westrand des Diphthongierungsgebietes, hat keinen Zusammenfall; vgl. S. 37. Auf S. 41ff. wird der Versuch unternommen, die zeitlichen Unterschiede des *d*-Schwundes aus einer verschiedenen Artikulation des *d* zu erklären.

unterscheidet sich dadurch vom übrigen Ostwestfälischen, daß hier heute überhaupt keine Kürzendiphthonge gesprochen werden. Das Lippische hat im allgemeinen Langmonophthong: *bīkə* „Bach“, *slīpŋ* „schleppen“, *gīvŋ* „geben“, *nīzŋ* „neun“, *slī(ə)n* „Schlitten“. Entsprechend ist $e^a = \bar{e}$, $u^e = \bar{u}$, $o^a = \bar{o}$, $i^e = \bar{i}$, $ö^a = \bar{ö}$. Daß jedoch auch hier früher Brechungen gesprochen wurden, zeigen die Kürzen in *vētŋ* (neben *vīŋ*) „wissen“, *bētŋ* „bißchen“, *vŋnən* „wohnen“, *slīŋl* „Schlüssel“, *nŋt* „Nuß“ – Pl. *nūtə* oder *nōtə*, *smēt* (Nom.) – *smīə* (Dat.) „Schmied“, *lēt-līə* „Glied“. Diese Kürzen sind jedenfalls nicht die ursprünglichen, denn die würden *i* lauten: *snit* „Schnitt“, *sik* „sich“. *smēt*, *lēt* gilt auch sonst in vielen Orten, wo *ē* eindeutig aus Kürzendiphthong, der aus dem flektierten Kasus in den Nominativ übernommen wurde, rückmonophthongiert wurde, z. B. in Füchtorf, Kr. Warendorf; Gütersloh; Osnabrück; Tecklenburg; Brockhagen, Kr. Halle; Bischofshagen und Hiddenhausen, Kr. Herford; Hahlen, Kr. Minden²¹. Genauso muß man die lippischen Kürzen, die auf *as*, *i*, *u*, *ü* in offener Silbe zurückgehen und ausnahmslos *e*, *o*, *ö* lauten, erklären. Es bliebe sonst nur die Möglichkeit, für das Lippische im Gegensatz zum sonstigen Westfälischen keine Kürzendiphthongierung anzunehmen, sondern wie im übrigen Niederdeutschen Senkung und Dehnung der hohen Kürzen in offener Silbe. Die Senkung hätte dann aber nicht bis zum offenen *e* gehen können, da *ē* und *i* in offener Silbe voneinander getrennt bleiben. Die *ē*-Formen wären dann spätere Kürzungen; *i* aber müßte wieder gehoben oder über eine Diphthongierung $> iə < \bar{e}$ entstanden sein²². Dies alles ist unwahrscheinlich. Gegen eine Kürzung von Langmonophthong $\bar{e} > e$ ($\bar{o} < o$, $\bar{ö} < ö$) spricht auch, daß im Lippischen sowohl altlanges *ā* wie tonlanges *ā* in jeder Stellung lang geblieben und alte *ī*, *ū*, *ŭ* sogar diphthongiert sind. Für Hebung von $\bar{e} > i$, die nach den oben genannten Formen im Lippischen offenbar spontan gewesen sein müßte, wüßte ich überhaupt keine Parallelen anzuführen.

Eine Diphthongierung von *é* und zwar von $e^2 > i(ə)$: *sī(ə)pə* „Seife“ gibt es nach TH. DAHLBERG am Harz in den Orten Gittelde, Wolfshagen und Hahndorf²³. In diesen Orten spricht man auch *bī(ə)k(ə)* „Bach“ also Zusammenfall von e^2 und tonlangem \bar{e} . Hauptsächlich hiermit begründet Dahlberg seine Annahme, daß im Göttingisch-Grubenhagenschen, das fast die gleichen Lautverhältnisse wie das Lippische zeigt (*bī(ə)k(ə)*, *sēkələ* „Sichel“)²⁴, folgende

²¹ In Südwestfalen hat sich hier Brechung gehalten: *smīət*, *liət*; nördlich des *smēt*-Gebietes gilt *smīt*, also mit alter Kürze.

²² Eine andere Frage, die hier aber nicht behandelt werden soll, ist, welche Vorstufe jeweils für die westf. Brechungen anzunehmen ist; vgl. hierzu S. 34 Anm. 3 r.

²³ aaO., S. 65.

²⁴ vgl. S. 63ff., 83ff.

Entwicklung erfolgt sei: „vormnd. $i >$ mnd. $\bar{e} >$ neund. $i(\partial)$, $u > \bar{o} > \bar{u}(\partial)$, $\bar{u} > \bar{\delta} > \bar{u}(\partial)$.“ (o und u sind hier im Gegensatz zum Lippischen zusammengefallen). In diesem Gebiet wie auch im Lippischen ist die Entwicklung sämtlicher \bar{e} - wie $\bar{\delta}$ -Laute aber eine ganz andere²⁵. Auffällig ist auch, daß das zusammenhängende $b\bar{i}(\partial)k(\partial)$ -Gebiet erst westlich des Vorkommens von $s\bar{i}(\partial)p\partial$ beginnt, hier aber $s\bar{e}p\partial$ gilt, im Raum von vereinzelt $s\bar{i}(\partial)p\partial$, $b\bar{i}(\partial)k(\partial)$ aber meist $s\bar{e}p\partial$, $b\bar{e}k(\partial)$ gesprochen wird²⁶. Es ist schwer vorstellbar, daß in einem so großen, in dieser Hinsicht übereinstimmenden Gebiet, wie es das Lippische und das Göttingisch-Grubenhagensche darstellt, eine Diphthongierung von $\bar{e} > i(\partial)$ stattgefunden haben soll, während sich die alten Längen völlig anders entwickelten. Das Lippische wie das Gött.-Grub. gehören vielmehr zum Brechungsraum alter Kürzen in offener Silbe. Nach W. FOERSTE war „das Götting.-Grubenh. stets auf die Oberweser hin gerichtet wie die benachbarten westfäl. Mundarten des Weserberglandes, mit denen es durch mehrere Gemeinsamkeiten verbunden ist . . . Wahrscheinlich hatte das Gött.-Grub. ursprünglich auch an der südwestfäl. Hiarentwicklung teil (*buggen* „bauen“), die es später wieder aufgegeben hat . . .“²⁷ Da auch im Paderbornschen die hohen Kürzen den gleichen Langmonophthong haben – neben Kzürzendiphthong für die mittleren Kürzen – kann man vielleicht sogar annehmen, daß die Kzürzendiphthongierung wie so manche andere Neuerung im Oberwesergebiet ihren Ursprung hatte; denn die Entwicklung zum Langmonophthong stellt eine späte Stufe dar, und sie ist gerade im Oberwesergebiet am ausgeprägtesten, während sie nach Westen zu immer schwächer wird: $\bar{i} / i\partial / i\partial$. Auch im Gött.-Grub. scheint die Monophthongierung zur Weser hin intensiver durchgeführt: aus Markoldendorf (zwischen Holzminden und Einbeck) wird *tīnə* „Zähne“ gemeldet, aus Dorste *iīənə* (DAHLBERG S. 64).

In Markoldendorf sagt man für „kochen“ nach DAHLBERG $k\bar{o}^u k\eta$, für „Küche“ $k\bar{u}k\partial$. Nach Deckblatt b ist \bar{o}^u \bar{o} -Diphthong (δ^1). As. o , (\bar{o}) und (u), \bar{u} sind also wie im Westfälischen getrennt. Jedenfalls weist Markold. mit der verschiedenen Entwicklung $k\bar{u}k\partial$: $k\bar{o}^u k\eta$ schon hin auf die Verhältnisse wie sie im Nordostzipfel des Kreises Hörter gelten (Fürstenau, Stahle, Albaxen und Lüchtringen): $b\bar{i}ak\partial$, $b\bar{u}ak\eta$ „schlagen“, $k\bar{u}ak\partial$: aber $b\bar{q}\eta$ „beten“, $st\bar{q}ak\eta$ „stechen“, $\bar{q}\partial t\eta$ „essen“, $kn\bar{e}qk\eta$ „Knochen“, also schon eindeutig aus Langmonophthongen entwickelte

²⁵ Das Gött.-Grub. hat $k\bar{e}l\partial$ „Käse“, $s\bar{e}p\partial$ „Seife“, $b\bar{q}in$, $b\bar{q}in$ „Bein“, gleichlautenden Diphthong in „Dieb“, „Brief“, $b\bar{a}$ „beide“, $blajk\partial$ „Bleiche“. Lippisch gilt nach E. HOFFMANN, Die Vokale der Lippischen Mundart. Hannover 1887: $k\bar{a}il\partial$ „Käse“, $rai p$ „Seil“, $d\bar{q}ul\partial n$ „teilen“, $d\bar{q}uf$ „Dieb“.

²⁶ vgl. hierzu bei DAHLBERG aaO., Deckblatt b.

²⁷ aaO., Sp. 1853.

Diphthonge; denn es heißt auch *kāətə* „Käse“, *klāət* „Kleid“, *keukən* „Kuchen“. Hier sind also die ursprünglich weiten Kürzen nach Rückmonophthongierung tatsächlich ähnlich den entsprechenden Altlängen diphthongiert. *īə*, *ūə*, *ǔə* aber sind offenbar schon Weiterentwicklungen der sonst auch in der Umgebung herrschenden *ī*, *ū*, *ǔ* entsprechend der Aussprache von alt- und tonlangem *a*: *mōətə* „Maß“, *tōətr* „Zigeuner“²⁸, die ich aus Lüchtringen notierte. Da hier andererseits beide langen *a* zusammengefallen sind, bildet dies Gebiet seinerseits den Übergang zum Ostfälischen.

Vom Lippischen und dem Ostzipfel Höxters unterscheidet sich das übrige Ostwestfalen dadurch, daß hier jeweils nur eine Gruppe der alten Kürzen in offener Silbe spontan monophthongiert ist, diese Monophthonge aber vielfach von denen vor ausgefallenem *d* abweichen. So haben wir im NO die Formen *gāl* „gelb“ aber *diāln* „Diele“ *stāiə* (< *ē*) „Stätte“: Hahlen, Kr. Minden; *jēl*: *dēvlo*: *stēə* in Diepenau, Kr. Nienburg. Im SO sind oft umgekehrt die weiten diphthongisch, die engen monophthongisch. In Sandebeck, Kr. Höxter heißt es z. B. *būnə* „Schlafkammer“, also anderer Monophthong als bei *d*-Schwund: *rō*, *būkn* „schlagen“ aber *briēkn* „brechen“, *bēn* „beten“, *knuōkn* „Knochen“, *bōm* „Boden“. Die Monophthonge in spontaner Entwicklung bezeichnet E. NÖRRENBURG²⁹ einleuchtend als sehr jung und führt sie auf frühere Kürzen-diphthonge zurück. Im allgemeinen wird diese Monophthongierung noch jünger sein als die vor *d*-Ausfall. In Iserlohn und entsprechend überall im Westteil des Gebietes mit Diphthongierung der alten hohen Längen hören wir heute *bike* „Bach“ aber *stēie* „Stätte“ (wie *tēit* „Zeit“); auch vor Reibelauten in ganz Westfalen nur junger Monophthong: *livvn* „liefern“, *pīlək* „Ziemer“. Für *bi^even* „beben“ fand ich in unserem ganzen Archiv nur einen Beleg, der *ī*-Diphthong zeigte: *buivn* aber daneben *bīvn*, Brockhagen, Kr. Halle, für *bi^eten* „rennen“ fand ich überhaupt keinen.

Der Gegensatz zum Lippischen, wo bei *d*-Schwund kein Unterschied zur spontanen Entwicklung feststellbar ist, deutet darauf hin, daß im Lippischen beide Gruppen der as. Kürzen zur Zeit des *d*-Ausfalls auf dem Wege zum Monophthong sehr weit fortgeschritten waren. Zur Zeit der Diphthongierung von *ī*, *ū*, *ǔ* kann aber bei den hohen Kürzen die heutige Stufe *ī*, *ū*, *ǔ* noch nicht gegolten haben. Dies unterstreicht noch einmal, daß intervokalisches *d* vor allem hier, aber auch im sonstigen Ostwestfälischen, erst spät ausgefallen sein kann; denn *d*-Schwund zur Zeit wie im Zentralwestfälischen hätte auch hier

²⁸ Ob auch *āə* in „Käse“ und „Kleid“ so zu beurteilen ist, oder *ə* noch geschwächtes *i* ist, bedürfte einer genaueren Untersuchung.

²⁹ aaO., S. 34off.

zum Zusammenfall der hohen Kürzen in offener Silbe mit den alten Längen geführt, da ja die Tendenz zum Monophthong \bar{i} , \bar{u} , $\bar{ü}$, die nachweislich durch d -Ausfall noch erheblich verstärkt wurde, gerade in Ostwestfalen am ausgeprägtesten ist.

Wir wenden uns nun den $r\bar{o}(\partial)$ -Belegen zu³⁰. Daß hier noch alte Längen vorliegen im Gegensatz zu den eben angeführten jungen Monophthongen, also $r\bar{o}$ neben $b\bar{ü}na$, wird man nicht annehmen können. Dagegen spricht, daß in diesem Gebiet e^a , o^a , $ö^a$ Kürzendiphthonge sind, bei d -Schwund aber auch hier Monophthong steht, also $bri\bar{e}kn$ „brechen“ aber $b\bar{e}n$ oder (häufiger) $b\bar{e}n$ „beten“, $knu\bar{o}kn$ „Knochen“ aber $b\bar{o}$ „Bote“ und $b\bar{o}m$ „Boden“. Daß der d -Ausfall bereits vor der westfälischen Kürzendiphthongierung erfolgt ist und bei den betreffenden Wörtern diese dann verhindert hat, scheint heute undenkbar³¹. Auch der Lautcharakter des d hat vor seinem Ausfall nicht diese Monophthongierung verursacht; denn am gleichen Ort heißt es $ri\bar{e}d\bar{v}m$ „rassel“, $bi\bar{e}ll$ „betteln“ (mit sehr spätem Ausfall)³². $b\bar{e}n$ ($b\bar{e}n$), $b\bar{o}$ und $b\bar{o}m$ können also nur Rückmonophthongierungen sein. Genauso wird es sich bei $r\bar{o}(\partial)$ verhalten.

³⁰ Der Beleg $r\bar{o}a$ aus Hohenhausen, Kr. Lemgo, der einzige mir bekannte aus dem Lippischen, gehört nicht eindeutig in diesen Zusammenhang; das Verhalten der Mundart ist widersprüchlich: $sl\bar{i}an$ „Schlitten“, $sn\bar{e}an$ „geschnitten“, $v\bar{e}t\bar{a}n$ „wissen“, $bi\bar{t}an$ „gebissen“, $bi\bar{k}a$ (alle i lg.) „Bach“, $p\bar{e}k$ „Pech“, $n\bar{o}t$ „Nuß“, Pl. $n\bar{ü}ta$. Es herrschen Übergangserscheinungen zum Mindener Gebiet.

³¹ E. NÖRRENBERG aaO., S. 343 setzt ihre Anfänge bereits in das 12. Jhd. Vgl. auch W. FOERSTE aaO., S. 1771 ff. Auch sprechen vereinzelte urkundl. Belege des 13. und 14. Jhd. dagegen, die schon den Wandel der Kürzen in offener Silbe zeigen, aber stets noch d schreiben; vgl. A. LASCH: Beitr. zur Gesch. der dt. Spr. und Lit. 40, S. 313; SARAUI, S. 37 ff. Es sei denn, man vertrete die These, daß die hohen Kürzen in offener Silbe im Westfälischen zunächst zu geschlossenen e , o , $ö$ gesenkt und dann zu den Kürzendiphthongen i^e , u^e , $ü^e$ geworden wären. Wenn das auch zuträfe – zur Ablehnung dieser These vgl. zuletzt E. ROOTH: Zs. f. dt. Mdaa. 1959, S. 97 ff. – so zeigt doch unser Kartenbild mit der Verteilung der $r\bar{ü}a$ –, $st\bar{i}a$ -Formen, daß die Kürzendiphthongierung jedenfalls vor d -Schwund anzusetzen ist; vgl. außerdem in Sandebeck $sm\bar{i}t$ (i lg.) „Schmied“, $sm\bar{e}n$ „schmieden“: i kann nur aus dem flekt. Kasus übernommen sein, \bar{e} setzt also älteres i^e voraus.

³² Besonders deutlich erkennt man dies auch an der Mundart von Rheine. Hier ist eine Dehnung ausschließlich vor ausgefallenem d eingetreten und vor r . Vor sämtlichen Reibelauten und vor erhaltenem d bleiben die Vokale unverändert: $bi\bar{v}d\bar{y}$ „beten“, $sl\bar{i}ad\bar{y}$ „Schlitten“, $st\bar{i}ad\bar{a}$ „Stätte“, $dr\bar{i}av\bar{a}ln$ „planlos gehen“, $g\bar{i}av\bar{a}$ (ich) „gebe“, $di\bar{a}z\bar{a}d\bar{a}$ „Biederkeit“, $dr\bar{i}v\bar{z}y$ „tragen“, $d\bar{ü}al\bar{i}ch$ „schwindelig“, $hu\bar{v}l\bar{a}$ „Strumpf“; aber $b\bar{ü}v\bar{r}y$ „heben“, $li\bar{a}lam$ (i lg.) „gliedlerlahm“, $k\bar{ü}abuks\bar{a}$ „Redseliger“, $r\bar{ü}a$ „Hund“. Hiermit soll noch nicht behauptet werden, daß d nirgends einen Reibelautcharakter hatte. Nur wäre dieser nicht der Grund zur Vokaländerung gewesen sondern vermutlich die zum Ausfall führende schwache Artikulation, die eine Stärkung der Stammsilbe verursachte. Man könnte für die Dehnungen vor Reibelauten die gleiche Begründung angeben, denn bei kräftig artikulierte Reibelauten hören wir im Westfälischen keine Längung

Diese Monophthonge können sich aber nicht so gebildet haben, wie sonst überwiegend in Westfalen und wie hier in ungestörter Entwicklung (*büne*), also durch Längung des ersten Diphthongteils und späteren Abfall des zweiten: $i^e > \ddot{i}^e > \ddot{u} / ui$, sondern der zweite Diphthongteil muß gelängt worden sein, und dann ist der erste verstummt. Entsprechend der Entwicklung von $i\epsilon$ und $u\phi$, die zu \bar{e} , \bar{e} , $\bar{\phi}$ rückmonophthongiert wurden, werden wir die Vorstufe des \ddot{u} in *büne* und des \bar{o} in $r\bar{o}$ als $\ddot{u}\bar{o}$ ansetzen. Das \bar{o} in $r\bar{o}$ ist dann vermutlich älter als das \ddot{u} in *büne*. Die normale Entwicklung zu \ddot{u} zeigt, daß wir wohl nicht mit steigendem Diphthong $\ddot{u}\bar{o}$ rechnen dürfen. Doch wird dem zweiten Diphthongteil eine leichte Öffnung eigen gewesen sein, da, soweit ich sehe, im Ostwestfälischen nur dann eine Monophthongierung auf der Basis des zweiten Diphthongteils erfolgen konnte. Für offene Aussprache des engen Kürzendiphthongs \ddot{u}^e seien hier folgende lautschriftliche Aufnahmen unseres Archivs angeführt: $\ddot{u}\bar{ö}$ mittelwaldeckisch, $\ddot{u}\bar{o}$ (halb offen) Osnabrück, $\bar{o}v$ Diepenau, Kr. Nienburg, $\ddot{u}v$ Hahlen, Kr. Minden. Sie könnte demnach wohl auch für die Vorstufe unserer Monophthonge gelten. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine echte Akzentverlagerung innerhalb des Diphthongs infolge einer Druckverminderung der Endsilbe und nicht etwa nur um eine Stärkung des zweiten Diphthongteils durch das Endungs-*e* nach *d*-Schwund, etwa $r\ddot{u}\bar{o}d\bar{a} > r\ddot{u}\bar{o}\bar{a} > r\ddot{u}\bar{o} > r\bar{o}$: denn wir sehen den gleichen Vorgang zuweilen auch vor erhaltenen Reibelauten, z. B. $v\bar{e}l\bar{a}$ „Wiese“, $b\bar{e}v\bar{u}$ „beben“ in Sandebeck, Kr. Höxter. Eine ähnliche Monophthogierung beobachten wir in Immecke bei Plettenberg. Wir hören statt normalen $i\epsilon$, $u\phi$, $\ddot{u}\bar{ö}$ für e^a , ϕ^a , \bar{o}^a vor ausgefallenem *d* und *g* sowie vor erhaltenem *v*: \bar{e} , \bar{o} , $\bar{\phi}$ – vor *l* bleibt normaler Diphthong – während i^e , u^e , \ddot{u}^e (gesprochen $i\bar{a}$, $u\bar{a}$, $\ddot{u}\bar{a}$) sich dann zu $\bar{i}\bar{a}$, $\bar{u}\bar{a}$, $\ddot{u}\bar{a}$ dehnten³³. Ein analoges Verhalten stellte ich bei den Mdaa. von Boke und Herbram, Kr. Büren und Dahl, Kr. Paderborn fest.

Die $r\bar{o}(e)$ -Formen im Nordwesten entsprechen der Entwicklung, die \ddot{u}^e in jeder Stellung genommen hat; im Nordosten handelt es sich meist um einfache Monophthongierung infolge *d*-Schwundes aus Kürzendiphthong mit \bar{o} im

der Vokale; vgl. statt $b\bar{e}v\bar{u}$ „beben“, $b\bar{i}\bar{a}l\bar{u}$ (*i* lg.) „rennen“ meist $b\bar{i}v\bar{a}r\bar{n}$, $b\bar{i}v\bar{v}a\bar{r}n$, $b\bar{i}\bar{a}l\bar{a}r\bar{n}$, $b\bar{i}l\bar{l}\bar{a}r\bar{n}$. Daß sie im allgemeinen nicht so weitgehend war wie bei *d*-Ausfall liegt wohl daran, daß Reibelaute nur in Ausnahmefällen ganz geschwunden sind. In Ostwestfalen haben wir sehr verbreitet *g*-Schwund, und dann entwickelt sich der Vokal genau wie bei *d*-Ausfall, z. B. in Sandebeck, Kr. Höxter: $f\bar{o}l$ „Vogel“ wie $r\bar{o}$ „Hund“. Zur Entwicklung vor *v* und *l* vgl. S. 42f.

³³ O. GREGORY, Gießener Beitr. z. dt. Philologie 35, § 16, 3, § 23, § 29, § 36; vgl. auch H. TEUCHERT, Sprachreste, aaO., S. 407ff., der ähnliches für die Mark belegt, jedoch gibt er als Grund des von ihm als Akzentumsprung bezeichneten Vorganges Vokalisierung von folgendem *v* oder *g* an. Das ist in Immecke nicht der Fall: $\bar{o}v\bar{n}$ „Ofen“. Auch Sandebeck hat $\bar{l}\bar{e}v\bar{n}$, $\bar{l}\bar{e}n$, $\bar{l}\bar{o}n$ „gelogen“.

ersten Teil³⁴. Diese Kürzendiphthonge bilden den Übergang zum anschließenden Gebiet mit Senkung und Dehnung der Tonlängen.

Zu erwähnen sind noch die zahlreichen Schreibungen *rūr*, *rūer*, die in weitgehender Übereinstimmung mit dem DSA in einem breiten Westsaum mit *rūe*-Belegen vermischt erscheinen, aber auch sonst vereinzelt vorkommen. Oft wurden beide Formen am gleichen Ort festgestellt. Möglich wäre, daß eine Reduktionsstufe des *d* vorliegt. *d* wurde ja auch sonst häufig, wo es nicht ausgefallen ist, zu *r* erweicht, z. B. *lierich* „leer“ Ahlen und Vorhelm, Kr. Beckum; Mettingen, Kr. Tecklenburg; *lürich* in Rheine; *lörich* in Salzbergen, Kr. Lingen. Im Siegerland hat sich jedes intervokalische *d* zu *r* entwickelt, unterscheidet sich jedoch von altem *r* dadurch, „daß es nicht so sehr verklingt“³⁵ Aus Nordhorn und Neuenhaus, Kr. Bentheim ist *möre* „müde“ belegt, aus Ochtrup, Kr. Steinfurt und aus Holtwick, Kr. Coesfeld *mör*. Aber gerade daß sonst für *mō^hde* oder auch für *rō^hde* „Rute“ diese Formen nicht so häufig auftreten, stimmt bei der Fülle der *rūr*, *rūer*-Schreibungen bedenklich. Aus Rheine und aus Drensteinfurt, Kr. Lüdinghausen schreiben unsere Gewährsleute *rūer*. Die eigenen lautschriftlichen Aufnahmen Prof. NÖRRENBURG'S lauten für beide Orte *rūā*. Rheine ist in der Behandlung des intervokalischen *d* sehr unterschiedlich; vgl. S. 34, Anm. 32. Jedenfalls liegt der Verdacht nahe, daß unsere Gewährsleute, wenn sie *rūer* oder *rūr* schrieben, nur *rūā* sprachen, aber das Endungs-*a* irrtümlich als vokalisiertes *r* auffaßten. Dies können wir im Westfälischen bei Brechungen oft beobachten. Für *bü^egel* „Bügel“ schreiben *bürgel* Gewährsleute aus Bottrop, Wermingsen, Kr. Iserlohn; Mellrich, Kr. Lippstadt; Venne, Kr. Lüdinghausen; Borghorst, Kr. Steinfurt; Lippborg, Kr. Beckum; Albersloh, Kr. Münster; Brockhagen, Kr. Halle; Wietersheim, Raderhorst und Dankersen, Kr. Minden; Isenstedt, Kr. Lübbecke; *büergel* aus Beelen, Kr. Warendorf; *mi^ede* „mit“: *mirt* Afferde, Kr. Unna; Berwicke, Kr. Soest; *smi^ele* „langer Grashalm“: *schmierle* Weetfeld, Kr. Unna; *li^epel* „Löffel“: *lirpel* Scheidingen, Kr. Soest; Senden, Kr. Lüdinghausen; Gellershagen, Kr. Bielefeld; Kutenhausen, Kr. Minden; *lierpel* Oldinghausen, Kr. Herford.

Auch fällt die Unsicherheit auf, mit der oft für denselben Ort Formen mit *er*, *r* und *e* angegeben werden, z. B. in Dülmen, Kr. Coesfeld; Lüdinghausen; Hohenlimburg, Kr. Iserlohn. Ein Gewährsmann aus Königssteele bei Essen unterscheidet zwischen *rūr* Sg. und *rūe* Pl., während sonst allgemein der Pl. *-en*, *-ens* lautet. Jedoch ist diese Scheidung sehr verdächtig, da sie meist auf Grund

³⁴ vgl. jedoch noch S. 38.

³⁵ W. SCHULTE, Gliederung der Mdaa. im südöstl. Sauerland. Marburg 1941, S. 58.

nachträglicher Überschreibungen entstanden ist. Wieder andere Orte haben beim Simplex *r*, beim Kompositum nicht, z. B. *rüenblōme*, *-kirsche*, *-stal*: Niederaden, Kr. Unna; Dortmund; Recklinghausen (neben *rührenblaum*); Hohenlimburg (für Simplex *rūr* und *rīe*), Lehmufer, Kr. Iserlohn.

Eine endgültige Klärung erscheint nur nach eigenen Aufnahmen an Ort und Stelle möglich. Sicher wird es sich nicht immer um einen Lautübergang von $d > r$ handeln, oft wird der zweite Brechungsteil, bzw. das Endungs-*e*, irrtümlich für vokalisiertes *r* gehalten worden sein. Wir haben gesehen, daß dies bei den engen Brechungen häufig vorkommt.

Ein Teil der *r*-Schreibungen ist aber vermutlich lautlich gerechtfertigt, vor allem im Westmünsterland. Das zeigen die eben angeführten *mör*-Belege (nach altlangen Vokalen kommt Schreibung von *r* für *ə* nicht vor), neben der Häufung der *r*-Schreibungen im Westen aber auch die auffällig vielen Belege mit *d*-Erhalt, wie wir bei *stī^ede* sehen werden. Auch sonst werden wir im Westen mit der Möglichkeit eines echten $r < d$ rechnen müssen; denn bei *schāde* buchen wir nach lautschriftlichen Aufnahmen *schārə* aus Evingsen, Kr. Iserlohn; *schār* Altena; Schmoeckel-Blesken (Gegend Soest!): *schā(r)*. Hier wäre darauf hinzuweisen, daß in Altena, das noch zur westlichen Randzone der Diphthongierung hoher Längen gehört, kein Zusammenfall von *í*, *ú*, *ü* mit den engen Tonlängen vor ausgefallenem *d* erfolgt ist: *rūə*, *stīə*. Wir dürfen also vermutlich späten *d*-Ausfall annehmen³⁶.

Die Entwicklung von *stī^ede* „Stätte“ unterscheidet sich wenig vom Vorhergehenden. Zu beachten ist, daß hier häufig statt mit Primärumlaut (*i^e*) mit Sekundärumlaut [*e^a*] zu rechnen ist, so nach Aufnahmen von Prof. NÖRRENBERG in Vorhelm, Kr. Beck.: *stiv* (*i* lg.) und *bivkə* „Bach“, aber *stīəʒ* „Stiege“; Drensteinfurt, Kr. Lüdingh.: *stiv* (*i* lg.) und *stīə*. Da jedoch diese Frage unabhängig von der des *d*-Schwundes ist, wird sie hier nicht weiter verfolgt.

Wir fanden gegenüber *rū^ede*, das ja nicht den ganzen westf. Sprachraum deckt, einige zusätzliche Belege mit erhaltenem *d*, so in Düdinghausen und Oberschledorn, Kr. Brilon, hart an der Grenze zum Kr. Waldeck, wo allgemein intervokalisches *d* bewahrt bleibt, dann nur noch im Nordwesten in Bentheim, Gronau, Asbeck, Rheine und Haltern; vgl. für den Nordwesten jedoch noch DSA Kt. 94 „müde“ mit seinen vielen *d*-Schreibungen.

Bemerkenswert ist, daß die Diphthongierung von gelängtem *i^e* > *ī(ə)* > *ēi*, *ui* nicht so verbreitet ist wie bei *rū^ede*. So spricht man im ganzen Kreis Olpe und in anschließenden Teilen des Kreises Meschede *stīə*, während in der Osthälfte

³⁶ vgl. S. 30.

des Kreises Olpe sowie im ganzen Kreis Meschede bei *rü^ede* die diphthongische Entsprechung von altem *û* gilt. Jedoch sind in diesem Gebiet auch alte *î* in jeder Stellung meist nicht diphthongiert³⁷.

Die monophthongischen Formen sind im wesentlichen wie bei *rü^ede* zu erklären. Belege hierfür sind im Nordwesten der Provinz Westfalen zahlreicher als bei *rü^ede*. Das hat aber seinen einfachen Grund darin, daß das Wort *rü^ede* hier überhaupt ungebräuchlich ist. Grundsätzlich zeigt die Verbreitung der monophthongischen Formen von *sti^ede* im Westen die Ostgrenze des auch sonst heute brechungslosen Gebietes, in dem auch für *rü^ede*, wenn das Wort hier heimisch wäre, Monophthong gälte.

Besondere Aufmerksamkeit verdient aber der Beleg *stäie* aus Hahlen, Kr. Minden, wo für *i^e* sonst *iä* gilt: *kniäwel* „Knebel“, *stiäwel* „Stiefel“, *kniäpske* „listig“. Wie *stäie* lauten in Hahlen alle entsprechenden Wörter: *släien* „Schlitten“, *käien* „Kette“, *läilamm* „federlahm“ (aus *li^edelam*). *e^a* hat in jeder Stellung offenen *e*-Monophthong, geschrieben: *ä*. Man könnte zunächst daran denken, daß nach *d*-Ausfall eine Form *stīä* entstand, und dieses *ī* sich der hier durchgeführten Hiatdiphthongierung der hohen Längen angeschlossen hätte: *fräi* „frei“, *fräien* „heiraten“, *freo* „Frau“. Diese Annahme wird jedoch widerlegt durch die Entwicklung der Wörter mit altem *î* und *d*-Schwund: *rië* „ursprünglich Wasserlauf, jetzt eine Parzelle im Moor“, *riënn* „reiten“, *siënn* *speck* „Speckseite“, *liënn* „leiden“, *lüë* „Leute“, *lüënn* „läuten“.³⁸ Die Hiatdiphthongierung der hohen Längen³⁹ ist also vor dem *d*-Ausfall erfolgt, da sie hier nicht mehr zu beobachten ist. Das *äi* in *stäie* ist nur über *stīä* zu erklären, dessen *ē*, das wohl wie *ō* (*rō*) in den Kreisen Büren und Höxter zu erklären ist, dann wie *ê⁴* in *räimen* „Riemen“, *räit* „Ried“, *däif* „Dieb“ diphthongiert wurde, während die Wörter mit *ê²*, die nicht wie etwa *däig* „Brotteig“ in die Gruppe *ê⁴* überwech-

³⁷ vgl. W. SCHULTE, Gliederung der Mdaa. des südöstl. Sauerlandes. Marburg 1941, S. 39 u. Kt. 3; J. AHRENS, Der Vokalismus der Mdaa. im Kreise Olpe. Borna u. Leipzig 1908, S. 63 f.; DSA Kt. 74: „Eis“. Auch für andere Teile des westfäl. Diphthongierungsgebietes läßt sich vermuten, daß die Phasen der Diphthongierung von *î* und *û* nicht gleichzeitig waren. Im westfäl. Siedlungsgebiet um Bärwalde und an den Rändern des Kreises Neustettin, wo neben ausgeprägten westf. (ravensb.) Merkmalen wie *rejjen* „rein“, *meche* „mähen“, *spiche* „speien“ auch bereits die Anlage zu dieser Diphthongierung mitgebracht sein wird, heißt es *hius* „Haus“, *iut* „aus“, *biuk* „Bauch“, aber *iis* „Eis“, *tiit* „Zeit“ usw. Die Diphthongierung von *î* scheint hier also noch im Anfangsstadium zu sein; vgl. H. F. ROSENFELD aaO., S. 142.

³⁸ Nach CHR. FREDERKING, Plattdeutsches Dorfwörterbuch des Dorfes Hahlen. Bielefeld u. Leipzig (1939).

³⁹ Wie auch die bereits S. 28 f. erwähnte Hiatschärfung in anderen Teilen Westfalens.

selten, wie auch die mit \acute{e}^1 Monophthong haben: *sēlen* „seilen“, *mēnen* „meinen“, *lēm* „Lehm“, *lēd* „Leid“, *kēse* „Käse“, *schēper* „Schäfer“. Ebenso ist hier *uo* (nach lautschriftlichen Aufnahmen Prof. NÖRRENBERGS: *uv*) über \bar{o} diphthongiert: *meoan*, f. „Mudder, Torfschlamm“. Am Südrand des *stēa*-Saumes im Kreis Höxter haben die Orte Dahlhausen, Kr. Höxter und Borgholz, Bühne, Kr. Warburg ebenfalls aus \bar{e} entwickelten Diphthong: *staie*, *kraien* „gekriegt“⁴⁰. Bei den *stēa*-Belegen aus Kutenhausen und Windheim, Kr. Minden sowie Diepenau, Kr. Nienburg konnte schon deswegen keine Diphthongierung des aus \bar{a} (*lēapl* „Löffel“, *nēagn* „neun“) entwickelten Monophthongs eintreten, da auch \acute{e}^4 (*scheitn* „schießen“, *geitn* „gießen“) bei *d*-Ausfall mit \acute{e}^2 zusammenfiel: *bēan* „bieten“, *vēan* „jäten“. Auch hier beobachten wir die sicher viel früher erfolgte Hiatdiphthongierung der sonst monophthongischen hohen Längen: *speian* „speien“, *blei* „Blei“, *frei* „frei“ aber *liūan* „läuten“⁴¹.

Wir müssen nun noch die Belege betrachten, bei denen *g* an Stelle von *d* geschrieben ist. Für *stīde* fand ich nur zwei: *stīage* Brackwede, s. Bielefeld; *stuigge* Falkendiek, Kr. Herford. Hinzu kommen die 5 auf S. 28f. gemeldeten *g*-Schreibungen des DSA für *rīde*. Die Formen mit Diphthong *ui* bei den *rīde*-Belegen sprechen dafür, daß *g* erst nach völligem *d*-Ausfall eingeschoben worden ist, weil nur bei Konsonantenschwund Zusammenfall mit alter Länge und anschließende Diphthongierung stattfinden konnte. Der Beleg *stuigge* (*g* wohl für gesprochenes *j*) aus Falkendiek entspricht aber durchaus Wörtern mit Hiatschärfung, da für dies Gebiet eine Sonderentwicklung feststellbar ist, derart, daß „hiattilgendes *g* in späterer Entwicklung wieder halb bzw. ganz vokalisiert“⁴² wurde. *stīde* könnte sich also Wörtern wie *snīan* „schneien“ > *sniggan* > *snuijjan* und *brūggə* „Brücke“ > *bruijja* angeschlossen haben. Es ist aber zu fragen, ob der Gewährsmann mit *stuigge* [*gg* = *jj*] eine mundartgerechte Form angegeben hat. Der DSA meldet auch *ruigge* „Hund“ ö. Neheim. Hier kann es sich aber wegen *ü*^e > *ū* > *ui* nur um einen später eingetretenen Übergangslaut für ausgefallenes *d* handeln, da Hiatschärfung *ruigge* ergeben hätte und die spätere Vokalisierung von *gg* im Westfälischen auf Lippe und Ravensberg beschränkt ist. *gg* in *ruigge* entspricht nicht der hier geltenden Mundartform,

⁴⁰ Monophthongierung und erneute Diphthongierung von ursprünglichen Brechungen notierte ich sonst nur noch für *ea*: In Hörste, Kr. Büren gilt *fīvzv* „resolutes Mädchen“, *pripvza* „Predigt“ aber *faižn* „fegen“, *bajan* „beten“, also Langdiphthong vor *g* und bei *d*-Schwund, wenn keine schwere Silbe folgt – *i*^e stets *i*; Rösebeck, Kr. Warburg: *vīex* „Weg“, Pl. *vaię*, *mīęty* „messen“, *bajan* „beten“, *fajan* „fegen“.

⁴¹ vgl. H. SCHMEDING, Die Mundart des Kirchspiels Lavelsho u. der angrenzenden Ortschaften. Münster 1938, §§ 12, 15, 17, 19, 23, 55.

⁴² W. FOERSTE aaO., S. p. 1776.

weil die Lautgruppe *uig* in diesem Gebiet in keiner Position so geschärft gesprochen wird, daß sie eine Schreibung *uigg* rechtfertigen könnte, die der lippisch-ravensbergischen Schärfung entsprechen würde. Hier wird aus Schreiberlaune *ruigge* statt *ruige* gemeldet worden sein. Aber es ist unwahrscheinlich, dies auch für den *stuigge*-Beleg anzunehmen; denn in Lippe und Ravensberg wird deutlich unterschieden zwischen Wörtern mit altem *i* > *ui* (*süija* „niedrig“, *stüijən* „steigen“), *i*° > *i* > *ui* vor ausgefallenem *d* (*stüia* „Stätte“) einerseits und Wörtern mit Hiatschärfung (*spuı̄jən* „speien“) andererseits. Wenn der Gewährsmann aus Falkendiek also *stuigge* angibt, so wird man daraus schließen, da ihm sowohl langdiphthongische wie kurzdiphthongische Aussprache geläufig ist, daß er *ui* in diesem Wort geschärft gesprochen hat. Das würde aber für eine Entgleisung in die Gruppe der Wörter mit Hiatschärfung sprechen. Als Grund möchte ich dann wie bei den bereits besprochenen beiden anderen Entgleisungen⁴³ die Grenzlage des Ortes zum östlich sich anschließenden Gebiet ohne Schärfung angeben.

Es ergibt sich also, daß wir die beiden *ruige* (*-uigg*-)Belege aus der Gegend Plettenberg und Neheim als Formen mit späterem *g*-Einschub nach restlosem *d*-Ausfall ohne Zusammenhang mit der früher erfolgten Hiatschärfung betrachten müssen. Auch die beiden *ruige*-Formen lassen sich durch späteren Einschub erklären, da sie außerhalb des Gebietes vorkommen, in dem *i*° vor ausgefallenem *d* zu *ui* wird. Daß solcher Einschub möglich ist, zeigen die vielen Belege, die heute in Wörtern mit ursprünglichem Hiata ein Übergangs-*g* (*ʒ*) haben, z. B. *näien* „nähen“: *naigen* Dortmund, Wellinghofen, Courl, Kr. Dortmund; Rünthe, Kr. Unna; Iserlohn, Iserlohner Heide, Östrich, Hohenlimburg, Geisecke, Halingen, Kr. Iserlohn; *naijen* Hiddenhausen, Kr. Herford; *nägen* Kierspe, Kr. Altena; Gevelsberg, Kr. Ennepe-Ruhr; *hauen*: *haugen* Ergste, Hohenlimburg, Kr. Iserlohn; Rottum, Rhynern, Unna, Kr. Unna; *häuigen*, *hoigen* im Süden des Kreises Detmold; *heogen* Örlinghausen, Kr. Lemgo; *haoigen* Dankersen, Kr. Minden; *maue* „Ärmel“: *mauge* Kirchhellen, Bottrop, Gladbeck, Kr. Recklinghausen; Courl, Kr. Dortmund; Geisecke, Kr. Hörde; Östrich, Hohenlimburg, Kr. Iserlohn; die Fälle lassen sich beliebig vermehren, z. B. mit ähnlicher Verbreitung bei *snüen* „schneien“, *büen* „bauen“, *nüe* „neu“, *nä* „nah, näher“⁴⁴. Ich verweise hier auch auf W. FOERSTE, „Das Pommersche beseitigt den Hiata durch Einschub eines Übergangskonsonanten (*nüge* „neue“)⁴⁵

⁴³ vgl. S. 29.

⁴⁴ Zu trennen ist hiervon die Hiatschärfung, die in einem Teil Westfalens z. B. aus *hauen hoggen*, *hobben* usw. entstehen läßt.

⁴⁵ aaO., Sp. 1776.

und auf A. LASCH, Mnd. Gr. § 347: „In meckl. *maugen* < *mouwen*, *rauen rau-gen* < *rouwen* ‚ruhen‘ ist *g* . . . wohl nur sekundärer Übergangslaut.“ Deshalb überzeugen mich auch – jedenfalls fürs Westfälische – SARAUWS Beispiele nicht, mit denen er nachweisen will, daß *d* in *ʒ* übergegangen sein soll⁴⁶; denn *raoʒa* für *rô'de* „Rute“ in Courl (und nach unserem Archiv in vielen weiteren Orten Westfalens) entspricht dort *maoʒa*, *naiʒan*; für *suiʒa* „niedrig“ in Soest bleibt als mögliche Grundform *sîge* (zu alts. *sîgian*)⁴⁷.

Schwierig ist die Form *stîage* aus Brackwede zu deuten. Hier sollten wir bei *d*-Ausfall nach H. WIX⁴⁸ *-ui-* oder *-ëi-* erwarten. Auch die zahlreichen zum Vergleich heranzuziehenden Formen *slîgen*, *slîagen* „Schlitten“ (zuweilen auch mit *j* geschrieben) in Orten, wo für *smî'de* „Schnitte“ *smui* ö. ä. gilt, sind zu beachten, z. B. *slîgen* in Niederdornberg nw. Bielefeld; Herringhausen, Stedefreund, Enger, Besenkamp, Kr. Herford; *slîagen* Lenzinghausen, Kr. Herford. In Iserlohn hören wir *viʒu* „Weide“, *viʒwrauʒa* neben *vëiavinä* „Zaunwinde“, *vëianbrauk* FN; in Hemer, Kesbern, Sümmern, Elsey, Kr. Iserlohn gilt *viʒa*.

Auffällig ist, daß in Wörtern mit ursprünglichen Brechungen, im Gegensatz zu denen mit Langmonophthong oder -diphthong, *g* an Stelle von *d* sich nach dem Material, welches mir zur Verfügung stand, überwiegend im Diphthongierungsgebiet der hohen Längen und der mit ihnen nach *d*-Schwund zusammengefallenen Tonlängen, vorzugsweise im Ravensbergischen fand. Gerade in diesem Gebiet, in dem, wie wir gleich ausführen werden, mit einer dorsalen Artikulation des *d* zu rechnen ist, halte ich einen sporadischen Übergang des *d* in *j* oder *ʒ* für möglich. Wollten wir hier *d*-Ausfall und späteren *g*-Einschub annehmen, so wäre auch das Problem zu lösen, wie sich dabei stellenweise der Brechungsdiphthong halten konnte; denn eine Entwicklung von *stîada* > *stîä* > *stîəʒa* kann man sich schwer vorstellen. Es muß also von Fall zu Fall geprüft werden, ob Einschub oder Übergang *d* > *ʒ* (*j*) vorliegt.

Exkurs

Auf S. 34 Anm. 32 hatten wir ausgeführt, daß die besondere Entwicklung der Kürzendiphthonge vor ausgefallenem *d* nicht primär durch den Lautcharakter des *d* vor dessen Schwund herbeigeführt wurde, sondern vermutlich durch eine zum Ausfall führende schwache Artikulation, verbunden mit einer Stärkung der Stammsilbe. Es wurde dort auf die gleiche Entwicklung der Kürzendiphthonge vor ausgefallenem *g* in Ostwestfalen hingewiesen.

⁴⁶ aaO., S. 403. Auch TEUCHERT, Sprachreste aaO., S. 430 schließt sich ihm an.

⁴⁷ vgl. FRANCK, AfdA 13, S. 219.

⁴⁸ Studien zur westf. Dialektgeogr. im Süden des Teutoburgerwaldes. In: Deutsche Dialektgeogr. Heft IX. Marburg 1921, § 349.

Auch vor den anderen Reibelauten *v* und *l* ist hier die Entwicklung oft die gleiche: Sandebeck, HÖx.: *slikə un knipə* (i lg.) „lustige Streiche“ aber *lēvn, bēvn, vēlə* „Wiese“. Wie der *g*-Schwund (*föl* „Vogel“) vermuten läßt, müssen wir mit äußerst schlaffer Artikulation rechnen. Jedoch haben nicht alle ostwestfälischen Mundarten ausnahmslos bei allen Reibelauten die gleiche Entwicklung wie vor ausgefallenem *d*, z. B. Immecke, Kr. Plettenberg: *āmbōan* „angeboten“, *flōan* „geflogen“, *snōvy* „geschnoben“, aber *huflə* „Strumpf“. Auch sonst beobachten wir häufig eine größere Festigkeit des *l*: Iserlohn: *kusələ* „Schaf“, *livvy* „leben“, *staiə* „Stätte“; Altena: *biələ* „Regenschauer“, *bivvy* (i lg.) „beben“, *stia*. Daneben notierte ich bei H. SCHOPPMANN⁴⁹ auch Belege für *v*-Ausfall: S. 107: *Auf dem Gievelkamp* lautet mda. *op'm Güilekampe*, 1685 *auf dem Gibbelkampe, Giffelkamp* (Gem. Ampen); S. 261: *Am tiefen Stert* heißt mda. *am Tüen-stät* oder *Tüenstät*, 1685 *aufm Tiewensterte-Tiewe* = Hündin (Gem. Lohne). Bei beiden Beispielen liegt der Ausfall vor der Diphthongierung der hohen Längen. P. FREBEL⁵⁰ gibt § 42 für Lüdensch. Ausfall von *b, g, d* an: *əbliən* (i lg.) „geblieben“, *lian* „liegen“, *snia* „Schnitte“, aber § 40 *viələ* „Wiese“. W. SCHULTE⁵¹ hat in seinem ganzen Gebiet Ausfall von *g* und *d* (§ 26) und auf die Orte Herscheid, Kiesbert, Hervel und Stottmert beschränkt auch Ausfall von *b*: *bliən* (i lg.); überall ist aber *l* bei ihm gehalten.

Was ist der Grund für das abweichende Verhalten von *l*? *g* und *l* werden durch Reibung mit der Zunge gebildet (bei *v* ist die Zunge nicht beteiligt). Die Ursache des verschiedenen Verhaltens von *g* und *l* wird also in der verschiedenen Zungenstellung zu suchen sein: die Bildung des *l* mit gehobener Zungenspitze am Vordergummen oder mit der Zungenspitze an den Zähnen, jedenfalls stets Reibung an der Zungenspitze (koronal), bei *g* die Bildung mit dem Zungenrücken weiter hinten und mit gesenkter Zungenspitze (dorsal). Dorsale Artikulation begünstigt demnach den Ausfall. Ich vermute, daß für die zeitlichen Unterschiede des *d*-Ausfalls zwischen dem Zentralwestfälischen (früh) einerseits und dem Ostwestfälischen sowie dem gleich zu besprechenden Nordwestwestfälischen (spät) andererseits auch eine voneinander abweichende Artikulation des *d* verantwortlich sein wird, derart, daß früher Schwund Neigung zur dorsalen Aussprache des *d*, später Schwund aber rein koronale Aussprache voraussetzt. Für Soest (früher Ausfall) schreibt F. HOLTHAUSEN⁵², daß *t* und *d* „antedorsal- bis coronal-alveolar“ gebildet werden. Dagegen heißt es für das Lippische (später Ausfall) bei E. HOFFMANN⁵³, „Der Verschuß“ (von *d* und *t*) „wird an der unteren Fläche der Alveolen gebildet; beide sind Laute von durchaus coronaler (nicht dorsaler) Artikulation.“ Für *l* gilt bei beiden Mundarten das Entsprechende, beim Lippischen aber mit dem bezeichnenden Zusatz (S. 5): „Der vordere Zungenkörper bleibt soviel wie möglich gesenkt, so daß ein großer Hohlraum im Vordermunde entsteht.“ Bei HOLTHAUSEN (§ 35) steht nur: „Die Hinterzunge ist dabei guttural gehoben.“ Eine ausgeprägte Senkung des vorderen Zungenkörpers ist eben nur bei rein koronaler Artikulation möglich. Sicher ist der Unterschied in der Artikulation der beiden Mundarten nicht groß. Ob auch im Lippischen die Hinterzunge in der heutigen Mundart guttural gehoben ist, steht nicht bei HOFFMANN, ist in unserem Zusammenhang auch nicht so wichtig. Jedoch deutet § 57 darauf hin, daß H. dies nur für eine frühere Entwicklungsstufe annimmt⁵⁴. Für gutturale Hebung der Hinterzunge bei starker Aushöhlung der

⁴⁹ Die Flurnamen des Kreises Soest. Soest 1936, Bd. I, 1. Teil.

⁵⁰ Die Mundarten des westlichen Sauerlandes. Marburg 1956.

⁵¹ Gliederung der Mundarten des südöstl. Sauerlandes. Marburg 1941.

⁵² aaO., § 34.

⁵³ Die Vokale der Lippischen Mundart. Hannover 1887, S. 2.

⁵⁴ Für § 66 bei HOFFMANN sei darauf hingewiesen, daß hier von der falschen An-

Vorderzunge gilt als bekanntestes Beispiel das engl. *l*. Worauf es ankommt, ist aber die Tendenz in Soest, den vorderen Zungenrücken an der Verschlussbildung zu beteiligen, also entgegen einer rein koronalen Aussprache nach oben gegen die Alveolen zu heben, womit bei Schaffung der Zungenspannung leicht eine Senkung der Zungenspitze und ein Zurückgleiten der Artikulationsstelle verbunden sein könnte. Hierbei würde sich dann ein halbkonsonantisches *i* als Vorstufe des *d*-Schwundes bilden. Für diese Vermutung spricht, daß sich, wie auf S. 41 ausgeführt wird, gerade in Gebieten mit frühem Schwund noch heute sporadisch ein Lautübergang *d* > \int (*j*) feststellen läßt.

Die zentralwestfälische Reduktionsstufe wäre dann allerdings sonst sehr bald ganz geschwunden, ohne Spuren zu hinterlassen wie etwa ndl. *kwaai* „schlecht“, *raai*, *raaje* „Rade“ usw.⁵⁶ Daß diese Zwischenstufe nicht alt ist, sieht man auch daraus, daß sie zur Zeit der Hiatschärfung noch nicht bestanden hat; denn etwa eine Form *reiⁱⁱ* „fertig“ hätte dann sicher die gleiche Entwicklung genommen wie *eⁱⁱv* > *e³v* „Eier“, also Hiatschärfung⁵⁶.

Bei rein koronaler Bildung an den Alveolen war diese Entwicklung nicht möglich, da hier der Zungenrücken nach unten gewölbt ist. Ich führe als extremes Beispiel dafür meine holsteinische Heimatmundart an, in der *d* noch heute kaum ausgefallen ist. Auch *j* wird hier koronal gebildet, oft mit *d*-Vorschlag, ähnlich wie im Englischen das anlautende *g*. Überhaupt ist bei uns die Zungenspitze meist gehoben und sogar etwas zurückgebogen, wodurch auch der engl. *l*-Klang und das breitere *s* entsteht.

Leider geben die Mundartgrammatiken in dieser Frage wenig Aufschluß, so daß ich es bei diesen nur tastenden Hinweisen bewenden lassen muß.

Auch der Nordwesten hat späten oder gar keinen Ausfall. Er verdient aber wegen einer Sonderentwicklung des *d* genauere Beachtung; denn W. FOERSTE⁵⁷ schließt aus Formen wie *grens*l < *grend*el „Türriegel“ (emsländisch) und westmünsterländisch *lese*kant < *ledek*ant (franz. lit de camp) „Betttelle“ hier auf einen Wandel *d* > *s*, für den er eine Zwischenstufe erwägt, ähnlich wie bei aus mnd. (fries.) entlehntem engl. *sledge* „Schlitten“. Außerdem verbucht H. SCHÖNHOF⁵⁸ noch *pā*sk m. „Mark“ für Lathen, Kr. Aschendorf (westfälisch *pi^edek*). Ich notierte aus unserem Archiv *s*-Formen von *ledek*ant aus Dingden, Marbeck und Borken, Kr. Borken; Ochtrup, Kr. Burgsteinfurt; Beesten, Kr. Lingen; Meppen; Friesoythe, Huckelrieden, Lastrup, Essen, Kr. Cloppenburg; Dinklage, Kr. Vechta. In diesem Gebiet gibt es daneben aber viele *d*-Formen, die darauf schließen lassen, daß das Wort nicht etwa schon mit *s*-Laut übernommen wurde. Bei *grens*l bin ich nicht sicher, ob nicht eine Grundform *grent*sel (*t* < *d* / *s*) anzusetzen ist, die lautgesetzlich auch zu *grens*el werden konnte (sowohl Formen mit stimmhaftem wie stimmlosem *s* wären möglich) wie weit verbreitet *büns*el < *biüns*el „kleines Kind usw.“; denn auch das Emsland gehört, wohl auf Grund ndl. Einflusses⁵⁹ noch zum *-sel*-Gebiet im Gegensatz zum *wend*els (Pflugwende)-Gebiet um Oldenburg

nahme ausgegangen wird, etwa heutiges *kault* „kalt“ beruhe auf einer Gutturalisierung von *l*, während es sich um eine Diphthongierung aus \bar{o} < *o* < *a* vor *l* + Dental handelt; ähnlich *fa*ilt „Feld“, *kū*int „Kind“.

⁵⁶ Vgl. SCHÖNFELD, Historische Grammatica van het Nederlands. Zutphen 1954, § 32. Für den Niederrhein vgl. auch FRINGS in: AUBIN, FRINGS, MÜLLER, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Bonn 1926, S. 124ff; RAMISCH, Studien zur niederrheinischen Dialektgeogr. Marburg 1908, § 26.

⁵⁷ Über Formen wie *rauge* „Rute“, *rū*ge „Hund“ vgl. S. 39f.

⁵⁸ aaO., S. 178o.

⁵⁸ Emsländ. Gramm. Heidelberg 1908, § 169.

⁵⁹ vgl. W. FOERSTE, aaO., Sp. 1791.

(DWA, Bd. IV). *grensel*-Belege sind auch sonst in Westfalen nicht selten, z. B. im Kreise Paderborn (neben häufigem *grenfel*); Recke, Kr. Tecklenburg; Ostscheid, Kr. Herford; Niederlandenbeck, Kr. Meschede; Woestes Wb.: *Grendsel*. Hier halte ich aber einen Wandel *d* > *s* für ausgeschlossen, weil es sich um Gebiete mit sonst restlosem *d*-Schwund in ungeschützter Stellung handelt. Dieses *d* wird vor seinem Ausfall eine von *s* sehr verschiedene Artikulation gehabt haben, da *s* im Unterschied auch zu *g* nie ausfällt. Beachte auch die häufige Nebenform *grenfel* (mit *-ila* = statt mit *-sl* = Suffix).

Im Westmünsterland sprechen aber von den heutigen Mundartverhältnissen aus keine Gründe gegen FOERSTES Annahme. Im Gegenteil, anders als im sonstigen Westfälischen sehen wir hier überraschend viele *d* erhalten⁶⁰. Daneben bezeugt der häufige Übergang zum Zungen-*r*⁶¹ eine dem *s* sehr nahe Artikulationsart des reduzierten *d*. Auch der elbstfälische *mis*, *müs*-Sprengel (müde) liegt inmitten eines *d* bewahrenden Gebietes (DSA Kt. 94). Ebenso ist in Holstein, von woher *s*-Belege gemeldet werden, *d* fester: *hēsenedl* (Bornhöved), *rüzern* „mausern“ (Kellinghusen); vgl. hierzu jedoch das allerdings weit entfernte *β*-Gebiet an der Nordwestküste, DSA Kt. 12 (Bruder) und H. TEUCHERT⁶², der das elbstfälische *s*, das vereinzelt neben *β* den alten Verschlusslaut *d* wiedergibt, als ein Festhalten an der ursprünglich spirantischen Aussprache deutet, die sich vereinzelt auf alten Verschlusslaut übertragen hätte⁶³. Die Form *lesekant* ist aber so nicht zu erklären. Auch eine volksetymologische Entstellung ist nicht anzunehmen; denn das Lesen im Bett wäre in diesen Gegenden sicher eine absurde Beschäftigung. Auch hatte keiner der von mir befragten Gewährsleute für das ihnen allen dunkle Wort diese oder eine andere eigene Erklärung*.

Das Problem *s* statt *d* bedarf noch einer eigenen gründlichen Untersuchung. Für unser Gebiet jedenfalls glaube ich nicht an eine Lösung wie sie TEUCHERT fürs Elbstfälische vorschlägt.

Herr Prof. FOERSTE machte mich noch aufmerksam auf waldeckisch *hu^wereis^e* „Hofraum“, hd. *Hofreite*⁶⁴, *klüseren* neben *klüderen* „im Hause nichts tun“⁶⁵ und auf *afwaseln* statt *afwadeln* in Mecklenburg⁶⁶. Auffällig bleibt, daß das Waldeckische ein *d*-bewahrendes Gebiet ist⁶⁷ und daß man in Mecklenburg häufig *r* statt *d* spricht (*mör* „müde“).

Fassen wir das Bisherige zusammen, so ergibt sich, daß intervokalisches *d* im Westfälischen überwiegend vollständig ausgefallen ist. Dabei wurden die Kür-

⁶⁰ vgl. S. 37

⁶¹ vgl. S. 36f.

⁶² Sprachreste aaO., S. 477.

⁶³ vgl. hierzu auch K. BISCHOFF, Elbstfälische Studien. Halle 1954, S. 147f.

* evtl. liegt Kreuzung vor mit nndl. mfr., *lisebedde* ‚Tragstuhl‘; s. v. Wartburg, Franz. Etym. Wb., Bd. 16, S. 468.

⁶⁴ BAUER-COLLITZ, Waldeckisches Wörterbuch. Norden und Leipzig 1902, S. 49.

⁶⁵ L. CURTZE, Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck. Arolsen 1860, S. 477.

⁶⁶ WOSSIDLO-TEUCHERT, Mecklenburgisches Wörterbuch. Neumünster 1942, Bd. 1, S. 211. Vgl. hierzu auch H. TEUCHERT, Sprachschichten im Mecklenburg. Wb. Rostock 1959, S. 4: „Der Grund für das Ausgleiten des Formgefühls in diese Richtung ist hier wohl nicht aufzufinden.“

⁶⁷ vgl. auch B. MARTIN, Deutsche Dialektgeogr. Heft XV. Marburg 1925, § 338, wonach in der Südhälfte des Fürstentums Waldeck wg. *d* und *β* „zur interdentalen Spirans (wird), die den Übergang vermittelt zu dem südlich sich anschließenden Zungen-*r* . . .“

zendiphthonge gedehnt und zwar meist der erste Diphthongteil, während der zweite dann oft ausfiel. In einigen Orten der Kreise Büren und Höxter beobachteten wir im Gegensatz hierzu Monophthongierung auf der Basis des zweiten Brechungsteiles, obgleich auch hier ursprünglich fallende Kürzendiphthonge angenommen werden müssen. Eine erneute Diphthongierung dieser aus Brechungen hervorgegangenen jungen Langmonophthonge gibt es, von Ausnahmen abgesehen, nur bei den hohen Längen *i*, *ū*, *ü*. Lediglich ganz vereinzelt wurden die neuen Längen *ē* und *ō* in Ostwestfalen wie Altlängen diphthongiert.

d-Schwund ist erst nach der vom 14. Jhd. an belegten Hiatschärfung eingetreten, da diese bei Wörtern mit *d*-Ausfall nicht mehr erfolgte. Im Kernwestfälischen liegt der Höhepunkt des Schwundes im 16./17. Jhd. (Belege schon bei Veghe und Daniel von Soest); denn im Diphthongierungsgebiet der hohen Längen (Wende 17./18. Jhd.) waren die Brechungen *i^e*, *u^e*, *ü^e* nach *d*-Ausfall zur Zeit dieser Diphthongierung schon so stark gedehnt, daß sie mit *i̇*, *ū̇*, *ü̇* > *ui* usw. zusammengefallen sind. Nur im Ostsaum tritt die Entwicklung *i^e* > *i* > *ui* nicht ein. Wir nehmen deshalb an, daß *d* hier später ausgefallen ist. Diese Vermutung wurde verstärkt durch zum Vergleich herangezogene Flurnamen.

Vermutlich gilt für früh ausgefallenes *d* im Kernwestfälischen eine dorsale Artikulation, die den Schwund begünstigt, wie das verschiedene Verhalten der Reibelaute *g* und *s* zeigt. Wir müssen deshalb auch vor allem im Ravensbergischen bei Wörtern mit *g* für ursprüngliche *d* (*slīagŋ* „Schlitten“) mit einem sporadischen Lautwandel *d* > *g* rechnen. Aus der Entwicklung der Brechungen bei diesen Wörtern ergab sich jedoch, daß solche *g* anderwärts meistens nach völligem *d*-Ausfall später eingeschoben wurden. Andererseits ist für spät oder überhaupt nicht ausgefallenes *d* koronale Aussprache anzunehmen. Dies ist der Fall im Westen und vor allem im Nordwesten, wo *d* die Neigung hat, in Zungen-*r* und vereinzelt wohl auch in *s* überzugehen. Auch blieben hier oft intervokalische *d* unverändert erhalten. Ebenso gilt für den Teil Ostfalens, in dem die ursprünglichen Brechungen *i^e*, *u^e*, *ü^e* nach *d*-Ausfall nicht mit den hohen Längen zusammengefallen sind, koronale Aussprache des *d*.

Diese Untersuchungen können natürlich nur als ein erster Anfang gelten. Bewußt habe ich mich im wesentlichen auf Wörter mit der Endung *-de* beschränkt, und selbstverständlich gilt alles hier Ausgeführte nicht immer für Wörter mit schwereren Endungen, da deren Konsonanten wieder vielfältig auf die Artikulation des *d* wie auf den Akzent des ganzen Wortes einwirken können. Sehr ertragreich würde auch eine Untersuchung über das Verhalten der alten Längen bei *d*-Ausfall sein, da dies manchen Hinweis zur Chronologie

ihrer Lautentwicklung geben könnte. Allerdings ist in dieser Hinsicht das Kernwestfälische weniger ergiebig, da hier meist lange vor *d*-Ausfall diphthongiert wurde und daher auch dann die regelmäßigen Diphthonge gelten. Aber etwa im Osnabrückischen spricht man *brayt* „Brot“ aber *br̥ēə* Pl., *houyt* „Hut“ aber *h̥ōə* Pl. In Lindhorst, Kr. Stadthagen erfolgte der *d*-Ausfall z. B. nach der Diphthongierung der geschlossenen Längen: *brayt* „Bruder“, *gayən* „guten“, *moiə* „müde“ wie *gayt* „gut“ aber vor der Diphthongierung der offenen Längen: *deyt* „tot“ aber flekt. *dūə*, *bräyt* „breit“ aber flekt. *brīə*. Die flektierten Formen sind hier nur über *ēə* > *īə*, *ōə* > *ūə* zu verstehen. Auch gelegentliche Diphthongierung von altlangem *ā* erweist sich stets als sehr jung. So sagt man z. B. in Lindhorst, wo als normale Entsprechung für *ā* *ɛv* gilt, *bro·vn* „Braten“, im Osnabrückischen statt normalem *au* *br̥ōŋ*. In Quendorf, Kr. Bentheim zeigt die Gegenüberstellung von *majən*, Pl. von *mōt* „Weide“ und *kēlə* „Käse“ für die flektierte Form noch den früheren Diphthong, der sich hier im jungen Hiatt gehalten hat, sonst aber rückgängig gemacht wurde⁶⁸.

Diese wenigen Hinweise mögen genügen, um zu zeigen, daß eine weitere Behandlung des intervokalischen *d*-Schwundes noch wichtige Ergebnisse zeigten könnte.

⁶⁸ vgl. RAKERS, Die Mundarten der alten Grafschaft Bentheim . . . 1944, § 32, 1 u. § 62, 3 e. Allerdings scheint er *ai* in *majən* als germ. *ai* zu deuten statt als Primärumlaut von *ā*. Jedoch auch für germ. *ai* gilt hier sonst *ē*, das gleichfalls eine diphthongische Vorstufe hat.

Johannes Veghe und die ihm zugeschriebenen Traktate*)

von Felix Wortmann

Nachdem JOSTES 1883 die mittelniederdeutschen Predigten des Münsterschen Fraterherren Johannes Veghe herausgegeben hatte¹, machte er im Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft VI, 1885, mit drei niederdeutschen Traktaten bekannt, die er auch Veghe zuschrieb, der Geistlichen Jagd, dem Marientrost und dem Wyngaerden der zelen (im Folgenden abgekürzt mit J, M, W). Im Jahre 1890 berichtete L. SCHULZE von einer anderen, vollständigen Handschrift des Wyngaerden mit einem vierten Traktat, dem Blumenbettchen, *Lectulus noster floridus* (mit B zitiert)². Hermann TRILOFF hat dann in einer eingehenden Untersuchung³ die vier Traktate unter sich und mit den Predigten vor allem stilistisch verglichen. Er kam zu dem Ergebnis: Alle vier Traktate sind wie die Predigten von Veghe. Die Geistliche Jagd ist die älteste Schrift, dann folgen der Marientrost, das Blumenbettchen und schließlich der Wyngaerden. J ist ursprünglich für den Herzog Magnus II. von Mecklenburg geschrieben, B und W und wahrscheinlich auch M für die Schwestern des Niesingklosters in Münster. B und W sind später nach der Berliner Handschrift von P. Dr. Heinrich RADEMACHER M. S. C. herausgegeben⁴. M und J sind seit Jostes Tod verschollen. Während sonst allgemein an der Verfasserschaft Veghes nicht gezweifelt wurde,

* Es war nicht meine Absicht, in diesem Aufsatz die theologisch-philosophische Stellung der Predigten Veghes und der Traktate zu untersuchen. Es war mir auch nicht möglich, das übrige Schrifttum der *Devotio moderna* zu vergleichen. Ich wollte nur auf einige sprachliche und sachliche Unterschiede hinweisen, die für die Frage nach dem Verfasser von Belang sind.

¹ Johannes Veghe. Ein deutscher Prediger des XV. Jahrhunderts. Zum ersten Male herausgegeben von FRANZ JOSTES. Halle 1883.

² Zeitschrift für Kirchengeschichte. Jg. 1890, S. 577-619.

³ Dr. HERMANN TRILOFF, Die Traktate und Predigten Veghes. Untersucht auf Grund des „*Lectulus floridus*“ der Berliner Handschrift. Eine Einleitung in das Studium Veghes. Halle 1904.

⁴ *Lectulus Noster Floridus*, Unser Blumenbettchen. Eine devot-mystische Schrift des 15. Jahrhunderts. Niederdeutsch von Johannes Veghe. Hilstrup 1938. – Wyngaerden der sele. Eine aszetisch-mystische Schrift aus dem 15. Jahrhundert. Niederdeutsch von Johannes Veghe, Fraterherr in Münster. Hilstrup 1940.

äußerte H. KUNISCH⁵ in einer Anmerkung seines Aufsatzes „Johannes Veghe und die oberdeutsche Mystik des 14. Jahrhunderts“ Bedenken. Schließlich hat Annemarie HÜBNER in einem noch ungedruckten Vortrag auf der Pflingsttagung des Niederdeutschen Sprachvereins 1955 in Minden⁶ über „die Sprache Veghes und Ruisbroeks“ gesprochen. Sie meint, nur die Predigten Veghes ordneten sich terminologisch und stilmäßig der ostmittelniederländischen, Windesheimer *Devotio moderna* ein. Auch von einem Einfluß RUISBROEKS könne man nur bei den Predigten, nicht bei den Traktaten sprechen. „Da aus rein sprachlichen Gründen – auch das Zeugnis der Dialektgeographie fällt hier in die Waage – an eine Entstehung der Traktate in Münster selbst nicht gedacht werden kann, erscheint mir ihre Herkunft aus südwestfälischen, wenn nicht sogar niederfränkischen Franziskanerkreisen fast gesichert.“

Auf die Beweisführung TRILOFFS sei hier etwas näher eingegangen. Genaugenommen hat Tr. zwar eine Fülle inhaltlicher und stilistischer Parallelen zwischen den vier Traktaten aufgezeigt, aber viel weniger zwischen den Traktaten und den Predigten. Die stilistischen Ähnlichkeiten sind nicht so groß, daß sie die gleiche Verfasserschaft beweisen könnten, da sie überhaupt für diese Zeit und derartige Literatur kennzeichnend sind. Die Übereinstimmung oder Ähnlichkeit mancher Bilder und Gedanken erklärt sich dadurch, daß diese entweder Allgemeingut der theologischen Schriftsteller, oder wenigstens derer aus der *Devotio moderna* waren oder sich aus einer Bibelstelle bzw. von einem, jedem gebildeten Theologen geläufigen, kirchlichen Schriftsteller herleiten lassen. Oft genug ist zudem der aus derselben Quelle übernommene gleiche Gedanke mit recht verschiedenen Worten und auch verschiedener Deutung ausgedrückt. Nur einige Beispiele: Das bekannte Augustinuswort lautet B 445 (Triloff S. 17): *O god, du hebst uns ghemaket na dy selven, unde unse herte is unrustich, soe langhe dattet reste in dy* (ganz ähnlich in W 385, 15 ff.), während es in den Predigten heißt: *O here du hefst uns gheschapen to di, unde dar van kumptet, dat unse herte unrustich is unde nicht to vrede to der tijd to, dattet weder to di kome und in di ruste unde myt di vereenighet werde, daer du dat to gheschapen hefst* (P. 57, 15 ff., entsprechend 133, 15 ff., 202, 9 ff.). Oder *ghemaket na godes belde unde na godes ghelijcheit* (B 445, entsprechend 480, 562, W 6, 25), in den Predigten heißt es immer *ghelijknisse* (P 127, 10 ff., 129, 31, 181, 2). Der Gedanke (Triloff S. 20), daß der blühende Weinstock alle Schlangen und wilden Tiere vertreibt, stammt

⁵ Z. f. d. A. 75 (1938) S. 142, Anm. 1.

⁶ Inhaltsangabe im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Heft 62/2 (1955) S. 19.

nicht von Veghe oder dem Verfasser der Traktate selbst⁷. Die Stelle Levit. 6, 12 (Triloff S. 31) wird in B 550 (entsprechend W 22, 8ff.) so angeführt: *Myt ghenen dyngen en kan de mensche in syns selves herte alsoe seer untsteken dat vuer der godliken leefsten als overmits overdencken der godliken waldaden, de syn als drughe holt int vuer . . . In der oelden ee ghebot god, dat in den tempel up dat altaer altijtsolden bernen een vuer, avendes unde morphens solden se daer holt in leggen, also dattet vuer nummer en verghenge*, in P 378, 11ff. dagegen *Dat derde puntte dat dar in uns vodet unde bewaert dat vuerken der godliken leefste, dat is steidicheit in guden werken. Wante god hadde gheboden den preesteren in der olden ee, dat se dat vuer up den altair godz steide solden bernende waren unde dat se vake dar holt an leggen solden, up dattet nicht uth en ghenge. Unde ten was em nicht allene gheboden eens off twye des daghes mer vake unde steide mosten se dat doen*. Also in B andere Bedeutung des Gebotes als in P; dazu noch ein sachlicher Widerspruch: in B *avendes unde morphens*, in P *nicht allene eens off twye des daghes, mer vake unde steide*. So können die von TRILOFF angeführten Parallelen nicht beweisen, daß Traktate und Predigten vom gleichen Verfasser sind. Sie sind mehr oder weniger Gemeingut der Theologen oder sind Zitate. Sowohl in den Traktaten wie in den Predigten werden oft Dinge aus Natur und Alltagsleben herangezogen und „geistlich“ gedeutet. Aber das ist in der damaligen geistlichen Literatur auch sonst beliebt, etwa bei RUISBROEK, BRINKERINK, MANDE. Z. B. das Bild, daß die Biene aus den Blüten Honig, dagegen die Spinne aus den gleichen Blüten Gift saugt, findet sich auch bei MANDE⁸, ist weit verbreiteter Glaube⁹.

TRILOFF meint auch, den Personenkreis, für den die Traktate geschrieben sind, in erster Linie in den Schwestern des Niesingklosters, dann aber auch in einem Kreis vornehmer weltlicher Frauen aus Münster finden zu können, also in den Schwestern, vor denen Veghe seine Predigten gehalten hat. In einer und für eine Gemeinschaft zusammenlebender geistlicher Leute sind sie bestimmt geschrieben, aber daß dies Schwestern waren, scheint mir nicht bewiesen. Zu manchen Redewendungen und Bildern, die für weibliche Leser bestimmt zu sein scheinen, sah sich der Verfasser der Traktate einfach dadurch veranlaßt, daß er als angeredete Person die *innighe* oder *edele sele* vor sich sah, die sich und ihre Wohnung für ihren himmlischen Bräutigam bereiten soll (s. B 546). Wenn also weibliche Kleidungsstücke oder weibliche Arbeiten genannt werden, so braucht das noch nicht weibliche Leser vorauszusetzen. Zudem werden

⁷ Vgl. Dt. Wb. XIV, 1, Sp. 873 s. v. Weinblüte.

⁸ W. MOLL, Johannes Brugman en het godsdiensstig leven onzer vaderen in de vijftiende eeuw, grootendeels volgens handschriften geschetst. Amsterdam 1854. S. 270.

⁹ Vgl. Dt. Wb. X, Sp. 2510 s. v. Spinne 1 i.

wohl ebenso oft auch Männerarbeiten genannt, z. B. manche Arbeiten der Flachsverarbeitung und schließlich das Weben, das hier als Männerarbeit angesehen wird (B 521 f.), dann das Bartscheren (W 146). Die „weiblichen“ Kleidungsstücke (Triloff S. 205) können sogar ebenso gut männliche sein: *rock, mantel, pels*. Besonderen Nachdruck legt Triloff auf das B 529 genannte *hovetdoek*, das doch nur für Frauen passe. Die Stelle heißt: *Daer umme ist oick noet lyndoeck to bereydene, daer du (die edele sele) moghest af snyden alle dyns beddikens lakene, gardynen, kussenbuer, hovetdoek, hovetmussche, hovet poeles buer unde al datmen van lyndoeck pleech te makene*. Es handelt sich also um Zubehör zum Bett. Die Kopftücher sind Tücher, mit denen man im Bett den Kopf bedeckt, *quibus tempore dormitionis capita tegimus*¹⁰. MANDE schreibt in seinem Schriftchen *Hier beghint een devoet boeckskijn van de bereydinghe ende vercieringhe onser inwendigher woeninghen . . . : Nu moeten wy voert op dit oercussen legghen enen sconen witten hoefdoec, om ons ghemindes (der Bräutigam der minnenden Seele) hoeft mede te decken*¹¹. Daß bei der öfteren Geißelung der Zungensünden nur an weibliche Sünder gedacht sein kann, dagegen werden die Frauen wohl protestieren. TRILOFF kommt bei dieser Gelegenheit zu einem seltsamen Schluß, „Mögen in diesen Schilderungen (über die Zungensünden) auch manche Züge durch die einmal gewählten Bilder bedingt sein, ohne daß in Wirklichkeit so schlimme Verhältnisse die Veranlassung dazu boten: Das steht jedenfalls fest: Wenn Veghe die Niesinger Schwestern mehr oder weniger im Auge hatte – und eine andere nächste Adresse läßt sich für Münster nicht finden – dann mußte es seit Abfassung des ‚Lectulus floridus‘ in dem Hause in Mariental in mancher Beziehung schlechter geworden sein“. Das wäre doch merkwürdig, wenn gerade unter der Leitung des tüchtigen Veghe, den die Schwestern in ihrer Chronik selbst so loben, die Zucht schlechter geworden wäre.

Wenn TRILOFF 212f. „die ausführliche Schilderung einer Putzstube alter Jungfern“ als „entscheidend“ dafür ansieht, daß der Verfasser für Frauen schrieb, so ist auch hier darauf hinzuweisen, daß die *ymighe sele* die Wohnung für ihren Bräutigam schmücken soll. Zudem war es in dem Kreis der *Devotio moderna* auch sonst recht beliebt, die Bereitung der Seele für den Empfang ihres himmlischen Bräutigams in dieser Allegorie darzustellen¹². Einen Beweis, daß die Traktate speziell für weibliche Leser und insbesondere für das Niesing Kloster geschrieben seien, hat Triloff jedenfalls nicht geliefert. Damit fällt aber auch

¹⁰ Nach Adrianus Bemont van Longhum Slaterus, *Het klooster Frenswegen*. Academisch Proevschrift (Amsterdam). Arnhem 1938, S. 34.

¹¹ MOLL aaO., S. 301.

¹² Siehe Mandes oben genannte Schrift und MOLL aaO., I, S. 261.

eine starke Stütze der Ansicht, daß Veghe der Verfasser der Traktate sei. Was sonst für oder gegen Veghes Verfasserschaft spricht, sei in folgendem untersucht.

Sprachliche Unterschiede

Die Mundart der Traktate ist schwer zu bestimmen, da diese nur in Abschriften vorliegen, ganz abgesehen davon, daß die Verfasser selbst auch nicht ihre reine Mundart schrieben. Die Sprache der Predigten Veghes ist bekanntlich westlich orientiert. Wie weit das aber auf die Sprache oder auch nur auf die Schreibweise Veghes selbst zutrifft, ist ganz unsicher. Die westlichen Merkmale können sehr gut von dem Mitschreiber¹³ oder besser der Mitschreiberin der Predigten stammen, z. T. auch von dem späteren Abschreiber. Aloys BÖMER¹⁴ möchte ihn auf Grund einer Schriftvergleichung mit dem 1536 in hohem Alter verstorbenen Fraterherren Johannes Becker identifizieren. Es ist ja auch nur zu erwarten, daß ein Mitschreiber sein eigenes orthographisches System und seine eigene Aussprache, ja auch die eigenen kleinen Formwörter und eigene Wendungen hineinbringt. In wie starkem Maße das geschehen kann, sieht man an der Predigt des Priors von Windesheim, die er vor den Schwestern des Niesingklosters gehalten hat¹⁵. Sie unterscheidet sich von den Predigten Veghes in der Schreibweise und den formelhaften Redewendungen kaum. Nicht nur die Orthographie ist die gleiche, z. B. *ei*, *ey* für *é*, für *é'* in *neigher* „näher“, auch manche Wörter, Formen, Redewendungen, die in Veghes Predigten sehr beliebt sind, finden sich auch in dieser Predigt des Windesheimer Priors, die er selbst schwerlich alle gebraucht haben kann, wenn es auch von einigen an sich möglich ist: *gicht* „etwas“, *nyn* „kein“, *gheheel* „ganz“, *wu* „wie“; *wu – wu* „je – desto“, *stunde* „Stunde“, *undertuschen* „einander“, *karitate* „Liebe“, *gudertyrenheit* „benignitas“, *uprecht* „rechtschaffen“, *passien* „Leidenschaften“, *poken* „schwatzen“, *dreghen* „tragen“, *vroukens* „Frauen“, *mans* „Männer“, *unse leve here* „Jesus“, *myne discipulen unde myne iungheren*; *Und hijr en mende unse leve here nicht allene; Bi dessen dren puntten wille wij verstaen; is to vermodene.*

¹³ Über Mitschreiben während der Predigt oder nachträgliches Aufschreiben nach dem Gedächtnis s. MOLL aaO., I, S. 180 und W. MOLL, Acht collatien van Johannes Brinkerink. Kerkhistorisch Archief, verzameld door N. E. Kist en W. Moll. Vierde deel. Amsterdam 1866. S. 106f.

¹⁴ JOHANNES VEGHE (Westfälische Lebensbilder. Im Auftrage der Historischen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde hg. von Aloys Bömer und Otto Leunenschloß. Hauptreihe Bd. I. Münster 1930. S. 166–82) S. 176.

¹⁵ JOSTES, Veghe S. 399–415.

Die Traktate sind in drei verschiedenen Handschriften überliefert: 1. J und M (jetzt verschollen), 2. W und B in der Berliner Hs. (Im Folgenden, wenn die Handschrift selbst gemeint ist, als Wb und Bb zitiert), 3. W unvollständig in einer Münsterschen Handschrift (als Wm zitiert). Die Berliner Handschrift war früher im Besitz des Vicekanzlers und Geheimrats Johann Ignatz von und zur Mühlen († 1809) in Münster¹⁶. Sie ist in Münster geschrieben, da der Illuminator der Hs. Hermannus Borchorst ein Münsterischer Fraterherr war, der am 14. April 1515 gestorben ist¹⁷. Die Handschrift mit J und M war, ehe sie Jostes bekam, im Besitz des Gymnasialdirektors a. D. Dr. Hölscher in Recklinghausen. Sie wird auch aus Münster stammen, denn Hölscher war vorher Lehrer am Gymnasium in Münster und hatte damals auch das Liederbuch der Catharina Thirs aus dem Niesingkloster in seinem Besitz¹⁸. RADEMACHER meint in seiner Ausgabe des Wyngaerden, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch eine dritte Hs. des Wyngaerden dagewesen sei, die J. R. Köne bei seiner Heliandausgabe benutzt habe. Diese Handschrift ist aber identisch mit der genannten Münsterschen Hs., da fast alle Seitenangaben der (ziemlich ungenauen) Zitate bei Köne mit der älteren Seitenzählung dieser Hs. übereinstimmen. Nach JOSTES¹⁹ ist diese ältere Seitenzählung von Köne selbst. Alle bekannten Handschriften der Traktate stammen also aus Münster, aus dem Niesingkloster oder dem Fraterhaus.

Zwischen W und B einerseits und P andererseits gibt es eine ganze Reihe lautlicher bzw. orthographischer Unterschiede. In P ist für *é⁴* (germ. *eu*) meist *ei* oder *ey* geschrieben, (*leef* und Zugehörige aber fast immer *ee*, *e*) ebenso für mnd. *ei* (Umlaut von *é²*). Da diese Laute heute im Münsterland *ai* ausgesprochen werden, ist *ei*, *ey* als Diphthong zu lesen. Das ist auch aus der Geschichte der langen Vokale in Westfalen zu erschließen. Auch der dritte Laut, der heute im Münsterland ebenfalls *ai* gesprochen wird, *é¹* (umgelautes westgerm. *â*) erscheint in P neben *e* auch als *ei*, z. B. *steide* „stet“, *neigher* „näher“, *neist* „nächst“, *gheis* „jähes“ (P 199, 39) *gheneidigher* (P 316, 9) *pleighen* „pfligten“ (P 344, 15). In Wb und Bb ist dagegen nur mnd. *ei* durch *ei*, *ey* vertreten, gemäß der allgemein verbreiteten Diphthongierung dieses Lautes in Niederdeutschland und den Niederlanden. Dagegen ist *é⁴* durch *e* oder *ie*, *ye* wiedergegeben. Nur in

¹⁶ TRILOFF, S. 9.

¹⁷ RADEMACHER, Wyngaerden S. VI.

¹⁸ B. HÖLSCHER, Niederdeutsche geistliche Lieder und Sprüche aus dem Münsterlande. Nach Handschriften aus dem XV. und XVI. Jahrhundert hg. von Dr. B. Hölscher, Lehrer am Gymnasium zu Münster. Berlin 1854. S. V.

¹⁹ Hist. Jb. 6, S. 349.

weyden „jäten“ (W 77, 23, B 508), *gheneyten* „genießen“ (W 211, 8; dagegen W 335, 5, B 578, 601, 586 *gheneten*), *ghebeyden* „gebieten“ habe ich *ey* gefunden. Zu *weyden* vgl. das heutige Bentheimische *vain*, *veidy*, mit einem Laut, der sonst mnd. *ei* entspricht²⁰. Wm²¹ hat dagegen auch für *ê⁴* neben *e* öfter *ei*, *ey*, noch öfter ist das in J, M der Fall, neben *e*, *ie*. In den bei Jostes zitierten Stellen aus J zähle ich 28 *e*, *ee*, 7 *ie*, 12 *ei*, *ey* (ohne *de* = Artikel und *dre* = 3). Die einheitlichere Orthographie hat in diesem Punkt also Wb, Bb. Auch in anderen Fällen ist diese Hs. konsequenter, wie bei *desse* „diese(r)“ gegenüber dem Wechsel von *desse*, *duisse*, *dosse*, *dese* in den andern Hss. (P hat auch *desse*) oder *gaet* „(er) geht“ gegenüber *geit* und *gaet* (P *geit*, selten *gaet*), oder *selve(s)* gegenüber *solve(s)*, *selve(s)*, oder *resten* gegenüber *rusten*, *resten*. Im allgemeinen kann man sagen, daß Wb Bb in ihrer Orthographie viel stärker westlich sind als Wm und MJ und erst recht als P. Solche aufs Niederländische weisende Merkmale sind die *ie* für *ê⁴*, *oe* für *ô¹*, *ue* für *û¹*, *on* vor Konsonant, besonders nach *w* für *un*, *er* für *ar*: *derf* = darf, *sterf* = starb, *scherp* = scharf, *sterck* = stark, *verwe* Farbe, *herpe* Harfe, *herse* Herz, *gaet* „(er) geht“ für *geit*, *heeft* für *hevet*, *worden* für *werden*, *woert* „wurde“ für *waert*, oft kein Umlaut, z. B. in W *crachten* „Kräfte“, *draghen* „tragen“, *gasten* „Gäste“, *handen* „Hände“, *nachte* „Nächte“, *naghele* „Nägel“, *schachten* „Schächte“, *schamen* „schämen“, *vaten* „Gefäße“, *bequame* „bequem“, *ghenadige* „gnädige“, *trager* „träger“, *woe* „wie“ für *wu*. Da Wm, M, J diese westlichen Merkmale ebenfalls zeigen, aber vermischt mit münsterländischen Formen, so ist es wahrscheinlicher, daß Wb dem Original näher steht als die Hss. Wm und M, J. Die Originale der Traktate werden also in der Orthographie sich von P recht stark unterschieden haben. Da die Orthographie der Traktate nicht so wie die der Predigten zur jetzigen münsterischen Mundart paßt und da diese Abweichungen von der münsterischen Mundart nicht auf das Konto des Abschreibers gehen können, – sie finden sich ja in allen Handschriften der Traktate –, so ist es wahrscheinlich, daß die Traktate nicht von Veghe sind, nicht von einem Münsteraner.

Mehr Aufschluß über die Mundart des Verfassers der Traktate kann eine Untersuchung des Wortschatzes geben, da dieser von den Abschreibern nicht so leicht geändert wird wie die Orthographie. Wenn man feststellen will, ob die Traktate und die Predigten von demselben oder ob sie von verschiedenen Verfassern sind, sind natürlich nur solche Wörter entscheidend, die oft vor-

²⁰ A. RAKERS, Die Mundarten der alten Grafschaft Bentheim und ihrer reichs-deutschen und niederländischen Umgebung. Oldenburg 1944. S. 50 und 84.

²¹ Rademacher hat nur einen Teil der Abweichungen in Wm in seiner Ausgabe von Wb verzeichnet.

kommen, während selten vorkommende Wörter nur für die Bestimmung der Heimat des Verfassers wichtig sind. Schon Triloff hat einige Wörter daraufhin untersucht. Von den Bezeichnungen für „Jünger, Apostel“ ist *discipel* in den Traktaten, von J abgesehen, das gewöhnliche, oft gebrauchte Wort, während es in den Predigten nach Triloff für sich nur 4mal, in Verbindung mit *apostel* oder *junger* noch 2mal vorkommt. Bei den Ausdrücken für „ganz“ ist in den Traktaten *alheel* das gebräuchlichste, in W, B sozusagen das einzige Wort, während es in P nur einmal vorkommt; umgekehrt ist die Verbindung *heel unde al* in P der beliebteste Ausdruck, fehlt aber in den Traktaten. Ebenso sind *claelike*, *waerlike* und *natuerlike*, dies im ausdrücklichen oder wenigstens gedachten Gegensatz zu *gheestelike*, bezeichnend für die Traktate, während sie in P am Satzanfang ganz fehlen, innerhalb des Satzes *claelike* und *waerlike* einmal, *natuerlike* keimnal vorkommen.

Da nicht daran zu zweifeln ist, daß alle vier Traktate vom gleichen Verfasser sind, werde ich mich im Folgenden darauf beschränken, die ersten 6 Kapitel des Wyngaerden mit der entsprechenden Seitenzahl der Predigten, nämlich den ersten zwei Predigten in bezug auf die Häufigkeit einiger Wörter zu vergleichen.

	W	P
<i>anxtelick</i> „ängstlich“, in Wb aber meist „furchterregend“	13	0
<i>beesten</i> „Tiere“	14	0
<i>behachlick</i> „wohlgefällig“	5	0
<i>claelike</i>	3	0
<i>vlaammich</i>	6	0
<i>gheck</i> (mit Ableitungen)	9	0
<i>land van beloften</i> „Das Gelobte Land“	4	0
<i>last</i> „Beschwerde“	10	0
<i>lastich</i>	8	0
<i>leetwesen</i> „Reue“	0	11
<i>natuerlike</i>	15	0
<i>o!</i>	69	2 (Zitate)
<i>och</i>	46	0
<i>over all</i>	34	0
<i>ordineeren</i>	0	4
<i>rechtevoert</i>	0	8

	W	P
<i>slijck</i> „Dreck“	3	0
<i>uprecht</i> „rechtschaffen“	0	9
<i>upset</i> „Vorsatz“	4	0
<i>waerlike</i>	8	0
<i>werdelijck</i>	0	12
<i>wonderlike</i>	10	1
<i>wante</i> „weil“	1	112
<i>gracie</i> (alleinstehend)	44	11
<i>gracie unde ghenade</i>	0	19
<i>ghenade</i>	0	8

Außer diesen Wörtern ließen sich noch eine ganze Reihe anderer aufzählen, die im Wyngaerden mehr oder weniger oft vorkommen, in den Predigten aber nicht oder nur selten, z. B. *benedyen*, *berou* „Reue“, *broet der kynder* „Eucharistie“, *dunkelhillich*, *dunkelhillicheit* gegenüber *guetdunkelsch* in den Predigten, *naesten* „Nächste“ (im biblischen Sinn) gegenüber *evene mensch* in P (beide oft vorkommend), *mildicheit*, *prynce* gegenüber *vorst* in P, *stadelijck* gegenüber *steide* in P. Umgekehrt wären aus den Predigten zu nennen: *vrouwesname* „Frau“, *gudertijrenheit* „benignitas“, *tribulatie* „Leiden“, *vruchte godes* gegenüber *anxte godes* oder *godlike anxt* in W, *voertbrenghen* „Frucht bringen“, *tijden* „streben, eilen“ (in P oft, in W keinmal, in B einmal), *unghestorven* „der Sünde nicht abgestorben, noch am Irdischen hängend“. Während in W, B *trecken* wohl das einzige Wort für „ziehen“ ist, kommt in den Predigten viel öfter *theen* vor, seltener *trecken*. In den Predigten finden sich viele Fremdwörter, die in den Traktaten nicht gebraucht werden; umgekehrt ebenso²². Während das Wort *passie* in W, B das Leiden Christi meint, bezeichnet es in den Predigten fast immer die menschliche Leidenschaft.

Auch bei den Pronomina finden sich durchgehende Unterschiede zwischen den Traktaten einerseits und den Predigten andererseits. Das Reflexiv „sich“ lautet in W, B immer *em*, in P meistens *sick*, selten *em*, der Akk. Sg. „ihn“ in W, B immer *em*, in P immer *en(e)*, Dat. Pl. „ihnen“ in W, B *em*, in P *en*, „kein“ in W, B *gheen*, in P *nyn*, „jeder“ in W, B *ellic*, *elc*, in P *iuwelick*, „etwas“ in W, B *ycht*, in P *gicht*, „wie“ in W, B *woe*, in P *wu*, „je – desto“ in W, B *io – io*, in P *wu – wu* (nur in festen Wendungen *io – io*). Da hierin die

²² TRILOFF, S. 197ff.

andern Traktathandschriften, Wm und M, J mit W, B oft übereinstimmen, können diese Abweichungen nicht gut erst von dem Abschreiber herrühren.

Auf syntaktische Unterschiede zwischen den Traktaten und den Predigten möchte ich nicht näher eingehen, da sie mancher darauf zurückführen wird, daß die Traktate eben geschriebenes, die Predigten aber gesprochenes Wort sind. Ich selbst möchte dem allerdings keinen großen Einfluß auf den Satzbau einräumen, da ja auch in W, B jemand angesprochen wird, nämlich die *ynnighe sele*. Deshalb seien doch einige bezeichnende Unterschiede erwähnt. Der Verfasser von W, B hat eine ganz auffallende Vorliebe für das Partizip des Präsens. Ich habe auf den ersten 40 Seiten von W genau 100 Beispiele dafür gefunden, ohne die adjektivisch gebrauchten. Oft sind allerdings mehrere aneinandergereiht. In P finden sich dagegen in den ersten beiden Predigten, der entsprechenden Textmenge, nur 5 Partizipien des Präsens. Von diesen sind zudem 4 die gleiche Wendung, *staende holden (waeren)*. W, B setzen auch gerne den Genitiv vor das regierende Wort, in W (die folgenden Zahlen gelten jedesmal für die ersten 40 Seiten in W und die ersten zwei Predigten in P) 41 mal, in P dagegen nur einmal. (24, 9), vielleicht 2 mal (17, 11). Das Possessivum wird in W 53 mal mit *myns selves* usw. ausgedrückt, in P nur 2 mal. *Bij uns selven* „aus uns selbst, aus unserer eigenen Kraft“ und entsprechend bei den andern Personen kommt in W 22 mal vor, in P 0 mal. W liebt sehr Superlative und steigert sie oft noch durch *aller*, 23 mal (ohne *allermeeest*), in P 3 mal. Manchmal findet sich dieser Superlativ sehr gehäuft, z. B. W 161, 6–15: *o aller kunstigheste aerste, verclaer dyn allermeeeste kunst, in myn allermeeeste krancheit. O aller mildeste keyser, vertone dyn allermeeeste rijcheit in myn allermeeeste armoedicheit. O aller mildeste brudegom, laet over all bekand werden dyn aller sterckeste leefte in myn aller lelikeste snoetheit. O aller beste hijerde, bewise dyn allermeeeste truwijcheit in dyn aller slymmeste schaep, myn sele. O aller edelste wynstock, laet my wesen dyn aller mynmeste rancke, laet my wesen dyn aller unnutteste dener in dyn grote hues der hilghen gheeste-licheit. . .*

Zu der Verbindung mehrerer Synonyma oder wenigstens bedeutungsverwandter Wörter schreibt TRILOFF zusammenfassend²³. „Es ergibt sich, daß die frei und formelhaft verbundenen Synonyma in den Predigten verhältnismäßig zahlreicher sind als in den Traktaten; formelhafte Wendungen überwiegen in den letzteren. Doch fehlen sie in P nicht ganz; z. B. findet sich häufig die Redensart *in den dreck treden* und *sick vuel maken* (z. B. 206, 19, 210, 2, 211, 26). Von Maria wird ebenso oft gesagt, *um eer reynicheit behaghede*

²³ ebd. S. 144.

se gode (256, 39, 257, 11, 334, 40 u. ö.). Jedenfalls bilden die Predigten trotz der zahlreichen Berührungspunkte mit den Traktaten wegen der reich entwickelten Synonymik fast eine Welt für sich. Daß beide Literaturgattungen ein und demselben Verfasser angehören, ergibt sich auch hier zweifellos.“ An anderer Stelle²⁴ schreibt TRILOFF „Viel häufiger als in den Traktaten ist hier eins der Synonyma ein Fremdwort, sei es an erster, zweiter oder dritter Stelle; manchmal stehen zwei Fremdwörter nebeneinander“. Sehr beliebt ist in den Traktaten die einfache unverbundene Aneinanderreihung mehrerer, oft vieler Wörter²⁵. Sie findet sich in den Predigten seltener.

Eine ganze Reihe formelhafter Redewendungen werden entweder nur in den Traktaten oder nur in den Predigten gebraucht. *Unse leve here* kommt in den ersten beiden Predigten 50 mal vor, im Wyngaerden auf den ersten 40 Seiten omal, *unse moder de hillige kerke* in P 5 mal, in W 0 mal. Diese Wendung kommt wohl später (W 156, 31) mal vor. Den Zweispänner *dencken unde dancken* habe ich im ganzen Wijngaerden 29 mal gezählt. In den Predigten ist er mir nicht aufgefallen. Die Wendung „von Jerusalem nach Jericho hinuntergehen“ wird in W und B für „in Süden fallen“ gebraucht und zwar recht häufig. Sie wird dabei gar nicht mehr als biblisch gekennzeichnet. In den Predigten wird die Stelle einmal (P 141, 29) als Bibelzitat angeführt, zwar auch in ähnlichem Sinne, aber doch noch mehr als Vergleich. *Unse gold is koper, unse wyn is water, unse weyte is kaff* oder ähnlich habe ich im ganzen Wyngaerden 5 mal gefunden, kommt auch in B und M vor, aber nicht in P. „Am Kreuze stehen“ (statt hängen) ist mir im ganzen Wyngaerden 6 mal vorgekommen, in P gar nicht. Über die Wendung *in tyt unde in ewicheit* hat schon Triloff²⁶ gehandelt. In W und B schließt fast jedes Kapitel damit, meist mit einer Form von *benedyen* verbunden. Sie kommt aber auch oft im Innern der Kapitel vor. In M wird sie auch recht oft gebraucht, nach Triloff etwa 20 mal, in J nur einmal. In den Predigten tritt diese Wendung nicht auf. Sie schließen mit *des gunne uns de vader, de sone unde de hillighe gheest. Amen*.

Die Bibel wird sowohl in den Predigten wie in den Traktaten oft zitiert. Doch zeigt sich auch hier ein bemerkenswerter Unterschied. Während im Wyngaerden nach Rademachers Angabe das AT 408 mal zitiert wird, zähle ich in der entsprechenden Textmenge der Predigten nur 146 Bibelzitate aus dem AT. Da in der Ausgabe von Jostes die Bibelstellen nicht nachgewiesen sind und Veghe oft das betreffende biblische Buch nicht nennt, könnte man

²⁴ ebd. S. 130.

²⁵ Siehe die Beispiele bei Triloff S. 177ff.

²⁶ TRILOFF, S. 87f.

nur mit Mühe einen Vergleich anstellen, welche Bücher in den Traktaten und welche in den Predigten besonders gern zitiert werden. Doch läßt sich soviel sagen, daß im Wyngaerden, und das gleiche gilt für das Blumenbettchen, das Hohelied viel stärker herangezogen wird, 96mal gegen 15, und daß zum andern in den Traktaten die geschichtlichen Bücher viel öfter zitiert werden.

Inhaltliche Unterschiede

Während bei den sprachlichen Utterschieden immer mehr oder weniger mit der Möglichkeit zu rechnen ist, daß die Verschiedenheiten durch die Schreiber in den Text hineingekommen sind, ist dies bei den inhaltlichen Unterschieden kaum zu befürchten.

Sowohl die Traktate als auch die Predigten sind reich an Bildern und Gleichnissen aus der täglichen Umwelt. Doch ist hierbei ein auffälliger Unterschied festzustellen. Während Veghe in den Predigten seine Bilder und Vergleiche, soweit sie nicht biblisch oder literarisch sind, aus dem städtischen Leben nimmt, z. B. Maurerarbeit (P 154ff.), ist der Verfasser der Traktate hierin durchaus ländlich bestimmt. Er kennt das Meer. Für ihn ist es die stürmische, gefährvolle See. *Wante sunder twivel de gelven des stormes, des ongeluckes unde onwillen gaet em alte vake over das hovel op der onrustighen stormighen zee deser onrustighen bitteren werlt* (In J nach Jostes, Hist. Jb. S. 385). *Och des sunders leven is ghelijc der zee, in den gronde des herten vull dreckes der sunden, over all stormich, bitter, unsturich overmits mennigherleye lyden, ungelucke unde last in desser tijt, anxtelic in te verdrinckene overmits rechtveerdich verdoemen in ewicheit. Daer versyncket mennich kostel schip.* (W 278, 7). . . . *als een kleyn schip manc der zee of in den meer, int middel des stormens unde vloedens* (W 349, 27). Weitere Stellen W 42, 4, B 535. Unter dem Bilde von Ebbe und Flut faßt er das Auf und Ab der Welt. *Och dit beest* (der Löwe in des Propheten Daniel Vision, Dan. 7, 4) *maket wonderlike vele kijvens unde strydens up de zee desser unstadighen, ebbende werlt* (W 9, 5). Er kennt die Seemöve, nicht nur dem Namen nach (B 566). In J muß das Meer anschaulich geschildert gewesen sein. A. BÖMER schreibt²⁷: „Wir wissen nicht, was wir mehr bewundern sollen, die Schilderung des gewaltigen Meeres, an dem er während seines Aufenthaltes in Rostock oft gestanden haben wird, in der ‚Geistlichen Jagd‘ oder . . .“ An die Ostsee ist aber dabei wohl kaum zu denken. Die Vorstellung *desser unstadighen ebbende werlt* kann einem wohl an der Nordsee, aber kaum an der Ostsee kommen. Viel eher ist an die Zuiderzee und

²⁷ Westfälische Lebensbilder I, S. 179.

an die Niederlande zu denken. In M wird die Schifffahrt erwähnt, Schiffe auf Flüssen oder Kanälen, das Treideln. *als de Schipman storm unde wynt teghen hevet, so mot he swaerlike royen, ja somtyt syn schip op den over myt eenen reip trecken: so eyghet he meer loens yn den dat he de waer unde guet to hove brenget.* (Jostes Hist. Jb. 6 [1885] S. 379). Von Dämmen und Dammbruch (W 77, 13) ist die Rede, von Land das von wasser-gefüllten Gräben umgeben ist (W 194f.). All dies weist in Richtung Niederlande.

Der mit Gras und Blumen bewachsene *brynck* ist ihm ein liebes Bild. In J wird der „Esch“ genannt (Triloff S. 127). Bäuerliche Arbeiten werden mehrfach erwähnt: sähen, jäten, mähen. Bezeichnend ist auch z. B., wie in den Traktaten und wie in den Predigten die Tätigkeit des Spinnens und Webens behandelt wird. Dem geborenen Städter Veghe liegt die Bearbeitung der Wolle – die beste komme aus England – näher, näher als die von Flachs. Deshalb nimmt er auch als Ausgangsstoff Wolle. Sie wird auf dem Markt gekauft. *Als dan de koeplude de wullen plegghen to markede to brengene, in grote secke ghestoppet, dar de lude to plegghen to tijdene, de der behovet, so sal oick desse iumffer sick besorghen uth allen hillighen scriften unde boken . . .* (P 226, 27ff.). Der Verfasser des Blumenbettchens beschreibt die Verfertigung eines *buer van lynen doeck* vom Flachssäen bis zum Nähen. Obwohl vom Spinnen an in P wie in B oft die gleichen Arbeiten beschrieben werden, ist doch ein großer Unterschied in der Art und Weise in beiden Schriften festzustellen. Während Veghe in den Predigten die Arbeit nur obenhin nennt und auf Einzelheiten nicht eingeht, dafür aber eine eingehende moralische Deutung gibt, beschreibt der Verfasser von B jede Arbeit bis ins einzelne und gibt zu jedem einzelnen Arbeitsvorgang und Begleitumstand eine moralische Deutung. Wie genau der Verfasser von B beobachtet, mögen einige Beispiele zeigen. *Natuerlike int beghynne als men vlas cloppet, so wippet dat struwe vlaseen luttel weder up unde sprynghet te moeten teghen synen clopper. Aldus is somtijt de synlicheit weder struwich teghen den berisper unde teghen de harde penitencie, mer dat is to hantes ghedaen overmits nae volghende duldicheit* (B 511). Beim Garnkochen heißt es: *Natuerlike de gaern ketel int beghynne proetelt he, als de assche noch scherp is unde versch. Dat is, . . . Daer nae alst water in den Ketel versaden is, so protelt de ketel noch anders. Dat is, . . . Dan moet men meer waters doen in den ketel. Ten lesten als de asschen in den ketel verteert is, so ghift he noch een soete gheluet sunder bolderen. Also salstu . . .* (B 517f.). *Natuerliken als men neyete, soe moet de snoer slicht wesen, sunder knorren unde sunder knopen, anders is neyete aerbeydelick. De knopen maken den doeck hoelt unde gaterich, de naet wort oick plumpe unde grof unde des neyers hant wort moede um dat tucken. O ynnighe zele . . .* (B 527f.).

Von einheimischen Tieren werden in den Traktaten erwähnt: *arnt, baer, bye, clamvogel, cran, duve, eeghel, eeghester, ezel, gaffel-tanghe, gans, geitynck, hase, hawke, henne (hoen), hoernte, hund, kalf, katte, kreye, kuke, lam, lewerke, lijsoern, lunynck (musse), mol, mues, mugge, nachtegael, nachtrawe, nettelenkoningh, pawe, pedde, peert, rave, schaepe, slanghe, sprenkelen, spynne, swalwe, swan, tortelduwe, ule, valke, visch, vlieghe, vorsch, voss, wespe, wevel, worm, zeghe*: zusammen 52; in P, soviel ich sehe (es mögen ein paar mehr sein), *arn, bye, katte, koye, peerde, rodde, schaepe, vos*. Sie werden aber nur gelegentlich erwähnt, nicht beschrieben.

Besonders liebevoll werden in den Traktaten W und B Blumen behandelt. Die in W und B vorkommenden Pflanzen sind: *ackeleye, aelse (warmoede) beconye, bromel, busboem, castanya, cederboem, centauren, cypressenboem, dijstel, doerne, ffuga demonum (yaghe duvel, sünte Johannes kruet), fyole, fyolette, garnaten, gerste, gras, haver, hederijck, heerse, hulsbraken, iacinte, yo langher yo lever, ysopo, kamyllen, kerssen, krabbedijstel, levendel, lijlije, mater, medesoeteken (mateleefken, marienbloeme), moerbere, muscatebloeme, myrre, nardus, nettele, nott, olieboem, palmboem, prumen, rose, saefferaensboem, selve (smale u. brede), tuenrijde, tymiaen, vennekoel, vlas, vyghenboem, wede, weghebrede, weyte, wynrute, wynstock*; zusammen 54. Von diesen sind viele genau beschrieben, immer mit sofortiger Deutung der einzelnen Eigenschaften. Etwa: *Natuerlike een fyole is seer kleyne. Dat bedudet . . . Item de vyole is bynae de eerste bloeme in den meye . . . Natuerlike de fyole heeft ghelijck enen kleynen vogelken twe vloghelen, een nybbeken unde een sterteken . . . Noch ist fyoleken nederbughende, of et neder krupen wille in de eerden . . . O edele fyole, dynen still is swack, dyn verwe is blae, dyn ruken is ghenoechlick gode unde allen menschen in tijt unde in ewicheit (B 531f.). Natuerlike de lyllye is te male schone, over all begheerlick, in verwe, in rukene, in blancheit. Eerst is der lyllyen wortel alheel wit unde claer, doerschynich, slicht, sunder tacken. Aldus sal wesen o ymighze zele . . . Item, der lyllyen stronck of still is lanc, recht unde sterck. Also . . . Der lyllyen still is myt groningen bladeren besteken. De blader syn neder by der eerden groet, dichte unde langh, ghelijck tunghen, mer allenteken werden se upwert kleyne, dunne unde kort, yo hogher, yo lichter, luttiker, korter, int overste noch mynre . . . De lyllye heeft ses witte blader, dat syn ses dogheden, . . . Bynnen in der lyllyen staen ses rode guldene stengelen, . . . Int rechte midde staet een groen stronck unde heeft int ende een nott als een kleyne kuse . . . (B 536–39)*. In den Predigten werden, so viel ich sehe, keine Blumen erwähnt, wenigstens nicht beschrieben. Nur einige biblische Bäume werden moralisch gedeutet.

Veghe ist ein Städter, in bürgerlichem Milieu aufgewachsen. Der Verfasser der Traktate scheint dagegen mehr von einer adeligen, ritterlichen Umgebung seine Eindrücke bekommen zu haben. Da ist zunächst ganz auffallend seine

Vorliebe für die Bezeichnung „Kaiser“. Ich habe sie in W allein 74mal gezählt, meist als *overste keyser* für Gott. Auch die Muttergottes wird oft *keyserinne* genannt²⁸. Das findet sich in den Predigten nicht. Dann werden in den Traktaten öfter alle Machthaber mit „Kaiser, Könige, Herzöge, Richter“ aufgezählt. Auch der Droste als fürstlicher Beamter wird genannt. Königliches Gericht wird erwähnt, Abgaben an den Hof. Siehe die Stellen bei Triloff aaO., S. 79. Burgen, Kampf, Waffen, ritterlicher Dienst werden sehr oft als Bild und Vergleich für den Kampf gegen den Teufel und Schutz bei Gott gebraucht. Ein Beispiel: *O arme sele, aldus soldestu gheestelike den oversten konyngre bereyden dyns herten borch. Och daer hoert vele costes unde aerbeydes toe. Merke dyns selves herte of daer oick icht is ghelijc ener stercken borch. Och waer syn eerst de diepen gravene der afgrondighen oetmoedicheit, over all vull waters der ynnicheit, to allen syden dyne borch beschermende. Waer syn de hoghe toerne dyner godschouwvynghen, daer de wechter up sittet int hoghe, over all merkende, wat over wech gaet unde staet komet unde vaert, dat is dyn gheestelike onderscheit, kennende wat guet of quaet is, vrend of vyand, doghede of sunde, schade of bate. Desse wechter solde kennen unde vertonen, wen men daer solde in laten of buten sluten, onderscheydende als de konyneck selven komet voer de borch of syn unde dyn vyand, de helsche tyranne, de oelde verrader unde wreede moerdener. Waer syn de poerten der utwendighen synne vast ghesloten teghen alle vyanden by namen des nachtes, als de sonne der gracen dy untaget unde du in koeltheit unde in duysterheit blyvest, slapende in dyn traechheit. Och dan waket dyn vyand allermeest teghen dy, dan vermoedet he unde aerbeydet te wynnen dyn borch. Och waer syn de voer poerten dynes guedes upsettes, waer syn de stercke mueren dyner stanthafticheit teghen aller vyanden alle stormeschott, anloep mennigher bekorynghe. Noch merke dyn toechbrugge dyner tunghen, claerlike de is vake nederghetreden overmits dyn unbehoerlike kallynghe. Boven all waer is dyn vaste truwicheit, de du ghelovet hebst den oversten keyser. Och woe vake hebstu em ontfangen up de borch dyns herten, daer he is ghekomen unde inghegaen overmits syn weerde, hilghe sacrament unde oick overmits syn vrendelike gracie, daer du em lovedest, truwe unde hold te wesene, unde sich, syne unde dyne vyanden latestu in komen teghen synen willen. (W 116, 15–117, 13).*

Wie der Verfasser der Traktate auch über das adelige Jagdvergnügen Bescheid wußte, zeigt sein Traktat von der geistlichen Jagd, der eigentlich ein Fürstenspiegel ist. Von dieser ganzen Sphäre findet man in Veghes Predigten nichts. Veghe hat solche Bilder wohl kaum. Nur ein entsprechender Vergleich;

²⁸ Ich will damit natürlich nicht sagen, daß diese Bezeichnungen für Gott und die Jungfrau Maria eine Besonderheit unserer Traktate seien. Sie finden sich auch sonst in der Literatur. Man sehe z. B. die Einleitung W. Grimms zu seiner Ausgabe der Goldenen Schmiede des Konrad von Würzburg.

aber es ist bezeichnend, daß da an die Stelle der Burg die Stadt tritt: *wante de borghers, de eine gude, vredelike stad to bewonene hebn unde der nicht ernstlike bewaren en wilt und nyne sorchfoldighe hode en hebt erer stad unde latet de viande to sick inbreken, de en sind nicht werdich de stad to bewonene* (P 357, 16ff.).

Sachliche Unterschiede in der Deutung einiger Bilder und in den Ansichten

Oft werden aber doch in den Predigten dieselben Bilder und Vergleiche gebraucht wie in den Traktaten. Das ist jedoch gar nicht auffällig, wenn es sich um biblische oder sonst in der theologischen Literatur gängige Bilder handelt. Aber sogar bei denselben Bildern ist ihre Deutung in den Predigten manchmal anders als in den Traktaten. Z. B. bedeutet das *plumkussen* in P 367 die Hoffärtigen, in W 121, 30ff. die Friedfertigen, Demütigen. Der Panter in P 82 bedeutet etwas anderes als der in W 9. Die Eigenschaften, die in P 79 der Zypresse zugeschrieben werden, hat in W 217 die Zeder. Die Deutungen der Arbeitsstufen beim Leinen- bzw. Tuchverfertigen ist in P (224ff.) und B (507ff.) recht verschieden. In B ist der Demut das Spinnen zugeordnet, in P das Wollebesorgen; der Stetigkeit in B das Wiederknüpfen des gerissenen Fadens, in P das Spinnen; der *underscheydenheit* in B das Zuschneiden, der *bescheidenheit* in P das Aufscheren vor dem Weben; der Liebe in B das Nähen, in P das Färben. Das Weben bedeutet in B das Klosterleben, führen und unterordnen, in P die rechte Meinung. Das Wort aus dem Hohenlied: „Ich habe meine Füße gewaschen . . .“ (Cant. 5, 3) wird in den Predigten so gedeutet: *Eyne andechtighzele solde dat wordeken vake seggen myt der gheistliken bruet, dat cantica gheschreven stait: Ick hebbe myne vote ghewasschen, wu solde ick se weder vuel maken? Ick hebbe mynen rock uth ghetoghen, wu solde ick ene weder an theen? Hillighe, reyne begheerte dat synt reyne vote, sundighe und unreyne begheerte dat synt unreyne vote* (P 38, 9ff.). *Und off er io wat untmotte, dat der reynicheit nicht mede en is, so hefft se eyne bereide antworde uth worden der ymighen zele in canticis: Ick hebbe myne vote ghewasschen, my en deymt nicht, dat ick se weder vuel make* (P 227, 21ff.). In W 357, 8ff. und B 593 wird die Bibelstelle als Beispiel für zu langes Zögern gebraucht. Auf ein anderes Beispiel ist schon oben bei der Besprechung von Triloffs Beweisführung hingewiesen.

An sich ist es ja wohl möglich, daß derselbe Verfasser das gleiche Bild einmal so, einmal so verwendet. In unserem Falle möchte ich das aber doch nicht annehmen, da in den Traktaten sehr oft dieselben Bilder und Vergleiche mit fast denselben Worten wiederholt werden und mit der gleichen Bedeutung. Solche

Parallelen hat Triloff ja in Menge zusammengestellt. Warum sollte Veghe dann plötzlich in den Predigten davon abweichen, wenn er der Verfasser der Traktate wäre?

Auf einen wichtigen Unterschied hat schon A. Hübner hingewiesen²⁹, nämlich „daß das als Kriterium für die Einordnung geistlicher Prosa für diese Zeit so wichtige Dogma der unbefleckten Empfängnis für den Autor der Traktate eine Selbstverständlichkeit ist, während in den Predigten der thomistische Standpunkt nachdrücklich, ja betont gewahrt ist.“ . . . *want marien herte, lijff unde leefte, synne, leden unde crachten syn van begynne int ende, altijt, alheel sunder ghebrec, over al vulkomen in den oversten graet, alst god mogelic is te gevene unde yenygen creatuer te untfangene* (W 183, 4ff.). *Och marien untfangenisse is over all in reynicheit* (W 183, 30). Dagegen in den Predigten: *Dat derde vordel was, dat se* (die Mutter Mariens) *eyne dochter untfenck, de in eren lichame ghehillighet waert, dar se alto grotlike unde rijcklike mede begavet waert, dat voer er nu vrouwesname so werdighen, hillighen vrucht untfenck und in eren lyve droech, dar se groetheit unde veelheit der ghenade mede untfenck* (P 85, 19ff.). Diese theologische Meinung entspricht der über Johannes den Täufer. Vgl. *Priusquam te formarem in utero, novi te: et antequam exires de ventre, sanctificavi te* (Jeremias 1, 5) im Graduale der Messe vom Fest der Geburt Johannes des Täufers. Sie entspricht nicht dem Dogma von der Unbefleckten Empfängnis.

Unterschiede im Wesen von Veghe und dem Verfasser der Traktate

Veghe ist in seiner Ausdrucksweise volkstümlicher, kraftvoller. Er teilt gerne kleine Seitenhiebe aus. Z. B. wo Veghe erzählt, daß die Königin von Saba Salomons Weisheit und Herrlichkeit selbst kennenlernen wollte, bemerkt er *Unde dat is wal to ghelovene, dattet er mannych duserent guldene kostede. De vroukens synt curioes, se wilt gherne vele seen unde wilt gherne vele nyes horen. Und alz de konynginne van saba dar ghekomen was unde salomon sach unde sach den groten staet unde rijckdom, den groten denst unde heerlicheit, den he hadde, unde boven al do se hoerde syne wijsheit und voersichticheit, do verwunderde se sick so seer, dat se bi na van sick selven quam unde seghede . . .* (P 151, 20ff.). Der Verfasser der Traktate bleibt immer ernst, macht nie einen Scherz. Bei der Erwähnung der Königin von Saba schreibt er: *De konyngghyme van saba quam ut veren landen in jherusalem, um te horene dyn wijsheit, o aller edelste salomon. In eer land hadde se ghehoert van dyn*

²⁹ Korr. bl. 62/2, S. 19.

wijsheit, mer se proevede, dat dyn gheruchte mynmer was dan dyn waerheit. Daer umme mochte se eer verwonderen van dyn wijsheit, mer nicht grunden, want dyn wijsheit gaet boven alle verstand (W 282, 4ff.). Es ist mir in keinem Traktat auch nur eine scherzhafte Wendung aufgefallen. Etwa die Arbeit des Bartscherens (W 145f.) wird ernst, ohne jeden Scherz geschildert als Bild für den gehorsamen Klosterinsassen und des mahnenden und gebietenden Vorgesetzten. Veghe hätte sich bei diesem Bilde eines Scherzes, einer hormorvollen Wendung sicher nicht enthalten können. Veghe macht gern einen Spaß. Petrus kommt fast nie ohne einen kleinen Seitenhieb davon ab. Einige weitere Beispiele seien genannt. „*Dat veerde* (der vierte Vorzug der hl. Anna) *is, dat se ihesus grotemoder was. Et was wal eyne olde moder, de godes grotemoder was: want unse here god is eyn oelt here, unde van syner heerkumpst en wete wij nicht to seggene, wan wij et so nemen wilt*” (P 99, 17ff.). „*Dat seste vordel is, dat er gheheven waert tijdverdrijf to hebn solker gheselschap alz myt Ihesus unde marien, und ioseph en was oick er viant nicht* (P 99, 24ff.). *Und alz unse leve here mede up ghenck to der hochtijd der kerckwyginge, so veroitmodighede he sick unde dede dat beste unde dede en eyn sermoen: want seet lichte versumet hedden, dat se nynen prediker bestellet en hedden* (P 152, 36ff.). Am Ostermorgen sagte der Engel zu den Frauen am Grabe: *Gij vroukens, unfruchtet juw nicht noch en weset nicht verveert, wante desse eertbevynge en is nicht ghescheen umme juwen willen, mer umme der hoders willen, de bi den grave weren. Recht offt de engel seggen wolde: Der wolde wij quijt wesen!* (P 5, 3ff.). Derartige Scherze und kleine Nebenbemerkungen würden zu dem Stil der Traktate, zu der Seelenstimmung des Verfassers gar nicht passen.

Veghe ist ein philosophischer Kopf, der bei seinen Darlegungen gerne scholastische Definitionen und Unterscheidungen anführt³⁰. Sehr gern zählt Veghe erst die verschiedenen Punkte auf, über die er dann näher sprechen will.

³⁰ Aber nicht in trockener Weise, wie es damals oft geschah. Ich verstehe deshalb nicht, wie H. DEGERING, Kurzes Verzeichnis der germanischen Handschriften der Preußischen Staatsbibliothek. Leipzig 1932. Bd. II, S. 96 Q 556 eine 1469 in Münster geschriebene Handschrift der Preußischen Staatsbibliothek (jetzt in Marburg), betitelt: „*Hyr begynt et boeck van den hylligen werdigen sacramento des hylligen lychames unde blodes unsers leuen hern Jesu Christi*”, allerdings mit Fragezeichen, Johannes Veghe zuschreiben kann. Der Verfasser hat die Schrift auf Bitten einiger ungelehrter Leute geschrieben, aber *ock vppe dat de kerckhern vnde cappellane, de nycht vele philosophyen studeert en hebben, desse materie des te gruntlijker seluer vorstaen vnde yn eren sermonen vnde bychthorene eren simplen vngeleerden kerspelluden des to beth vorstaen doen kunnen wan en dunket, dat et nutte offte dat es (!) noyt sy*. Die Abhandlung hat gar keine Ähnlichkeit mit Veghes Art und Sprache. Sie ist ganz trocken, mit vielen Definitionen philosophischer Begriffe wie Materie, Form, Substanz, Akzidens usw., mit vielen lateinischen Formulierungen.

Doch kann man dies als ein Kennzeichen des Predigtstils ansehen. Es soll daher darauf kein sonderlicher Wert gelegt werden. Auch die Erwähnung interessanter Tatsachen, die aber mit dem Inhalt und Sinn der Predigt nichts zu tun haben, z. B. daß die beste Wolle aus England, die herrlichste rote Farbe aus Indien komme, kann man mit dem Wesen der Predigt zusammenbringen. Es ist ein Mittel, die Zuhörer zu fesseln, ihre Aufmerksamkeit wach zu halten. Manchmal scheinen derartige Mitteilungen aber doch nur aus einer gewissen lehrhaften Neigung zu entspringen.

Hinweise auf die Heimat des Verfassers der Traktate

Wegen dieser vielen sprachlichen und inhaltlichen Unterschiede können die Traktate nicht von demselben Verfasser sein wie die Predigten, d. h. nicht von Veghe. Wer ist aber dann der Verfasser der Traktate? Wo hat man ihn zu suchen? Die Herkunft aller Handschriften läßt vermuten, daß die Traktate in Münster geschrieben sind. Die Erwähnung des Buddenturmes in seiner Funktion als Gefängnis weist ebenfalls nach Münster³¹. Einen „Buddenturm“ hat es zwar früher auch am Schloß in Burgsteinfurt gegeben³²; doch ist dieser Name nur einmal in neuerer Zeit erwähnt und vielleicht erst nach dem bekannten münsterischen Turm entstanden. Ob der Burgsteinfurter Turm auch als Gefängnis benutzt wurde, davon ist mir nichts bekannt. Wenn die Traktate also wahrscheinlich in Münster geschrieben sind, so ist damit doch über die Herkunft des Verfassers noch nichts gesagt. Sprachliche und inhaltliche Merkmale der Traktate lassen vermuten, daß der Verfasser nicht in Münster oder im Münsterlande, sondern mehr im Westen oder Nordwesten ursprünglich zu Hause war.

Sprachliche Merkmale

Abgesehen von der stark niederländischen Orthographie (*oe* für *é*^t, *ue* für *ú*^t, *ie* für *é*^t, *o* für *u* vor *n* + Konsonant, *z* für anlautendes *s*), die aber wohl schon in der Urschrift gewesen sein muß, da sowohl die Berliner wie die Münstersche Handschrift wie die von M, J sie mehr oder weniger haben, gibt es eine Reihe

³¹ W 322, 24ff.: *Alle menschen mosten myt rechte um eers selves quaet sitten in duysterheit unde in den scheme des dodes, in den anxteliken stocke, in den leliken budden toerne*. Sonst ist erst 1534 zum ersten Mal davon die Rede, daß der Buddenturm als Gefängnis benutzt wurde. Siehe M. GEISBERG, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Münster. I, S. 144.

³² Siehe die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Steinfurt. Bearbeitet von A. Lüdorff. Münster 1904. S. 19.

lautlicher Besonderheiten, die in diesen nordwestlichen Raum gehören. Mnd. *é⁴* (< germ. *eu*) wird in der Urschrift der Traktate deutlich von mnd. *ei* geschieden gewesen sein, während die Laute in den Predigten gewöhnlich beide mit *ei* wiedergegeben werden, ganz entsprechend der jetzigen Münsterischen Mundart, die in beiden Fällen *ai* spricht. Die Schreibweise in den Traktaten entspricht dem westlichen Lautstand. „Fleisch“ hat gewöhnlich *é²* und wird dementsprechend in den Predigten auch mit *ee* geschrieben, wie es auch zur jetzigen Mundart paßt. In einem nordwestlichen Gebiet, in den östlichen Niederlanden und von der Niedergrafschaft Bentheim in den Kirchspielen Ülsen, Wilsum und Lage, hat „Fleisch“ aber umgelautetes *é²*. Dieser Form entspricht die Schreibung in den Traktaten, *vleyssch*. Ebenso weist *teyken* „Zeichen“ nach dem Westen³³. Die Dehnung vor *ld* und *nd*, wie sie in der Schreibung der Traktate zum Ausdruck kommt, ist nicht münsterländisch, ist aber wohl im Nordwesten heimisch, z. B. in der Niedergrafschaft Bentheim, in der Twente³⁴. Ebenso weist nach dem Nordwesten *er* für *ar*, *herpe* „Harfe“ usw., *gaet* statt *geit* in P, *heeft* statt *heft* „hat“.

An weiteren Lauten und Formen, die wohl auch dem Nordwesten angehören, seien folgende genannt, ohne daß ich ihre genauere Abgrenzung angebe und auch ohne daß ich etwaige Änderungen seit dem 15. Jahrhundert untersuche. Im Einzelfalle wird es sich nur um Schreibtradition handeln. Aber dann weist ja auch diese auf westlichen Einfluß. Immer einfache Konsonanten nach tonlangen Vokalen (dazu vgl. Bergkvist aaO., S. XXXVIIIff.); *ar* > *er* (Beispiele sind weiter vorne genannt; alte Belege bei Bergquist aaO., S. XXXVIII³⁵); Fehlen des Umlautes (Beispiele vorn; Bergquist § 3 und 4); *brueder* „Bruder“ mit Umlaut (s. Marburger Sprachatlas, Karte „Bruder“; Bergquist S. XXXII); *bruloft* „Hochzeit“ statt Veghes *bruetlacht*. Auch im Westmünsterland gilt heute *Brütlacht*, in der Niedergrafschaft Bentheim aber *Brülfte*, in den östlichen Niederlanden hat Groningen und Drente Formen mit *f*, ebenso die Twente (nach Wanink, Gallée), in Overijssel Laren, Vorden, Deventer, Heerde, sonst auch mit *ch* (nach Gallée). Auch die öfter vorkommende Verkleinerung auf *-iken*

³³ Über die Schreibung *ei*, *ey* bei diesen Wörtern im Westmünsterland und in den östlichen Niederlanden sehe man auch die Angaben bei Erik Bergkvist: *Dat boec van der ioncfrouscap* (Sprachlich untersucht und lokalisiert). Diss. Göteborg 1925. S. LXVIII und XXXV (Tabelle).

³⁴ Vgl. H. L. BEZOEN, *Klank- en vormleer van het dialect der gemeente Enschede*. Leiden 1938. § 51–56.

³⁵ S. auch NILS TÖRNQVIST, *Ein Denkmal der Devotio moderna aus der Stiftsbibliothek zu Strängnäs im Auszug* herausgegeben. Beilage zu *Strängnäs läroverks Årsredogörelse 1945–1946*. S. 60, § 8.

mit *i* gehört vielleicht dahin: *beddiken*, *bloemyken*, *dropiken*, *lediken*, *nestiken*, *gaerdiken* „kleine Gerte“, *muggiken* „Mücke“, *stippiken*. Manchmal lautet die Endung *-ekyn*: *beddekyn*, *bokekyn*, *endekyn*, *hendekyn*, *juncferkyngs*, *kyndekyn*, *marienblomekyn*, *medesotekyn*, *nestekin*, *schellekynne*. Vgl. dazu Pekka KATARA: Das Diminutivum bei Johannes Veghe (*Annales academiae scientiarum fennicae*, Ser. B Tom. 84, 28, S. 599–627). Hier sind alle vorkommenden Diminutiva der Predigten und Traktate besprochen, auch noch einige weitere kleine Unterschiede zwischen den Predigten und Traktaten erwähnt. Weiter vgl. BERGKVIST § 29 und A. RAKERS: Die Mundarten der alten Grafschaft Bentheim und ihrer reichsdeutschen und niederländischen Umgebung. Oldenburg 1944. S. 224ff. Diese Schreibung sind vielleicht eine Folge der Palatalisierung des *k* der Verkleinerungssilbe, die in Oberijssel und der Niedergrafschaft Bentheim ja stattgefunden hat. Von den Fürwörtern sind *em* „sich“, *em* „ihn“, „ihnen“, *elk* „jeder“, *woe* „wie“ zu nennen, dazu öfteres *uwe* „euer“ ohne *j*. Das Wort *wolt* „Wald“ ist wie in den Niederlanden Neutrum, auch in der Niedergrafschaft Bentheim, wenigstens in Hilten.

An Wörtern, die heute im Nordwesten oder Westen, jedenfalls nicht im inneren Münsterland zu Hause sind, sind mir folgende aufgefallen: *aelse* „Wermut“ (*de anders ghenoeet is warmoeede* W 233, 12; 242, 5), *back* „Behälter“, *bedragget* „beschmutzt“, *bemaggeln* „beschmutzen“, *besubben* „beschmutzen“, *besubbich* „schmutzig“, *clamvoghel* „Raubvogel“, *draf* „Treber“, *gabberye* „Schwätzeri“, *ghec* (und Ableitungen, sehr oft. Heute in der Grafschaft Bentheim beliebtes Wort), *hont* „Hund“ (Veghe: *rodde*: s. Karte „Hund“ im Marburger Sprachatlas), *kallen* „sprechen“, *kamere* „Stube“ (bei Veghe *stoven*) *kroedekaar* „Schiebkarre“, *last*, *lastich*, *lasteliken* (in der Grafschaft heute gern gebraucht in der Bedeutung „unangenehme Sache“), *lijdsdoern* „Amsel“ (heute nur im nördlichen Westmünsterland und südlichen Bentheim gebräuchlich. S. die Kartenskizze bei K. HEEROMA: Johannes Veghe en de dieren. Dreimaandelijks Bladen 9 [1957] S. 59), *luggen* (und Ableitungen) „träge“ (oft gebraucht. Dem Schreiber von Wm wohl nicht geläufig, da er das Wort manchmal ändert, *luggicheit* in *lauwicheit* W 224, *lugghe* in *lau* W 153, *luggen* in *lucken* W 257), *medesoeteken* (*of mateleefken*) „Bellis perennis“, *moll* (*eder de wroete*, *anders ghenoeet de goer* (W 345, 18). An andern Stellen nur *moll*. Also wird dies die dem Verfasser geläufigste Bezeichnung sein. Zur Verbreitung der Wörter siehe W. MITZKA: Deutscher Wortatlas. III 1954 Karte Maulwurf; für die niederländische Seite HEEROMA aaO., S. 67), *musche* „Sperling“ (aber das dem Verfasser geläufigere Wort ist *lunynck*. Zur Verbreitung der beiden Bezeichnungen s. K. HEEROMA: Oostnederlandse Taalatlas. Kaart *mus*. *Mus* gilt in den östlichen

Niederlanden und in der Niedergrafschaft Bentheim. Früher war *lunink* weiter nach Westen verbreitet), *nybbe* „Schnabel“, *proten* „erzählen“, (mit *ô* in Hilten und Wietmarschen in der Niedergrafschaft Bentheim belegt, auch im Emsland³⁶, in Westerwolde (Provinz Groningen), in Drente, in Vriezenveen (Twente), Giethorn im Westen Overijsels, den Ham in Saalland³⁷, *prynce* (in P *vorst*), *puse* „Katze“, *pynaapel* „Turmknauf“ (mit langem *a*), *slijck* „Dreck“ (mit langem *î*), *snacken*, „schwätzen“, *swade* „Sense“ (über die Verbreitung siehe Heeroma in *Driemaandelijksse bladen* 9 (1957), 104–113), *tafel* „Tisch“, *tacken* „Zweig“, *trecken*, „ziehen“ (Veghe hat meist *teen*), *willighen* „Weide“ (*salix*). Wenn man die Verbreitung all dieser Wörter mit einander vergleicht und auch die oben angeführten lautlichen und grammatischen Kennzeichen der Traktate berücksichtigt, so ergibt sich wohl, daß der Süden und auch der Westen Overijsels nicht als Heimat des Verfassers in Frage kommt. Die Heimat des Verfassers wird in einer Gegend zu suchen sein, wo *warmoede* nicht weit von *aelse* entfernt war, *mateleefken* nicht weit von *medesoeteken*, *lunynck* nicht weit von *musche* und *wroete* und *goer* nicht weit von *moll*. Man muß dabei allerdings beachten, daß die Laut- und Wortgrenzen sich in der Zeit vom 15. Jahrhundert bis heute verschoben haben können, daß also die heutigen nicht die Grenzen des 15. Jahrhunderts sind. Diese Verschiebung ist sogar in manchen Fällen wahrscheinlich und zwar gemäß dem allgemeinen geistigen Gefälle im 16., 17., 18. Jahrhundert in Richtung nach Osten. Daher scheint mir der Osten von Nordoverijsel am ehesten der Raum zu sein, aus dem der Verfasser der Traktate stammt.

Hinweise auf die Heimat des Verfassers, die der Inhalt der Traktate gibt

Die Bilder und Vergleiche in den Traktaten sind meistens aus der Natur und vom Leben auf dem Lande genommen, wie oben gezeigt ist. Dort gibt es Kanäle oder Flüsse mit Schiffen, Dämme und Dambrüche, weite unbebaute Landstriche. Es gibt Esche (In J nach Triloff S. 127)³⁸. Ein beliebtes Bild ist das „weite Feld“ d. i. das unbebaute gemeine Land (B 464). Bei einem Betrun-

³⁶ H. SCHÖNHOF, Emsländische Grammatik. Heidelberg 1908. § 4.

³⁷ TEN WINKEL, Bijdragen tot de kennis der Noordnederlandsche tongvallen. 1898. S. 30; A. Sassen: Het Drents van Ruinen. Assen 1953. § 19c.

³⁸ Über die Verbreitung von „Esch“ in den Niederlanden s. die Kartenskizze bei D. P. BLOK, De enken. *Driemaandelijksse bladen*. 10 (1958), S. 8. Dazu E. SCHUTTE ebd. S. 74, wonach es in Deventer heute einen *enk* gibt und schon 1457 gab, aber 1370 einen *esch*. Schon wegen dieses Wortes „Esch“ darf man den Verfasser nicht im Süden, etwa am Niederrhein suchen.

kenen stellt der Verfasser sich vor, wie er sich verirrt, wenn er nach Hause gehen will. *Also blijft he somtijt in den dreck, int velt, int wolt, int water, int vuer* (W 385, 18ff.). Auch bei Fundsachen denkt er nicht an städtische Verhältnisse sondern an recht einsames Land. *Meer als een guet mensche ijcht vyndet, dat brenghet he int gemeyne stede, in kerken of by den wech, daer ellic hengaet, he doet dat verkundighen over all, dat ellic weder kryghe dat he verloren heeft* (W 210, 20ff.). In dieser Gegend ist man anscheinend gewohnt, mit Backsteinen zu bauen. *Waerlike de muere woert ghemaket van vele stenen der dogheden, ghebacken int vuer der leefsten, te samen ghevoeghet mytten kalke gheesteliker ghenoechten* (W 197, 6ff.). Ein geborener Münsteraner wie Veghe hätte dies Bild wohl schwerlich gebraucht, da es damals in Münster kaum Backsteinbauten gab.

Der Verfasser der Traktate hat anscheinend größere Städte besucht. *Natuerlike als de wyn woert ghebracht in groten steden um te slytene, so kryget de koepman roepers, de em synen wyn over all de stad roepen, myt groten prijs, doer alle straten lopende, myt stercken stemmen ropende: Dit is den besten wyn de yemand heeft ghedruncken, he is gudes kopes, he is edel boven all; harde lope, he gaet ut* (W 331ff.).

Bezeichnungen am Bauernhaus weisen auch nach dem Nordwesten, nicht nach dem inneren Münsterland. Während man hier den Wirtschaftsteil des Hauses und die große Einfahrtstür als vorderen Teil des Hauses ansieht, ist es in den Niederlanden umgekehrt. . . . *laet de beesten roepen unde trampelen int achter hoes dyns lichames, in den stal dyner synlicheit* (B 502). *Och juncefer, moeder, wil my daer up luken de achterste doer, daer de beesten in gaen, daer men den mes utwerpet overmits berouwe unde bijcht myner sunden. Doer de achterste poerte laet my in komen unde tusschen de beesten neder vallen unde also krupen in oetmoedicheit myns herten an dyn kynd in der cribben* (B 460). Entsprechend in M (Triloff S. 231). In diesem Haus gibt es auch keine „Stuben“ sondern nur „Kammern“ (*kameren*). Die Predigten kennen dagegen auch das echt münsterländische maskuline *stoven* (P 379, 13). Der Tisch heißt in den Traktaten *tafel*.

Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß Veghe die Wörter *achterhues* und *achterdeur* in dieser Bedeutung hätte gebrauchen können, da es ja eine vollständige Änderung der gewohnten Sicht voraussetzt. Die Grenze zwischen dem niederländisch geprägten Hallenhaus, das den Wirtschaftsteil als hinten liegend auffaßt, und dem westfälisch geprägten Hallenhaus, das den Wirtschaftsteil als vorn liegend ansieht, auf Grund des nachmittelalterlichen Hausbestandes, verläuft nach J. SCHEPERS³⁹, vom Niederrhein abgesehen, westlich von Anholt

³⁹ J. SCHEPERS, Haus und Hof deutscher Bauern. Bd. II Westfalen-Lippe. Hg. von G. Wolf. Münster 1960. Karte Abb. 42. Gebiet mit Signatur 1 gegenüber 2 und 3.

durch das östliche Gelderland und Overijsel unmittelbar westlich an der Niedergrafschaft Bentheim vorbei nach Norden. Nach mündlicher Auskunft von Herrn Schepers ist eine kleine Änderung gegenüber der Grenze um 1450 möglich. Jedenfalls weisen auch all die genannten Bilder und Mitteilungen in den Traktaten in denselben overijselschen Raum, in den auch die oben aufgeführten sprachlichen Besonderheiten gehörten.

Der Verfasser der Traktate war Mönch der Augustiner-Chorherren. Auf dem zweiten Vorsatzblatt der Berliner Handschrift steht auf der Innenseite vom Rubrikator der Handschrift geschrieben⁴⁰: *Item dit boeck heeft een monyck ghe-dichtet vander reguleren orden in de ere godes unde overmits inghevynghe des hilghen geestes tot enen spiegel unde exempel alle den ghenen, de een gheestelick leven anghenommen hebben* (W 1). Merkwürdigerweise ist man über diese klare Notiz immer leichtfertig hinweggegangen. Triloff⁴¹ müht sich, diese Mitteilung damit zu erklären, Veghe sei, obwohl an sich Fraterherr, doch als *monyck* bezeichnet worden, weil er Rektor des Niesingklosters war. Diese Deutung ist ganz unwahrscheinlich. Ein Fraterherr – der Schreiber der Notiz, Hermannus Borchorst war Fraterherr – soll sich so ungenau ausgedrückt haben? Triloff sagt ja selbst, daß ein Fraterherr nie die Bezeichnung *monyck* von sich gebrauchte⁴². Wenn die Mönche der Windesheimer Kongregation und die Fraterherren für sich selbst gern anonym blieben, so ging diese Demut doch nicht so weit, daß man auch besonders hervorragende Mitglieder ihres eigenen Klosters, ihres eigenen Hauses totschiweg. Gerade in diesen Kreisen hat man doch eine Fülle von Lebensbeschreibungen verfaßt. Da sollte ein Fraterherr dazu kommen, eine solche Zierde ihres Hauses so zu verleugnen durch eine so irreführende Bezeichnung? Nach der Meinung des Schreibers dieser Notiz war der Verfasser der Traktate ein Mönch, ein Augustiner-Chorherr, denn der *regulere orden*, die *reguleren*, mnl. *regulieren* sind die Augustiner-Chorherren. Diese gehörten in Westfalen und den Niederlanden meistens der Windesheimer Kongregation an. Ob auch der Verfasser unserer Traktate zu dieser Kongregation gehörte, ist ungewiß, wenn auch wahrscheinlich. Da er höchstwahrscheinlich in Münster schrieb, wofür die Erwähnung des Buddenturmes und die Herkunft der Handschriften sprechen, ist zu untersuchen, wer als Verfasser in Frage kommt, da Veghe ja wegen der oben dargelegten Verschiedenheiten ausscheidet. Ein Augustinerchorherrenkloster gab es in Münster nicht. Da Veghe nicht der Verfasser der Traktate ist, ist auch die Zeit ihrer Entstehung ganz ungewiß. Sie kann Jahrzehnte früher liegen als bisher angenommen wurde. Das ist besonders

⁴⁰ TRILOFF, S. 8.

⁴¹ ebd. S. 210.

⁴² ebd. S. 211.

wichtig im Hinblick auf die Geistliche Jagd. Der Fürst, dem sie gewidmet ist, wird dann auch nicht der Herzog Magnus II. von Mecklenburg sein. Auf ihn ist man ja deshalb verfallen, weil man den Traktat Veghe zuschrieb, dieser aber in Rostock war. Man muß also nach einem anderen Fürsten des 15. Jahrhunderts suchen.

Daß der Verfasser der Traktate für eine klösterliche Gemeinschaft schrieb, ergibt sich aus vielen Stellen. Vor allem der letzte Teil des Wyngaerden handelt ja vom Eintritt ins Kloster und der nötigen Bereitung zum Klosterleben. Ich führe nur eine an: *O ymighde sele, o gheestelike mensche, dit speghel is allen cristene menschen ghemeyne, mer dy is noch een sunderlynghe spegel ghegheven, dat is dyn regule, dyn statute, dyn ghewoente . . . Augustinus secht: Broders, desse regule sulle ghi alle weken eens lesen, dat ghy daer yme moeghen syen als in een spegel, wat ju ghebreket* (B 545f.). Damit vergleiche man den Schluß der Augustinerregel: „Damit ihr euch aber in diesem Büchlein wie in einem Spiegel betrachten könnt, und um zu verhüten, daß etwas vergessen und deshalb vernachlässigt werde, soll es euch einmal in der Woche vorgelesen werden . . .“⁴³. Es handelt sich also wohl um die Augustinerregel, zumal da nie eine andere Regel oder ein Ordensstifter genannt wird. Die öfter gebrauchte Bezeichnung *cloester* meint wirklich ein Kloster. Es wurde damals zwischen *cloester* und *vergadderinghe* unterschieden. Die Brüder des gemeinsamen Lebens leben nicht in einem Kloster, sondern in einer *vergadderinghe*.

In den von M. GEISBERG⁴⁴ angeführten Handschriften aus dem Münsterschen Fraterherrenhaus wird öfter angegeben, daß sie im Fraterherrenhause geschrieben sind. Dabei wird nie der Ausdruck „Kloster“ gebraucht, sondern: 1) *in domo presbiterorum et clericorum in communi vita simul viventium*: 2) *in domo clericorum*: 3) *yn der frater hues ten spryncborne*: 4) *In domo fratrum ad fontem salientem*: 5) *In collegio presbiterorum et clericorum fontis salientis*: 6) *in domo fratrum presbiterorum communis vite ad fontem salientem*: 7) *in domo fratrum presbiterorum ut dicitur (?) communis vite ad fontem salientem*: 8) *Monasterii in edibus fraterni [tatis]*: 9) *a fratribus collegii sancte trinitatis fontissalientis*: 10) *a fratribus fontissalientis*. Der Prior von Windesheim spricht in seiner Predigt vor den Niesingschwestern⁴⁵ immer von *cloisteren ende vergadderingen* (P 403, 35; 404, 7; 411, 5; 414, 23), ebenso Mande: *Hier behint een boeckskijn van drien Staten eens bekierden mensche, darin*

⁴³ Die großen Ordensregeln. Unter Mitarbeit . . . hg. von Hans-Urs von Balthasar. Einsiedeln 1948. S. 133.

⁴⁴ Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Münster I, S. 334ff.

⁴⁵ JOSTES, Veghe S. 399ff.

*begrepen is een volcomen geestlic leven*⁴⁶ (S. 285, 286, 287, 290) und die Frensweger Chronik⁴⁷. Auch BRINKERINK⁴⁸ sagt in seinen Collatien vor den Schwestern in Diepenveen nur *huus* oder *vergadering*, nicht „Kloster“, z. B. S. 127, 132, 134.

Der Wyngarden ist für Novizen geschrieben, *tot enen spegel unde exempel alle den ghenen, de een gheestelick leven anghenommen hebben* (W 1). *Annemen* bedeutet „beginnen“. *O we mach een edel, junck herte aldus vaste maken int gheestelike leven, daer by te blyvene in tijt syns levens, int ende syns stervens* (W 380, 10ff.). *Och woe salich is dan, de int eerste syns groyens, in syn juncheit int gheestelike levne komet. Dan is he noch unghebunden in wertliken saken, loes unde ledich van sundeliken banden. Dan mach he syne krachten alheel unde gans bynden, int hoech knuppen an god, syn verstand schicken an de fonteyne der eersten fonteynliken waerheit . . .* (385, 1ff.).

Der Verfasser ist anscheinend kein einfacher Mönch, sondern ein Oberer, Vorgesetzter. Er vergleicht die Arbeit eines Oberen im Kloster mit der Arbeit des Webers (B 522ff.) und schreibt: *Bidde hertelike vor alle gheestelike wevers, de doch over all in groten aerbeyde syn* (B 523). Auf einen Oberen scheint mir auch die Stelle im Wyngarden über den *baertscheerre* zu weisen: *O ynnighe sele, alle dyne vermaners syn dyn baertscheerres, de dyne quade, lelike, unstichtighe zeeden van dy nemen unde gheven dy een edel, junghe, nye schoenheit der dogheden, gode behacklick, den menschen mynlick, dy selven salich in tijt unde in ewicheit. Jo de bartscheerre plumper unde grover is unde syn mes schaerdigher is unde slee, jo du stiller sitten salst . . . Aldus syn vele haerdsynnighe lude unde krancke vate lichtelike ghewondet. De behoeven enen sachten baertscheerre . . . Och kunstighe baertscheerre, weeke boven all stijve baerde up schorvede velle, o cloppe sachte up oelde, krancke ketelen unde potte. O smeer den oelden waghén, dat he syn pypen late. Wes sachtmoedich int vermanen, wes onderscheydich int ghebieden unde verbieden, wes soete int straffen unde allermeest over krancke herten* (W 146). Der *baertscheerre* ist also auch schon ein Oberer im Kloster, der ermahnen, gebieten und verbieten kann. Das ganze Kapitel handelt vom Gehorsam gegen die Oberen. Als Bild für den Oberen wird der *baertscheerre* gewählt. Ob der Verfasser des Wyngaerden nicht vielleicht deshalb dieses Bild gewählt hat, weil er einen *baertscheerre* kannte? Im Necrolog des Augustinerchorherrenstifts Frenswegen⁴⁹ ist zum 5. Januar verzeichnet: *Obiit*

⁴⁶ MOLL, Brugman I, S. 263 ff.

⁴⁷ Het Frensweger handschrift (betreffende de geschiedenis van de Moderne devotie) uitgegeven door W. Jappe Alberts en A. L. Hulshoff. Groningen 1958.

⁴⁸ Kerkhistorisch Archief. IV. Deel.

⁴⁹ ed. KLEMENS LÖFFLER, Quellen zur Geschichte des Augustinerchorherrenstifts Frenswegen. Veröffentlichungen der Historischen Kommission des Provinzialinstitutes für Westfälische Landes- und Volkskunde. 1930. S. 179.

Hermannus Baertscere 1448. Dieser *Baertscere* war nach Löffler Rektor in Zilen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein einfacher Mönch einen Oberen so angedredet hätte oder überhaupt den Oberen in dieser Weise an seine Pflichten gemahnt hätte. *Wes sachtmoedich int vermanen, wes underscheydich int ghebieden unde verbieden, wes soete int straffen unde allermeest over krancke herten.*

Angenommen, der Verfasser des *Wyngaerden* habe wirklich an *Hermannus Baertscere* gedacht, dann hätte man einen *Terminus ad quem* für die Abfassung des *Wyngaerden*, nämlich 1448⁵⁰. In die gleiche Zeit würde uns eine Bemerkung A. Bömers führen. Er besprach 1906 in einem Aufsatz „Münstersche Beiträge zur mittellateinischen Literatur aus Cod. theol. fol. 180 der Königlichen Bibliothek zu Berlin“⁵¹ aus dieser Handschrift eine lateinische *Parabola de rege et tyranno*. In seinem Beitrag „Johannes Veghe“ in den „Westfälischen Lebensbildern“ schreibt er „Wie glücklich die Fraterherrn im Gegensatz zu den Humanisten lateinische Form mit durchaus volkstümlichem Inhalt zu verbinden gewußt haben, beweist eine nach der Schlußschrift 1446 in Münster niedergeschriebene und ohne allen Zweifel aus dem Bruderhause hervorgegangene *Parabola de rege et tyranno* . . ., von der Veghe, wie wir hören werden, allerlei Anregungen empfangen hat, ja bei der wir, wenn sie ein paar Jahrzehnte später geschrieben wäre, geradezu an ihn als Verfasser denken würden.“⁵² BÖMER, der aber fest davon überzeugt ist, daß die Traktate von Veghe stammen, denkt dabei vor allem an die zahlreichen Wendungen und Bilder aus dem Hohen Lied, die sowohl im *Wyngaerden* und *Lectulus noster floridus* als auch in der *Parabola* gern gebraucht werden. Eine derartige Stelle lautet: „*Ecce tu pulcher es, dilecte mi sponse, et decorus lectulus noster floridus, veni dilecte mi sponse, egrediamur in agrum, mane surgamus ad vineas, videamus si floruit.*“ Dazu meint Bömer⁵³ „Es ist gewiß kein Zufall, daß die an ganz verschiedenen Stellen des Textes stehenden Phrasen *lectulus noster floridus* (I, 16) und *mane surgamus ad vineas* (VII, 12), die hier in engste Verbindung gebracht sind, von Veghe zum Motto seiner beiden Traktate gemacht wurden.“

Wenn nun aber die Traktate nicht von Veghe verfaßt sind, können sie an sich von demselben Verfasser sein, der die Parabel geschrieben hat. Das zu beweisen, wird allerdings schwer halten. Die von Bömer angeführten Punkte

⁵⁰ Sonst ist mir in W, B keine Angabe aufgefallen, die sich auf ein historisches Ereignis der Zeit bezöge, vielleicht mit einer Ausnahme, die Verbrennung des Hus (W 338, 10).

⁵¹ Neue Jahrbücher für das klassische Altertum etc. 1906 Abt. II, Bd. 18, S. 578–98. Die Handschrift ist beschrieben von Valentin Rose: Verzeichniß der lateinischen Handschriften der königlichen Bibliothek zu Berlin. Bd. II, 2 (Berlin 1903) S. 993–996.

⁵² Westfälische Lebensbilder I, S. 170.

⁵³ ebd. S. 173.

genügen natürlich nicht. Die Parabel ist lateinisch und schildert die Heilsgeschichte vom Sündenfall bis zum Jüngsten Gericht. Der Wyngaerden und das Blumenbettchen sind niederdeutsch und Erbauungsbücher. Man wird also weder sprachlich noch inhaltlich entscheidende Übereinstimmungen erwarten können. Trotzdem, der Stil und die ganze Atmosphäre in allen drei Schriften ist so ähnlich, daß man sie gern demselben Verfasser zuschreiben möchte, und es lassen sich, glaube ich, auch einige ganz konkrete Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten feststellen, mögen sich einige davon auch sonst in der Literatur finden.

Das Bild, wie Gott die Jungfrau Maria als Wohnung für sich bereitet, findet sich sowohl in der Parabola wie in W, B und M. *Tabernaculum autem virginis rex pro sua sui que filii et principis regni cum virgine cohabitatione singularissima industria et ingeniosissima architectoria fecerat arte fabricari* (fol. 132^r). *Ipse itaque regis filius cum virginis huiusmodi responsum reverso nuncio intellexisset solo principi regni se comitante et introducente virginis tabernaculum secretissime honestissimeque ingressus est* (fol. 132^r). *Dit hues ys getymmert boven maten kostel van der hillighen drevoldicheit. De vader in der godheit hevet dit hues seer starck gemaket overmites [!] syn mogentheit . . . Des sones wisheit hevet dit hues seer kunstich ghemaket unde subtyll . . . De guetheit des hillighen gheistes hevet dit hues seer nutte und orberlick gemaket, also dat ellick mensche in dit hues mach soeken unde oeck vinden al, dat em not is . . . In dit hues genck Jesus, do de sone godes onse sterflike natuer ontfenck yn Marien reyneste herberge* (Jostes, Hist. Jb. 6 S. 76 und 52). *Benedijt sy dyn kynt, wyser dan salomon, schoner dan absolon, sterker dan samson, jhesus cristus, unse mynner, boven all begheerlic, de dy, synen tempel, wonderlike unde kostel wolde tymmeren, em selven daer een wonynghe bereyden myt allen graciën vercijren . . .* (W 200, 30ff.). Bei der Beschreibung dieser Wohnung in der Parabola erscheint unabhängig vom Hohen Lied wieder das Wort *lectulus*. Die Stelle heißt: *Lectulus totus deliciosus. Sponda enim de topacio tota, dyamantibus, smaragdis, iaspidibus et margaritis atque auro decorata. Pluteus et pulvinar ex purpura prima et optima plumisque de fenice. Lintheamina de optima bisso. Lodices et universa stramenta de diversis diversorumque colorum preciosissimis materiis contexta pulcherrima* (fol. 132^r). Also auch hier *lectulus*, nicht *lectus*. Damit vergleiche man B 451, wo der Verfasser beginnt, das erste Bettchen für Jesus zu beschreiben. *O edele sele, keer dyn andacht unde dyne oghen an dit kostel, kleyne, bloemyghe, ghenoechlike beddiken, dat maria selven is. Merke int eerste, dattet is een beddiken unde nicht een bedde . . .* Dem oft gebrauchten lateinischen Wort *tabernaculum* für den Leib der Jungfrau Maria in der Parabola entspricht in den Traktaten *tabernakel* in derselben Bedeutung, z. B. W 199 *In den tabernakel dyns juncferliken lichames haddestu besloten dynen natuerliken sone, unsen verloser.*

Die große Vorliebe der Traktate für Superlative findet sich auch in der Parabola, ebenso der häufige Gebrauch des Partizip Präsens. Diese beiden Merkmale in den Traktaten kann man wohl als lateinisch bezeichnen. Sie lassen vermuten, daß der Verfasser der Traktate sich am Latein geschult hat. Er braucht auch, wie oben gezeigt, sehr oft das Wort *over all*, das oft ganz überflüssig ist, oft mit „ganz, sehr“, „durch und durch“ übersetzt werden könnte. Diesem entspricht in der Parabola häufiges *valde nimis* oder auch *maxime*, z. B. fol. 123^r *De isto* (gedacht ist an Jakob) *quoque duodecim progenies maxime processerunt*. Der *idel glorie* (W 11 u. ö.) entspricht die häufige *inanis* oder *vana gloria* (fol. 121^r, 121^v, 125^r u. ö.). Das Wort *gygantes* der Parabola (fol. 124^r) kommt auch in der Geistlichen Jagd vor (Jostes Hist. Jb. 6, S. 385).

Solche Ausdrücke beweisen allerdings sehr wenig. Mehr besagt schon die öftere Aufzählung *principes, duces, comites, barones* oder ähnlich in der Parabola (fol. 120^r, 137^r u. ö.) neben ähnlichen Aufzählungen in den Traktaten, z. B. *keyzers, konynghen, hertogen, greven unde richters* (W 336). Derartige Aneinanderreihungen, die in den Traktaten sehr beliebt sind, finden sich auch sehr oft in der Parabola, z. B. *villicum seu rectorem et gubernatorem* (fol. 123^v); *an scilicet terroris, rigoris et iusticie an vero mansuetudinis, clemencie, misericordie et gracie* (fol. 129^v); *generacionem istam servorum rusticam, silvaticam, rudem, barbaram, feram, superbiam dureque cervicis* (foll. 130^r); *ancillam, quam . . . iuvenulam virginem pulchram nimis, immaculatam, castissimam, purissimam atque mundissimam et humilimam omnique virtute plenam* (fol. 130); *Auctoritatem potestatemque tibi fili mi tribuo plenissimam servos istos veram sapienciam omnem veritatem et optimos mores docendi, infirmos servos ancillasque non modo ab infirmitate quacumque absque ulla medicina solo verbo curandi verum eciam mortuis vitam reddendi, totumque servorum genus manumittendi, a servitute liberandi, in filios michi adoptandi et ad regnum rehabilitandi, tyrannum captivandi, incarcerandi, carceres in quibus tyrannus ipse fideles meos servos captivos detinet, rumpendi ac servos ipsos relaxandi et liberandi, tyranni vero servos, qui converti noluerint ad perpetuos carceres condemnandi et alia quecumque volueris faciendi* (fol. 131^r); *Hanc autem virginem, quamquam servilis existeret condicionis ob ipsius tamen insignem formositatem, excellentem speciositatem et nimiam pulchritudinem, singularem castitatem, pudiciam, puritatem et mundiciam perfectissimam, columbinam simplicitatem et innocenciam omnium virtutum plentudinem et presertim immensum in regem amorem eius rex ipse iam dudum concupierat . . .* (fol. 131^v).

Auch das Spielen mit Worten findet sich wie in den Traktaten⁵⁴. *De orto deliciarum in vallem miseriarum sunt proiecti* (fol. 121^r); *Sicut quoque princeps*

⁵⁴ Vgl. TRILOFF, S. 159f.

infinite milicie factus est monarcha universe malicie (fol. 121^r); *sic electus ortulanus futurusque miles summi regis ex pari causa factus est minister pecudum gregis* (fol. 121^r); *At que fere dominus dominaque fuere deliciarum mancipia facti sunt miseriarum* (fol. 121^r); *ut pro benedictione quam noluerunt, maledictionem haberent* (fol. 137^v).

Sowohl die Traktate wie die Parabola stellen gerne Gegensätze gegenüber. *Quemadmodum ergo tyrannus cum suis regi non subesse sed similis esse volens a facie regis in exteriores tenebras est iactatus, ita et hic ortulanus eiusque coniux regi obedire nolentes sed similes illi fieri cupientes de orto deliciarum in vallem miseriarum sunt proiecti. Sicut quoque princeps infinte milicie factus est monarcha universe malicie. At qui non subesse sed similis esse voluerunt domino vite, facti sunt dispensatores ministri et servi mortis. Sic electus ortulanus futurusque miles summi regis ex pari causa factus est minister pecudum gregis. Sic qui habitaturi erant in palaciis regiis, habitant cum bestiis. Sic possidentes arborem vite servus et ancilla facti sunt mortis. At qui fere dominus dominaque deliciarum mancipia facti sunt miseriarum* (fol. 121^r). *Sicut ergo tyrannus suos servos voluptuosis et appetibilibus rebus temptat et cadere facit ita e contrario rex suos duris et displicibilibus rebus probat, probatosque corroborat et confirmat* (fol. 123^r); *Sic ergo qui cum invictissimo rege adversus eciam gygantes et devoratores hominum ad fortissima bella pro patria egressi sunt non thauro non bovi vivo et vero sed nephandissimo vituli simulachro rei inanitate metallo et terre genua curvant, cervices flectunt, capita inclinant. Sic quibus fortissimis animis, leoninis cordibus et sagatissimis ingeniis opus erat inbecillibus infantulis multo facti sunt inbecilliores insipientioresque* (fol. 124^v).

In der Parabola ist kaum Anlaß, Bilder oder Vergleiche aus dem Leben heranzuziehen, wie es in den Traktaten häufig geschieht. Trotzdem findet sich mal: *infantularum more, que pupas suo modo fabricant, vestiunt et ornant atque ut pridie kalendas ianuarii in plerisque fit regionibus hominum animantiumque simulachra ex pasta configunt ad ignemque decoquant, ad instar eciam huiuscemodi simulachrorum que opere fusorio de stanno aut plumbo ad usus infancium in eis ludencium fiunt* (fol. 124^v).

Einige Stellen klingen auch dem Inhalt nach an Stellen aus den Traktaten an. W 192: *Mer leyder dat paradijns en was nicht wall ghesloten teghen alle quaet. Parabola: ortum deliciarum haud caute custoditum* (fol. 120^v). W 195: *doe se em cledende unbevenck unde godes moeder woert. Parabola: Virgo itaque regis sponsa regisque filii mater effecta ipsum suum atque regis filium valde nimis pulcherrimum ad se ut diximus ingressum vehementissimo desiderio, iocundissimo corde et hilarissimo vultu at nonmodo promptissimis brachiis verum eciam toto mundissimo suo corpore circumdans et amplexans . . .* (fol. 132^v). W 235, 1 ff. *Natuerlike alle moeders mynnet eer kynder natuerlike, also dat oick de aller wreedeste unde fenynste beeste eer kynder mynnet*

sterclike, alle lewen, baren, wulve, lyndworme, slanghen, draken eer kynder ut leefden beschermen int uterste unde somtijt daer doet over blyven. Parabola: *Quoniam autem ex cognatione nascitur fortis amor, matrem cognatosque ex genere isto servorum michi dabis pater; deinque cum quorundam fidelium servorum tuorum amori mors cesserit atque succubuerit, non decet, ut tuus mi pater, qui summus est amor illorum amore inferior censeatur* (fol. 130^r). W 239, 20ff.: *Item van boven treckedestu alle engelen in unse vrendelicheit, um dattu konyneck over all stondest tusschen em unde uns, eer ghetall vervullende myt unser salicheit overmits dyn mynlicheit, dat wy sunder dyn sterven nicht en mochten verkryghen um unse snoetheit. Ähnlich B 467: Dat syn, de menschen, overmits den doet cristi verloset, sullen werden salich unde vervullen de stede des eersten engels lucifers, de daer uth gheworpen is um syn hoveerdicheit myt alle synen gheselschop ut den oversten jherusalem int nederste der hellen. Dat getal der engelen sal werden vervullet myt den verloseden menschen overmits . . .* Entsprechend W 337, 20ff.; 239, 22. Damit vergleiche man in der Parabel: *Proposuit autem rex ipse hanc tandem generationem . . . ad ministrandum sibi in conspectu suo, in maioribus quoque deliciis perpetuis convivendum et congaudendum in locum tyranni suorumque satellitum de suis sedibus eiectorum restituere sicque pristinum regnicolarum ministrorumque suorum numerum reintegrare* (fol. 120^v; der Gedanke kommt noch öfter vor).

Wenn man also vielleicht annehmen kann, daß der Verfasser der Parabel auch die Traktate geschrieben hat, so bleibt es doch dunkel, wer dies war. Er war kein gebürtiger Münsteraner. Die Handschriften stammen aber, wie geagt, aus Münster. Auch die Parabel ist in Münster geschrieben. Der Verfasser war ein Augustiner-Chorherr. In Münster gab es aber kein Augustinerkloster. Das ist die Schwierigkeit. Oder kann man annehmen, daß die Traktate und die Parabel doch nicht in Münster, sondern etwa in Frenswegen verfaßt wurden, daß aber später jemand in Münster, vielleicht Veghe, alle diese Schriften hat abschreiben lassen? Eine enge Verbindung zwischen dem Kloster in Frenswegen und dem Fraterherrenhaus in Münster bestand ja schon durch die jährliche Zusammenkunft in Münster. Bei einem Frensweger Mönch wäre auch die Erwähnung des Münsterschen Buddenturms nicht besonders auffällig. Doch das sind alles nur Vermutungen. Wenn man wenigstens den Fürsten finden könnte, dem die Geistliche Jagd gewidmet ist! Dann käme man vielleicht etwas weiter. Jedenfalls glaube ich aber doch gezeigt zu haben, daß Veghe die Traktate nicht geschrieben hat. Er hat sie vielleicht gekannt und ist vielleicht von ihnen angeregt worden.

Über die Verwandtschaft der Alexandersagen im Seelentrost und in der ersten niederländischen Historienbibel

von Margarete Andersson-Schmitt

I

Die Verwandtschaft zwischen dem Seelentrost und der sogenannten ersten niederländischen Historienbibel äußert sich in mehreren, inhaltlichen wie wörtlichen Übereinstimmungen beider Bücher an verschiedenen Stellen:

1. Die Prologe beider Werke sind unzweifelhaft miteinander verwandt. Hierauf hat als erster DE VOOYS hingewiesen¹. EBBINGE WUBBEN hat eine Gegenüberstellung beider Prologe abgedruckt² und darauf aufmerksam gemacht, daß im Prolog der Historienbibel zweimal der Ausdruck *der sielen salicheit* vorkommt, der dem Ausdruck *der sielen troest* nachgebildet sein kann. Auf den Seelentrost als Quelle oder Vorbild deuten ferner noch weitere Redewendungen der Historienbibel, so z. B.: *Och lieve menscen, laet di dat oude testamen(t) een leer wesen . . .*, die, in ähnlichem Wortlaut, für den Seelentrost charakteristisch sind³. EBBINGE WUBBEN hält es jedoch für möglich, daß derartige Textstellen – die übrigens auch nicht in allen Handschriften der Historienbibel vorkommen – sekundäre Hinzufügungen sind: „In hoeverre dit alles van de vertaler afkomstig is, en wat daarvan op rekening van de afschrijver(s) moet gesteld worden, is tans nog niet uit te maken“⁴.

2. Die Alexandererzählungen des Seelentrostes und der Historienbibel müssen ebenfalls miteinander verwandt sein, denn sie sind eine eigenartige Kompilation aus mehreren Werken, die nicht von zwei verschiedenen Autoren jeweils unabhängig hergestellt worden sein kann. Darüber hinaus finden sich zahlreiche wörtliche Übereinstimmungen. (Der Alexandertext der Historien-

¹ Rec. von van DRUTEN's Gesch. d. Ned. Bijbelvertaling. Theol. Tijdschr. Jaarg. 37, bl. 126.

² De zogenaamde Eerste Nederlandse Historiebijbel. Ned. Archief voor Kerk-gesch. N. S. 3 (1905), S. 323 ff.

³ zit. bei EBBINGE WUBBEN, aaO., S. 338.

⁴ EBBINGE WUBBEN, aaO., S. 340.

bibel liegt in einer Ausgabe von S. S. HOOGSTRA vor. Diesem Text hat BARNOUW zwei bis dahin unveröffentlichte Fragmente der Historienbibel sowie den Text des Seelentrost-Alexanders nach der alten Ausgabe von P. J. Bruns gegenübergestellt⁵.

Auch hier ist die Frage gestellt worden, welche Alexandererzählung die primäre sei. Grundlegend geworden ist eine Arbeit von H. FUCHS, Beiträge zur Alexandersage (Progr. Gießen, 1907). FUCHS glaubt den Nachweis erbracht zu haben, daß der Seelentrost die Quelle für die Historienbibel gewesen sei. Er stützt sich dabei unter anderem auf die Argumente, die bereits EBBINGE WUBBEN beibrachte: die Ähnlichkeiten im Wortlaut der Prologe und das Vorkommen bestimmter Redewendungen, die für den Seelentrost charakteristisch sind (*Daerom, o lieve mens, laet di dit een leer wesen . . .*) und in der Historienbibel am Schluß der Alexandererzählung auftreten. BARNOUW, der sich in einigen Punkten auf FUCHS beruft, hat noch weitere Argumente beigebracht, die für die Priorität des Seelentrost-Alexanders sprechen sollen. Er hat den Seelentrost-Alexander und den der Historienbibel mit lateinischen Alexandererzählungen verglichen, die als Quellen in Frage kommen, insbesondere mit dem Alexanderroman des Leo⁶, und gefunden, daß der Seelentrost oft die lateinische Quelle genauer wiedergibt als die Historienbibel. Er muß also – seiner Ansicht nach – das primäre Werk sein, aus dem die Historienbibel geschöpft hat.

Ich habe bereits an anderer Stelle⁷ versucht, die Argumente von FUCHS und BARNOUW zu entkräften, denn ich halte ihre Schlüsse für voreilig. Es scheint mir jedoch angebracht, das Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem Seelentrost und der Historienbibel, insbesondere der beiden Alexandererzählungen, noch einmal näher zu untersuchen; denn die Ansicht, daß der Seelentrost-Alexander die Quelle für die Historienbibel sei, scheint als feststehende Tatsache in die Literaturgeschichte eingehen zu wollen: HILKA⁸ übernimmt das Ergebnis von Fuchs, daß der Alexandertext der Historienbibel auf dem Seelentrost beruhe. Auch für F. PFISTER ist es – durch Fuchs – erwiesen, daß der Seelentrost-Alexander „in mittelniederländische Historienbibeln übernommen“ worden ist⁹. In einem späteren Aufsatz sind die beiden – bisher nur verwandten –

⁵ S. S. HOOGSTRA, Prozabewerkingen van het leven van Alexander den Grootte . . . (1898); A. J. BARNOUW, A Middle Low Alexander Legend. The Germanic Review 4 (1929), S. 50ff., 284ff., 373ff.

⁶ Ausgabe: F. PFISTER, Der Alexanderroman des Archipresbyters Leo (1913).

⁷ M. SCHMITT, Der Große Seelentrost (1959), S. 124* ff.

⁸ Roman. Forschungen 29, S. 14.

⁹ Der Alexanderroman des Archipresbyters Leo, S. 29.

Alexandergeschichten sogar „identisch“¹⁰. Auf diese Arbeiten berufen sich A. R. ANDERSON¹¹ und, in jüngster Zeit, H. H. RONGE¹². Wo immer der Seelentrost-Alexander genannt wird, erscheint die Arbeit von FUCHS als Grundlage.

Es herrscht demnach die Auffassung, daß der Seelentrost und die Historienbibel in unmittelbarer Verwandtschaft stehen, wobei dem Seelentrost die Priorität zugesprochen wird. Dabei ist wohl, neben den oben genannten Anhaltspunkten, das Verhältnis zu den Quellen der in Seelentrost und Historienbibel überlieferten Alexander-Version ausschlaggebend. Denn wenn bewiesen werden kann, daß diese Alexander-Version vom Verfasser des Seelentrostes hergestellt wurde, so muß in der Tat die Alexandererzählung der Historienbibel aus dem Seelentrost übernommen worden sein. Wenn jedoch der Seelentrost-Autor seine Alexander-Version als bereits fertige Kompilation vorfand, so entfällt der Zwang, eine unmittelbare Verwandtschaft zwischen dem Seelentrost und der Historienbibel anzunehmen. Beide Werke können ihre Alexandersage aus einem dritten Werk übernommen haben, so daß sie nur von dieser gemeinsamen Vorlage her verwandt sind. Aus diesem Grunde ist es auch verfehlt, damit zu argumentieren, daß der Seelentrost den Wortlaut der „Quelle“ genauer wiedergäbe als die Historienbibel. Eine beiden gemeinsame Vorlage kann bereits unter anderem Leos Alexanderroman benutzt und dessen Wortlaut genau überliefert haben, und wenn der Seelentrost-Verfasser sorgfältiger arbeitete als der der Historienbibel, so brachte er eben einen entsprechend genaueren Text zustande.

Es müßte also zunächst die Herkunft der hier zur Debatte stehenden Alexander-Version festgestellt und geklärt werden, ob der Seelentrost-Verfasser überhaupt als Urheber dieser Version in Frage kommt.

II

Der Seelentrost bietet eine Alexander-Version, die im wesentlichen auf zwei lateinische Quellen zurückgeführt werden kann. Die eine ist der Alexanderroman des Archipresbyters Leo¹³, die andere ein Text, der dem der sogenannten Liegnitzer Historia [zit. Liegn.] sehr ähnlich war. Die Liegnitzer Historia ist in einer Handschrift des 15. Jhs. erhalten¹⁴. Sie ist ein stellenweise verkürzender

¹⁰ ZfdA 79 (1942), S. 114ff., s. hier S. 126.

¹¹ Alexander's Gate, Gog and Magog and the Inclosed Nations (1932), S. 72, Anm. 1.

¹² Konung Alexander. Filologiska studier i en fornsvensk text (1957), S. 26, Anm. 53.

¹³ Ausgabe von PFISTER (vgl. Anm. 6).

¹⁴ Ausgabe: A. ПИЛКА in: Romanische Forschungen 29 (1910), S. 16ff. Ab S. 31 Abdruck eines Epitome-Textes.

Auszug aus der Epitome des Julius Valerius und stammt aus einer lateinischen Historienbibel, wo sie zwischen den Büchern Esther und Makkabäer steht¹⁵. Dementsprechend sucht der Anfang dieser Alexandererzählung den Anschluß an die vorhergehende Geschichte der persischen Könige. Ferner enthält diese Version gegenüber der Epitome Abweichungen und Zusätze, deren Quellen bisher m. W. nicht sämtlich nachgewiesen sind¹⁶. Einige dieser Abweichungen treten auch im Seelentrost auf, so z. B. die Mitteilung, daß das Pferd Bucephalus die Vorderbeine eines Hirsches gehabt habe. Auch die Verwechslung der Kämpfe um Tyrus und Korinth findet sich im Seelentrost, der ferner die Namenformen *Neptabanus* und *Pausarius* (ST: *Pausarius*) mit Liegn. gemeinsam hat. Er scheint also auf einen Text zurückzugehen, der dem in der Liegnitzer Handschrift überlieferten sehr ähnlich war. Zur Ergänzung ist offenbar der Alexanderroman des Leo herangezogen worden¹⁷, besonders an solchen Stellen, die in Liegn. sehr stark verkürzt sind.

Der Seelentrost-Alexander ist hinsichtlich der beiden Quellen folgendermaßen aufgebaut¹⁸:

Seelentrost:	latein. Entsprechung:
Flucht des Neptabanus, 259, 1–7	Liegn. 16, 1–4, 17–19
Neptabanus und Olympias, 259, 8–20	<i>Alex. rom. SS. 49–51 im Auszug</i>
Traum des Philippus, 259, 21–23	<i>Alex. rom. 51, 16–24</i>
Rückkehr des Philippus, 259, 23–25	Liegn. 17, 29–34
Drachenerscheinung, 259, 25–29	<i>Alex. rom. 52, 18–53, 4</i>
Erscheinung der Henne, 259, 29–260, 3	Liegn. 17, 35–18, 6
Alexanders Geburt, 260, 4–9	Liegn. 18, 17–20. <i>Ähnl. i. Alex. rom.</i>
Alexanders Äußeres, 260, 9–12	<i>Alex. rom. 53, 26–54, 8 im Auszug</i>
Tod des Neptabanus, 260, 12–27	Liegn. 18, 22–19, 15 im Auszug. <i>Dazu. Sätze a. d. Alex. rom.</i>
Bucephalus, 260, 28–33	Liegn. 18, 25–32; <i>Alex. rom. 54, 18–20</i>
Orakel, 261, 1–7	Liegn. 19, 17–27; <i>letzter Satz Alex. rom., 57, 3–4</i>

¹⁵ vgl. HILKA, aaO., S. 2ff.; PFISTER, Würzb. Jahrb. f. d. Altertumswiss. 1 (1946), S. 35; Wochenschr. f. klass. Philol. 28 (1911), Sp. 27ff.; ZfdA 79 (1942), S. 130ff.

¹⁶ vgl. HILKA, aaO., S. 3ff.

¹⁷ Der von Zingerle edierte Text der *Historia de preliis* zeigt öfters noch nähere Übereinstimmungen mit dem Seelentrost. Ausgabe als Anhang zu: ZINGERLE, Die Quellen zum Alexander des Rudolf von Ems. Germ. Abhh. 4 (1885).

¹⁸ Die Seiten- und Zeilenangaben beziehen sich auf die Ausgaben von SCHMITT (ST), HILKA (Liegn.) und PFISTER (Alex. rom.).

Seelentrost	latein. Entsprechung
Turnier, 261, 8–20	Liegn. 19, 31–20, 3; <i>letzter Satz Alex. rom. 58, 18–19</i>
Philipp und Cleopatra, 261, 21–262, 2	Liegn. 20, 4–8, 11–19
Dazw.: Verspottung durch Lysias	<i>Alex. rom. 58, 26–59, 3</i>
Boten des Darius, 262, 3–8	Liegn. 20, 22–33; <i>letzter Satz Alex. rom. 59, 23–60, 3</i>
Philipps Tod, 262, 9–24	Liegn. 20, 35–21, 19; <i>dazw. Sätze a. d. Alex. rom.</i>
Alexander vor Korinth, 262, 25–28	Liegn. 21, 20–33; 22, 2–3; <i>Alex. rom. 64, 17–18</i>
Alexander in Jerusalem, 262, 28–263, 3	Liegn. 24, 1–15, 22–26. [Hist. de prel.] <i>fehlt im Alex. rom.</i>
Einschließung der 10 Stämme, 263, 4–12	– – –
Briefwechsel Darius–Alexander, 263, 13–264, 7	<i>Alex. rom. 65, 3–68, 3 im Auszug. Dazw. Sätze entspr. Liegn. 22, 8–11, 12–14, 17–21</i>
Rückkehr Alexanders nach Griechenland. Kriegszüge dort, 264, 8–13	<i>Alex. rom. Auszug der SS. 69–71</i>
Ritter des Darius, 264, 13–21	<i>Alex. rom. 85, 22–86, 4</i>
Brief der Mutter des Darius, 264, 21–27	<i>Alex. rom. 88, 26–27; 89, 2–3, 10–11</i>
Alexanders Zug nach Persien, 264, 28–33	Liegn. 26, 34–35
Alexanders Kriegslist, 264, 33–265, 1	Liegn. 27, 2–4
Alexander bei Darius, 265, 1–26	Liegn. 27, 5–29. <i>Dazw. Sätze aus dem Alex. rom.</i>
Niederlage des Darius, 265, 27–34	Liegn. 27, 30–28, 11
Tod des Darius, 265, 35–266, 19	<i>Alex. rom. 97, 14–100, 18 im Auszug</i>

Das Folgende ist in Liegn. sehr stark gekürzt. Ausführlicher ist nur die Candacis-Episode, in der der Seelentrost jedoch dem Alexanderroman entspricht. Auch der Seelentrost kürzt stellenweise so stark, daß der Wortlaut des lateinischen Originals kaum wiederzuerkennen ist. Das gilt vor allem für den Bericht über die Rückkehr Alexanders nach Griechenland und die Kriegszüge dort (vgl. Tabelle). Leo berichtet hierüber sehr ausführlich, während der Seelentrost den bei Leo mehrere Kapitel umfassenden Stoff in wenigen Sätzen mitteilt. Ob bei einer so stark zusammenfassenden Darstellung überhaupt eine bestimmte Quelle benutzt worden ist, bleibt fraglich. Die Alexandererzählung des Seelentrostes hat drei Schwerpunkte: 1. Die Jugendgeschichte Alexanders, 2. die Auseinandersetzung mit Darius, 3. Alexander und die Königin Candacis. Diese

drei Stoffkomplexe sind verhältnismäßig ausführlich wiedergegeben. Das dazwischen Liegende kann der Verfasser frei nach seinem Gedächtnis ergänzt haben, und die gelegentlich dem Wortlaut des Alexanderromans nahekommenden Textstellen können zufällig zustande gekommen sein. Ferner wissen wir nicht, wie die Vorlage der Liegnitzer Historia ausgesehen hat. Die aus dem 15. Jh. stammende Liegnitzer Handschrift selbst kommt ja als Vorlage des Seelentrostes (ca. 1350) nicht in Betracht. Der Stoff der Liegnitzer Historia stammt aus der Epitome. Es ist jedoch möglich, daß dem Schreiber der Liegnitzer Handschrift die Epitome selbst nicht vorlag, sondern eine Zwischenüberlieferung, die erheblich kürzer als die Epitome, jedoch etwas ausführlicher als die jetzige Liegnitzer Version war. Diese kürzt vor allem gegen Schluß sehr stark, und es ist möglich, daß der Liegnitzer Schreiber selbst diese Kürzungen vorgenommen hat. Es finden sich nämlich im Seelentrost zuweilen Sätze, die weder in Liegn. noch im Alexanderroman, jedoch in der Epitome vorkommen. So heißt es z. B. im Seelentrost (S. 265, 12-15):

Dat profde Alexander wol vnde sprank van der tafelen vnde vant dar buten enen knecht, de helt en pert. *Den stak he dore met sime suerde vnde vel vppet perd vnde quam to geme watere . . .*

Der Alexanderroman weicht hiervon ab (S. 92, 12-15):

Cognoscens autem Alexander . . . exiliens de sedio suo vidit quendam Persem tenendo in manu faculam tollensque eam illi percussit eum, ascendit equum et (h)abiit.

Liegn. (S. 27, 26-27):

. . . quod ipse [= Alexander] presenciens surrexit et invenit quendam, qui tenebat equum suum et abiit.

Die Epitome (S. 55, 735-738) kommt dem Seelentrost-Text am nächsten:

Quod ubi Alexander mente percepit . . . prosiliens exit, moxque pro foribus offendit unum e Persis equum quo advectus fuerat tenentem. Custodem [quidem] equi *gladio transfodit*, consensuque equo fugae consuluit.

Solche Übereinstimmungen des Seelentrostes mit der Epitome brauchen nicht aus diesem Werk selbst zu stammen. Sie können in der Vorlage von Liegn. noch erhalten gewesen und von dort in den Seelentrost gelangt sein. Solange wir aber diese Vorlage *Liegn. nicht kennen, können wir hierüber nichts Bestimmtes äußern.

Der Stoff des Seelentrost-Alexanders läßt sich also im wesentlichen auf die beiden genannten Quellen zurückführen. Der dem Liegnitzer Alexander nahe-

stehende Text (*Liegn.) scheint den Grundstock gebildet zu haben, und Leos Alexanderroman ist offenbar als Ergänzungsquelle, gegen Schluß als Hauptquelle herangezogen worden. Oft lassen sich Lesarten beider Quellen in ein und demselben Abschnitt des Seelentrostes nachweisen; zuweilen besteht sogar ein einzelner Satz aus Textstellen beider Vorlagen. Hierfür einige Beispiele:

Seelentrost (S. 261, 21–33)

Do warp konink Philippus sine onhulde vpe de koninginnen, de Alexanders moder was, vnde verwise se vnde nam ene andere, de het Cleopatra. Do de bruloft was, do quam Alexander riden metter kronen, de he verdenet hadde in deme spele, vnde was gremmich. Doch so sturde he sik seluen vnde trath to konink Philippus vnde sprak: ‚Vader min, du salt dat weten, wan du miner moder enen anderen man geuen wult, to der bliscap ne kumstu nicht.‘ Do sat bi deme koninge en here, de het Lysias, de sprak: ‚Konink, van desser vrouwen, de du nu nemest, sal di eyn kint geboren werden, dat di gelik is. Alexander is di nicht gelik.‘ Do grep Alexander enen drinke nap van der tafelen vnde gaf ienen einen slach, dat he to handes neder storte vnde was dot. De konink wolde Alexander holden. Dar toch Alexander syn swert vnde wondede den konink, dat he lange al stille lagh. To lest wart he doch to reke. Do trat Alexander konlike to deme koninge vnde sprak . . .

Seelentrost (S. 262, 6–9)

Do sprak Alexander: ‚Segget iuweme heren, dat ik eme dat vntbede, dat he nenen tins vorderen sole vp vns, vnde segget eme also, dat de konink enen sone hebbe, geliket eme draken vt enes hones eye.‘

Dar na gescach, dat sik auer ene stat sette iegen Philippus

Liegn. 20, 4–8, 11–16; *Alex. rom.* 58, 26–59, 3

Interim Philippus habens iram contra mulierem Alexandriam dimisit et aliam duxit, nomine Cleopatram. Et cum celebraret nuptias, venit Alexander laureatus

et quamuis iratus dissimilauit et supra conuiuium accepit coronam lauream et posuit super caput Philippi dicens: ‚Pater . . . quando celebraturus sum nuptias matris meae iungendo illi regem maritum, tu in ipsis nuptiis invitatus non eris.‘ Unus autem ex discumbentibus, cui nomen Lisias, dixit: ‚Philippe, ex Cleopatra nascetur tibi filius similis tui.‘

Et accepit Alexander cyfum et percucius eo mimum interfecit eum . . .

Philippus enim surgens voluit capere Alexandrum. Alexander autem arrepto gladio uulnerauit Philippum . . . Et infirmatus fuit diu Philippus; tandem convaluit. Tunc audacter accessit Alexander et dixit ad eum:

Liegn. S. 20, 32–33; 35ff.; *Alex. rom.* 59, 23–60, 3

(Dixit Alexander) . . . Reddite ad Darium et dicite ei, ne de cetero tale tributum exigat a uobis dicite Dario: quando Philippus non habebat filium, gallina generabat ei ovum aureum, nunc autem nascendo Philippo filius ipsa gallina facta est sterilis.‘ Contigit similiter, quod quedam ciuitas recessit similiter a dominio Philippi

Aus dem Brief des Darius an Alexander:

Seelentrost (S. 263, 17–22)

Ik hebbe gehort, dattu dar vme komen sist, dattu min viant willes werden. Dat deit dine idele ere. Ik rade di, kere weder to diner moder scote, wente du bist noch ein kint, vnde ik sende di en swepen, wente du des wol behoues, dat men di tuchtige alse en kint, vnde enen bal, dattu mede spelest, vnde ik sende di penninghe, went ik dat wol wet, dattu arm bist. Darvme so vertich diner ydelre ere, wente du ne heuest met di nicht sunder strukrouers

Alex. rom. S. 65, 6–9, 12–14; Liegn. S. 22, 12–14.

Audiui denique de te, quod pro mea venias inimicitia per vanam gloriam. Quapropter precipio tibi turnare gressum et redi ad matrem tuam et requiesce in sinu illius Pilam misi tibi, ut ludas, quia adhuc puer es, scutulam, quia correccione eges, aureos, quia indiges sed cito respisce ab hac stulticia et demoniaca quam agis gloria. Tu enim coadunasti quosdam latrunculos.

Derartige, ins einzelne gehende Kompilationen finden sich sehr häufig. Dem Kompilator müssen ständig beide Quellen vorgelegen haben, und er schrieb offenbar abwechselnd aus ihnen ab.

Außer diesen beiden Hauptquellen müssen wir noch weitere Werke annehmen, aus denen die Stücke stammen, die weder in Liegn. noch im Alexanderroman überliefert sind, also diesen Werken gegenüber als Interpolationen gelten können. Es handelt sich um den Stoffkomplex „Alexander und die Juden“¹⁹ und den *Iter ad paradysum*, der ursprünglich aus jüdischen Überlieferungen stammt²⁰. Einen Teil dieser Judenepisoden hat auch Liegn., und zwar die Geschichte von Saraballa (S. 23) und den Besuch Alexanders in Jerusalem (S. 24). Es ist jedoch nicht sicher, ob der Seelentrost und die ndl. Historienbibel diese Geschichten tatsächlich aus *Liegn. übernommen haben. Für die Geschichte von Saraballa, die im Seelentrost fehlt, ist von der Historienbibel offensichtlich Maerlants Reimbibel benutzt worden²¹. Auch die *Historia scholastica* hat diese beiden Geschichten, sowie den Bericht von der Einschließung der zehn Stämme Israels in den Kaspischen Bergen (Migne PL 198, Sp. 1496–1498). Sie kann also ebensogut die Quelle für den Seelentrost und die Historienbibel sein wie *Liegn., zumal wir nicht wissen, ob bereits *Liegn. die Judenepisoden hatte, oder ob sie erst in Liegn. eingefügt worden sind. Ein Vergleich mit dem Bericht des

¹⁹ Über die Geschichte dieses Stoffes vgl. ANDERSON, *Alexander's Gate* . . .

²⁰ vgl. PFISTER, *Alexander der Große in den Offenbarungen der Griechen, Juden, Mohammedaner und Christen* (1956), S. 50.

²¹ vgl. HOOGSTRA, aaO., S. XLIII.

Josephus (Ant. XI, 8, 4–5) zeigt zudem, daß Liegn. von der *Historia scholastica* abhängig ist, denn sie kürzt den ausführlicheren Bericht des Josephus in derselben Weise wie die *Historia scholastica*²².

Ein Vergleich des Seelentrostes mit Liegn. und der *Historia scholastica*:

ST (S. 262, 28–263, 3)

Dar na quam he to Ierusalem, dat de ioden vare vor eme kregen. Des nachtes openbarde sik got erme biscope Onyas, dat he sik geruen solde vnde solde iegen eme vt gan *vnde solde den konink erliken entfan*. Also dede de biscop vnde gink iegen eme vt. Do trat de konink van sime perde *vnde vel deme biscope to vote vnde stunt vp vnde kuste ene vor sinen munt*. Do worden de andere vorsten tornich, dat he dem iodeschen biscope so grote ere dede. Do gaf konink Alexander den ioden grote vriheit, dat se nenen tins geuen solden vnde solden ere e holden, alse en got geboden hedde.

Liegn. (S. 24, 1–26 im Auszug)

Allexander autem capto Tyro uertit se ad Iherusalem . . . Tunc in nocte apparuit Deus Adonie et dixit ei, quod ipse indutus uestibus pontificalibus et cum palmis et oliuis iret obuiam Allexandro venienti cum exercitu. Et fecerunt sic . . . Et cum videret eos ita ornatos occurrentes sibi Allexander, descendit de equo solus pedes iuit ad summum pontificem . . . et osculatus est eum . . . Socii autem eius uidentes eum tantam reuerenciam exhibere deo alieno putauerunt mentem eius mutatam esse magica arte . . . Et cum esset in Iherusalem, dixit Iudeis, ut peterent, quidquid uellent. Et petierunt, ut dimitteret tributum 7 annis, quem non colebant, quoniam quiescebant; et ipse concessit eis. Concessit etiam illis, qui erant ituri cum illo in auxilium, ut liceret similiter obseruare ritus suos.

Hist. schol. (Sp. 1496/97 im Auszug)

Alexander autem, capta Gaza, in Jerosolymam festinabat. Et timentes Judæi, clamauerunt ad Dominum . . . et Jaddus orabat pro gente. Qui cum post sacrificium obdormisset, præcepit ei Deus, ut . . . ipse pontificalibus indutus, et reliqui sacerdotes . . . obviam exirent Alexandro . . . Nam Alexander intuens antistem . . . descendit de equo, et adiiit eum solus, et . . . pontificem veneratus est. Et obstuperunt principes exercitus, et ludificatam regis mentem putauerunt . . . Et in crastinum convocans populum, iussit petere quæ vellet. Et ipsis petentibus concessit Judæos ubique patriis uti legibus, et septimum annum sine tributis esse propter Sabbatum terræ, quia septimo anno non colebatur terra.

Es ist wohl nicht mit Sicherheit zu entscheiden, welchem der beiden lateinischen Texte der Seelentrost näher steht. Der Satz *dat de ioden vare vor eme kregen* hat nur in der *Historia scholastica* eine Entsprechung: *et timentes Judæi* . . . Andererseits findet sich der Satz *vnde kuste ene vor sinen munt* nur in Liegn.:

²² Dasselbe gilt für den von ZINGERLE hrsgg. Text der *Historia de preliis*.

et osculatus est eum, während es in der *Historia scholastica* nur ganz allgemein heißt: *et pontificem veneratus est*. Der Seelentrost und die Historienbibel haben ihrerseits Sätze (kursiv), die die beiden lateinischen Texte nicht überliefern und die auch im Bericht des Josephus nicht stehen.

Im Anschluß an die hier zitierte Stelle erzählt die *Historia scholastica* von Alexanders Verhalten gegenüber den Samaritern, erwähnt dann kurz seine Kämpfe gegen Darius und Porus und fährt fort mit der Erzählung *De reclusionie decem tribuum* (Sp. 1497/98):

Et exinde ad alias civitates profectus est. Tunc Samaritæ videntes ejus munificentiam circa Judæos, cognatos se dixerunt esse Judæorum . . . Cumque peterent ab eo relaxationem septimi anni, quæsit qui essent. Et dixerunt se Hebræos. Cumque adderet utrum essent Judæi, negaverunt se Judæos esse. Et respondit: Judæis tantum hæc concessi. Porro nos sub silentio pertransimus qualiter Alexander Darium vicit et Porum . . .

Cap. V. De reclusionie decem tribuum, et morte Alexandri. – Itaque cum venisset Alexander ad montes Caspios, miserunt ad eum filii captivitatis decem tribuum. Ex edicto enim tenebantur egredi non licere, postulantes ab eo egrediendi copiam. Cumque quæsisset causam captivitatis, accepit eos recessisse aperte a Deo Israel, vitulis aureis immolando, et per prophetas Dei prædictum esse eos a captivitate non redituros. Tunc respondit, quod arctius eos includerent. Cumque angustia viarum obstrueret molibus bituminatis, videns laborem humanum non sufficere, oravit Deum Israel, ut opus illud completeret. Et accesserunt ad se invicem prærupta montium, et factus est locus immedialis. Ex quo liquido apparet non esse Dei voluntatem, ut exeant. Egredientur tamen circa finem mundi, magnam hominum stragem facturi.

Der Seelentrost verbindet diese beiden Berichte zu einem einzigen (S. 263, 4–12):

Do he desse ioden hadde so wol gehandelt, do quam he dar na vor en ander lant, dar weren ioden inne, de beden vme vriget. Do wart eme geseget, dat se eres godes vertegen hedden. Darvme hedde des got gestadet, dat ire lant gewonnen were, dar se wonachtih gewesen hadden. Do sprak konink Alexander: ‚Dorch dat se erme gode untruwe hebben gewesen, so wil ik se hir inne besluten, dat se nummermer vt komen mogen.‘ Do began he dat lant vme to bemurene vnde bat got, dat he eme holpe. Dar dede got en grot wonder, dat sik en berg an den anderen sloth, dar se noch hudes dages inne sin vnde solen dar also lange bliuen went Entekerst kumpt,

während die Historienbibel immerhin beide Judenvölker nennt (zit. nach Bar-nouw, S. 287, 443 ff.):

Daerna doe quam Alexander in Syrien. Doe ontgingen si hem voir een heer ende si begheerden die vriheden die hi den Joden gegeven hadde, mer ten mocht hem niet gescien. Hi settede dat lant van Syrien te tyns. Doe quam Alexander in dat land van Assyrien, in dat gebercht van Caspia tot die X geslachten van Ysrahel, die Salmanaser die coninc gevangen hadde ende settetse in dat gebercht, om dattet een woest lant was. Doe begeerden si oec die vriheit die die Joden hadden ende si seiden dat si bruederen waren. Doe vraechde Alexander wat volk dat was. Doe wort hem geseit dat si daer gevangen waren ende waren haer wet ofgegaen ende wouden niet weder te lande. Doe seide Alexander: om dat si . . . (etc. wie der Seelentrost).

Durch diese Verschmelzung erscheint im Seelentrost und in der Historienbibel die Einschließung der zehn Stämme an chronologisch unsinniger Stelle. Sie hätte, wie die *Historia scholastica* andeutet, hinter den Berichten von Alexanders Siegen über Darius und Porus stehen müssen (wie es z. B. das *Speculum historiale* hat). Der Seelentrost und somit auch die Historienbibel müssen also eine Quelle gehabt haben, in der die Judenepisoden, losgelöst aus dem Zusammenhang einer Alexandersage, unmittelbar aufeinander folgten, so daß ihre chronologische Stellung nicht zu erkennen war. Bei der so stark verkürzten Version des Seelentrostes wird es allerdings kaum möglich sein, den Wortlaut einer bestimmten Quelle festzustellen.

Die Version der *Historia scholastica* ist ihrerseits in mehreren Werken zu erkennen. Die aus dem 13. Jh. stammende *Chronica Regia St. Pantaleonis*²³ z. B. hat den Text der *Historia scholastica* wörtlich abgeschrieben. Den Hinweis auf Alexanders Siege über Darius und Porus, den die *Historia scholastica* einschaltet, hat die Chronik jedoch weggelassen, weil sie diesen Stoffkomplex schon vorher behandelt hatte. Stattdessen bringt sie an dieser Stelle den Durchzug des makedonischen Heeres durch das pamphyliche Meer²⁴. Der Seelentrost hat diese Stelle ebenfalls, und zwar befindet sie sich vor dem Bericht über die entscheidende Schlacht gegen Darius (ST, S. 264, 29–33):

[Alexander] . . . quam vppet leste vp en water, dat was grot vnde was en strank van deme mere. Dar ne mochte eme nen brugge ouer werden. Dar dede vse leue here en teken: Dat water dede sik midden vntwei, dar togh he dore droges votes met alle sime ingesinde. Dat dede got dar vme, dat he dat volk [der Perser] verdelgen solde dore ere sunde willen.

Wie der Seelentrost und die Historienbibel hat auch Maerlants *Alexanderepos* die Verschmelzung der beiden Judenberichte (Buch III, Vs. 719–839)²⁵ und damit die chronologische Unstimmigkeit. Der Herausgeber, Johs. FRANCK, vermutet (S. XXV), daß die *Chronica Regia St. Pantaleonis* die Quelle gewesen sei. Da jedoch deren Text an dieser Stelle mit dem der *Historia scholastica* nahezu identisch ist, kann diese ebensogut als Quelle für Maerlant gelten. Das ist sogar deshalb wahrscheinlich, weil Maerlant am Schluß seiner Erzählung

²³ Ich habe die Wolfenbütteler Handschrift 74.3 Aug. 2^o benutzt. Die Alexandersage steht S. 29–41; S. 32 ff. die Judenepisoden.

²⁴ Dieser sehr kurze Bericht stammt aus den *Antiquitates* des Josephus (II, 16, 5). Das *Speculum historiale* hat ihn in ähnlichem Wortlaut. Vgl. MAERLANT, *Spiegel historial*, I. Part. IV. Boek, Cap. XXIX, 1–10. Lat. Text in der Anm. (Ausgabe von de Vries-Verwijs, 1863).

²⁵ J. FRANCK (Hrsg.), *Alexanders Geesten van Jacob van Maerlant* (1882).

das (angebliche) Josephus-Zitat bringt, das auch die *Historia scholastica* hat (Sp. 1498)²⁶:

Et, ut ait Josephus, Deus quid facturus est pro fidelibus suis, si tantum fecit pro infideli?

Dieses Zitat steht auch in der von MERZDORF als Text I abgedruckten hd. Historienbibel²⁷, die somit auch auf die *Historia scholastica* zurückgeht und deren Wortlaut auch überall erkennen läßt. Wie die *Historia scholastica* schaltet diese Historienbibel zwischen die beiden Judenberichte einen kurzen Hinweis auf die Siege über Darius und Porus:

Darnach straitt er mit zwain kúngen und gesiget inen an mit der hilf gottes (S. 551).

Darauf folgt der Bericht von der Einschließung der zehn Stämme. An einer Stelle kommt der Wortlaut dem Seelentrost bzw. der ndl. Historienbibel sehr nahe: Die Antwort Alexanders an die Juden, in direkter Rede mitgeteilt, lautet im Seelentrost (s. oben):

Do sprak konink Alexander: ‚Dorch dat se erme gode vntruwe hebben gewesen, so wil ik se hir inne besluten, dat se nummermer vt komen mogen.‘

In der hd. Historienbibel (S. 551):

‚ich wil úch versperren daz ir biß an den jüngsten tag gefangen sind, darumb daz ir uwern got gelassen hand und hand die kelber angebettet.‘

In der *Historia scholastica* heißt es dagegen nur:

Tunc respondit quod arctius eos includerent.

Diese Übereinstimmung kann jedoch Zufall sein. Andererseits hat aber die hd. Historienbibel an anderer Stelle eine eigenartige Lesart mit der ndl. Historienbibel gemeinsam: Der Seelentrost beschreibt Alexanders Luftfahrt in einem sehr kurzen Bericht (S. 270, 10–15):

Dar na togh he uele landes vme vnde quam to eme hogen berge. Dar let he maken enen korf van yserene met langen keden vnde bant se twen gripen to deme halse vnde let sik vp voren in de lucht also ho, dat eme al dit ertrike duchte wesen also en hofstede. Do he weder neder quam, do was he wol tein dachvarde van sime here. Dar quam he met grote arbeide to sime here weder.

Diesen Bericht überliefert die Historienbibel viel ausführlicher. Sie beschreibt die Technik, mit der Alexander die Vögel zum Aufsteigen und Absteigen veranlaßte: Zunächst hielt er einen Stab mit aufgespießtem Fleisch über die Köpfe

²⁶ vgl. ANDERSON, aaO., S. 66, Anm. 1.

²⁷ MERZDORF, Die deutschen Historienbibeln des Mittelalters (Lit. Verein 100–101).

der Vögel, so daß sie, um dieses zu erreichen, aufstiegen. Später kehrte er den Stab um, so daß das Fleisch unterhalb der Vögel war und sie entsprechend nach unten flogen.

Ersters beschreibt auch Leos Alexanderroman (S. 126, 7ff.). Jedoch flogen seinem Bericht zufolge die Vögel deshalb zur Erde zurück, weil sie vom göttlichen Licht geblendet waren.

Die hd. Historienbibel (S. 549) hat beides: Alexander nähert sich dem Himmel, *daz er verbrunnen wolt sin*. Da befiehlt ihm eine Stimme, seine Vermessenheit zu zügeln und schleunigst zur Erde zurückzukehren, die er wie einen *hut* (Leo: *area*, ST: *hofstede*) auf dem Wasser schwimmen sieht. *Zu hand hub er die stang mit dem flaisch under sich gegen dem ertrich. Dô furtend im die griffen wider uff das ertrich.*

Die beiden Historienbibeln weichen hier also gemeinsam vom Alexanderroman ab. Ob auch dem Seelentrost-Verfasser diese ausführlichere Erzählung vorlag, die er dann verkürzt wiedergab, läßt sich nicht sagen. Sein knapper Text kann ebensogut auf Leos Werk zurückgehen.

Ähnliches gilt für die Geschichten von Alexander in Jerusalem und von der Einschließung der zehn Stämme: Obwohl sich eine nähere Übereinstimmung zwischen der hd. Historienbibel und dem Seelentrost findet (s. oben), ist es möglich, daß diese zufällig ist und somit nur die *Historia scholastica* als Quelle übrig bleibt.

Noch unsicherer als die Herkunft der Judenepisoden ist die des *Iter ad paradisum*. Der Seelentrost und die ndl. Historienbibel überliefern diesen Bericht so gedrängt und uncharakteristisch, daß er auf alle bekannten *Iter*-Versionen²⁸ zurückgeführt werden kann, ohne daß sich eine von ihnen als nächstverwandte Quelle herausstellt. Der Seelentrost berichtet inhaltlich dasselbe wie beispielsweise die *Chronica Regia St. Pantaleonis*²⁹, zeigt aber keine näheren Übereinstimmungen im Wortlaut. Dasselbe gilt für die *Iter*-Erzählung der hd. Historienbibel. Ich habe bisher keinen Text gefunden, der als unmittelbare Quelle für den Seelentrost nachgewiesen werden könnte.

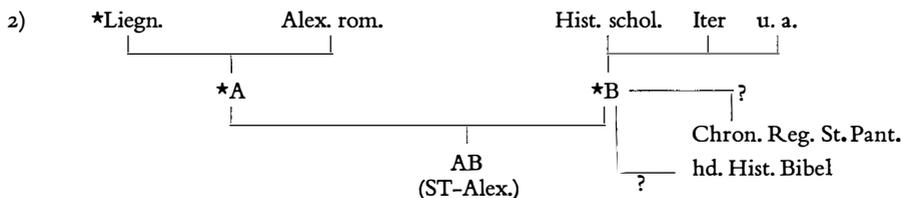
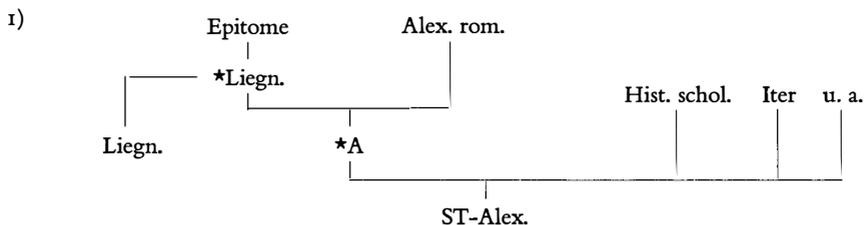
Hinsichtlich der Herkunft des Seelentrost-Alexanders läßt sich also abschließend feststellen, daß sich die Hauptquellen – Leos Alexanderroman und eine Vorlage der Liegnitzer *Historia* (*Liegn.) – verhältnismäßig häufig im Wort-

²⁸ vgl. PFISTER, Alexander d. Gr. in den Offenbarungen . . ., S. 50.

²⁹ Der *Iter*-Text dieser Chronik entspricht wörtlich demjenigen, der die Quelle des Straßburger Alexanders war. Ausgabe: KINZEL, Lamprechts Alexander (1844). Ab S. 357 steht der lat. Text in Anm.

laut des Seelentrostes wiedererkennen lassen, während der aus jüdischer Überlieferung stammende Stoffkomplex aus unbekanntem Quellen in den Seelentrost gelangt zu sein scheint. Es mag, z. B. im Zusammenhang biblischer Werke, Alexander-Erzählungen gegeben haben, die nur den auf die jüdische Geschichte bezüglichen Stoff sammelten und alles übrige wegließen. Die *Historia scholastica* zeigt bereits eine solche Tendenz, indem sie den „nicht-jüdischen“ Stoff der Alexandersage bewußt übergeht: *Porro nos sub silentio pertransimus qualiter Alexander Darium vicit et Porum*. Auch die hd. Historienbibel hat im wesentlichen die jüdischen Alexanderstoffe aufgenommen und sie ohne Rücksicht auf ihre chronologische Stellung einfach aneinandergereiht. Die *Chronica Regia St. Pantaleonis* hat die Judenepisoden und den *Iter ad paradisum* als geschlossenen Stoffkomplex an die eigentliche Alexandersage angefügt. Man sollte deshalb annehmen, daß hier eine Quelle benutzt worden ist, die nur die Alexander-geschichten jüdischer Herkunft enthielt und deshalb nicht erkennen ließ, wie diese in die eigentliche Alexandersage chronologisch einzuordnen waren.

Wir haben also im Seelentrost-Alexander eine Kompilation vor uns, deren Hauptbestandteil ein Mischtext ist, der aus Leos Alexanderroman und einer Vorlage der Liegnitzer *Historia* zusammengestellt wurde. In diesen Text wurden als geschlossene Stoffkomplexe die Judenepisoden und der *Iter ad paradisum* interpoliert, die entweder aus verschiedenen Quellen zusammengesucht worden waren oder bereits als Sammlung vorlagen. Es lassen sich also zwei mögliche Ableitungsschemata bilden:



Es scheint mir am wahrscheinlichsten, daß die Alexander-Version, wie sie im Seelentrost vorliegt, das Werk mehrerer – mindestens zweier – Kompilatoren ist. Der eine bearbeitete einen von der Epitome abgeleiteten Text (*Liegn.), indem er laufend aus dem Alexanderroman des Leo ergänzte und korrigierte. In den sich daraus ergebenden Mischtext (*A) interpolierte ein anderer die Judenepisoden und den *Iter ad paradisum*, die vielleicht schon in einer Sammlung (*B) vorlagen. (Möglicherweise haben auch die *Chronica Regia* St. Pantaleonis und die *hd. Historienbibel* eine solche Sammlung benutzt). Der Seelentrost-Autor käme – falls überhaupt – als der letzte Kompilator in Betracht. Es ist jedoch möglich, daß der Seelentrost-Verfasser eine bereits fertig vorliegende Kompilation (AB) lediglich abgeschrieben hat. Um zwischen diesen beiden Möglichkeiten entscheiden zu können, möchte ich im folgenden festzustellen versuchen, wie sich der Seelentrost-Autor im allgemeinen zu seinen Quellen verhält, ob er etwa häufig interpoliert oder ob er im allgemeinen die Texte seiner Vorlagen unbearbeitet übernimmt.

III

Außer der Alexandersage und mehreren biblischen Historien hat der Seelentrost-Verfasser auch zahlreiche Legenden als Exempel verwendet, sowie eine große Anzahl kleinerer Predigterzählungen. Ferner enthält der Seelentrost mehrere Reimgebete, die zum Teil aus dem *SPECULUM HUMANAЕ SALVATIONIS* stammen. Welche Quellen der Seelentrost-Verfasser für seine Exempel benutzt hat, ist mir in vielen Fällen noch unbekannt oder zweifelhaft. Er mag manches aus seinem Gedächtnis oder aus mündlicher Überlieferung aufgezeichnet oder gar selbständig verfaßt haben. In anderen Fällen läßt sich jedoch mit einiger Sicherheit feststellen, welches Werk als unmittelbare Quelle vorgelegen hat. Das gilt z. B. für die Reimgebete, soweit sie aus dem *SPECULUM HUMANAЕ SALVATIONIS* stammen. Ich habe bereits in der Einleitung meiner Seelentrost-Ausgabe nachgewiesen, daß eine bestimmte Fassung der (mittel)deutschen *Speculum*-Übersetzung als Quelle gedient hat³⁰, so daß ich mich hier auf die Mitteilung beschränken kann, daß der Verfasser des Seelentrostes die Reimgebete wörtlich abgeschrieben, nichts weggelassen und nichts hinzugefügt hat. Eine weitere Quelle, aus der der Seelentrost mit großer Wahrscheinlichkeit geschöpft hat, ist die *LEGENDA AUREA* des Jacobus de Voragine. Eine wichtige Quelle ist ferner das *SPECULUM HISTORIALE* des Vincentius von Beauvais, das

³⁰ SCHMITT, aaO., S. 118* ff.

vielleicht im lateinischen Original und nicht in Maerlants Übersetzung benutzt wurde. Einige wenige Exempel stammen aus der *DISCIPLINA CLERICALIS* des Petrus Alphonsi. Außerdem finden sich Parallelen im *DIALOGUS MIRACULORUM* des Cesarius von Heisterbach, jedoch ist es mir zweifelhaft, ob dieses Werk als Quelle für den Seelentrost gelten kann.

Aus der *LEGENDA AUREA* stammen etwa sechzig Seelentrost-Exempel, darunter neben vielen Märtyrerlegenden auch die Viten des Judas Ischarioth, Pilatus und Julianus Apostata sowie ein Bericht von der Zerstörung Jerusalems durch Titus. Diese Stücke sind ziemlich vollständig aus der *Legenda aurea* übernommen. Oft hat aber der Seelentrost-Verfasser auch nur einen kleinen Teil aus einer Legende herausgegriffen und ein kurzes Exempel davon gemacht. Er hat auf Interpolationen verzichtet und sich an den Text der Vorlage gehalten. Jedoch überschlägt er oft Abschnitte völlig oder faßt sie in wenigen Sätzen zusammen. Am Beispiel der Georgs-Legende möchte ich darstellen, wie der Seelentrost-Autor mit seiner Vorlage verfahren ist:

Die *Legenda aurea* beginnt mit der Erklärung des Namens Georg und leitet die eigentliche Legende mit genauen geographischen Angaben ein. Das alles fehlt im Seelentrost (der überhaupt, in fast allen Geschichten, nähere historische oder geographische Bestimmungen vermeidet); er folgt dann getreu der Vorlage, drückt sich aber im allgemeinen knapper aus, ohne indessen wesentliche Details zu übergehen. Zuweilen wird direkte Rede in indirekte verwandelt und umgekehrt, gelegentlich der Text etwas ausgeschmückt. Diese Beobachtungen beziehen sich auf den ersten Teil der Legende, die vom Drachenkampf des hl. Georg handelt. Das Weitere wird im Seelentrost stellenweise stark gekürzt, wie eine Gegenüberstellung zeigen soll:

<i>Legenda aurea</i> ³¹	Seelentrost (S. 61, ff.)
Nachdem der Drache getötet ist, bekehrt sich die ganze Stadt.	stark gekürzt
Der König läßt eine Kirche bauen, dabei geschehen Wunder.	fehlt
Georg läßt Schätze unter die Armen verteilen, gibt dem König christliche Belehrungen und reitet weg	
Kurze Mitteilung einer andern Version von der Drachentötung	fehlt
S. Georg tritt gegen die Christenverfolgung auf, wird gefangen und verhört.	stark gekürzt

³¹ Ausgabe: GRAESSE, *Jacobi a Voragine Legenda aurea . . . Editio tertia* (1890), S. 261ff.

Bei der Folterung wird sein Leib mit Nägeln zerissen, mit Fackeln verbrannt, in die Wunden wird Salz gestreut.	entsprechend fehlt entsprechend
Christus erscheint im Kerker.	entsprechend
Ein Zauberer verabreicht zweimal einen Gifttrank, er bekehrt sich und wird enthauptet,	nur einmal Gift, sonst entsprechend nur Bekehrung
Georg wird aufs Rad geflochten und in heißes Blei geworfen.	entsprechend entsprechend
Der Überredungsversuch des Richters endet mit der Zerstörung des heidnischen Tempels.	gekürzt entsprechend
Ambrosius-Zitat.	fehlt
Gespräch Georgs mit dem Richter. Martyrium der Königin.	fehlt teilweise gekürzt
Ambrosius-Zitat.	fehlt
Verurteilung des Georg. Tod des Richters.	entsprechend stark gekürzt

Es folgen in der *Legenda aurea* zwei Wundererzählungen, die der Seelentrost nicht übernommen hat.

In dieser Weise hat der Seelentrost-Verfasser die meisten größeren Legenden der Vorlage bearbeitet. Es ist die Regel, daß seine Legenden mit dem Tod des Heiligen schließen. Die in der *Legenda aurea* im allgemeinen mitgeteilten posthumen Wunder des betreffenden Heiligen hat er nur zuweilen an anderer Stelle und als eigene Exempel verwendet. Jacobus de Voragine teilt oft eine zweite Version seines Stoffs mit, die vom Seelentrost-Autor nie übernommen wird. Er hält sich stets an die in der Vorlage zuerst mitgeteilte Version und unterdrückt auch die in die *Legenda aurea* eingestreuten Erläuterungen und Zitate, sowie die Quellenangaben. Nur an zwei Stellen weicht der Seelentrost wesentlich von der *Legenda aurea* ab, indem er Zusätze bringt:

In der Geschichte von Judas Ischarioth, die in der *Legenda aurea* in der Legende von S. Mathias steht, schreibt der Seelentrost (S. 50, 19–28):

To eyner tijd quam Sunte Maria Magdalena vnde brochte eddele dure saluen, de was wol drehundert penninge wert. De wolde Judas vorkoft hebben, vnde were se eme to der hant gekomen, so wolde he yo den dridden penningk vorstolen hebben, so hedden eme to geboret drittich penninge. Do genk Maria Magdalena to vnde ghot de duren saluen vnseme heren vppe syn houet vnde saluede vnseme heren sin houet mede vnde syne vote. Also plecht men dar in deme lande dorch de groten hitte, de dar ys. Do Judas dat sach, dat de salue vorgoten was, do wart he tornich vnde wolde synes schaden nakomen vnde genk to den yoden vnde vorkofte vnse heren vor drittich penninge.

Diese Stelle fehlt in dem von Graeße herausgegebenen Text. Es heißt hier nur (S. 185):

Dolens vero tempore dominicae passionis, quod unguentum, quod trecentos denarios valebat, non fuerat venditum, ut illos etiam denarios furaretur, abiit et dominum XXX denariis vendidit.

In einer obd. Übersetzung aus dem Jahre 1362 wird jedoch an dieser Stelle Magdalena erwähnt³²:

Do dirre judas sach daz maria magdalena die kostber salbe us gos uf vnseren herren die mohte druhundert pfenninge golten han do ime dis gût engangen waz daz er do von nut furstelen en mohte Do wolte er sime schaden zû komen vnd furkofte vnsern herren vmbe drisig silberine pfenninge.

Der Hinweis auf die orientalische Sitte des Salbens findet sich jedoch in der Legende von S. Maria Magdalena, die der Seelentrost nicht hat:

... ubi pedes ejus [= Christi] lacrymis lavit, capillis tersit et unguento pretioso perunxit, nam incolae regionis illius propter vehementissimum solis calorem unguentis et balneis utebantur (Graeße, S. 408).

Interessanter ist die Bearbeitung der Legende von S. Clemens (Faustinianus). Der Seelentrost verwendet sie als Beispiel für die abergläubische Vorstellung, daß der Mensch schicksalsbestimmenden Mächten (Seelentrost S. 18, 30: *wissalden*) ausgeliefert sei. Als Vertreter dieses Irrglaubens wird vor allem Faustinian dargestellt. Hinweise auf die *wissalden* finden sich im Seelentrost an mehreren Stellen, während die *Legenda aurea* nur einmal dergleichen anklingen läßt (als Faustinian mit seinen Söhnen disputiert). Ferner hat der Seelentrost in dieser Legende alles weggelassen, was sich auf Simon Magus bezieht, und dadurch ist der Stoff etwas umgestellt worden.

Ob der Seelentrost-Verfasser selbst diese Bearbeitung vorgenommen hat oder ob er sie in der ihm vorliegenden Fassung der *Legenda aurea* vorfand, läßt sich ohne einen Vergleich mit mehreren, zeitlich in Frage kommenden Fassungen dieses Werks wohl nicht beurteilen³³.

³² Hs. der Bayer. Staatsbibl. Cgm 6, Bl. 62^{va}

³³ Das Mittelniederdeutsche Wörterbuch von Schiller-Lübben zitiert (Bd. 6, S. 721) unter dem Stichwort *wilsalden* einen Beleg aus einem handschriftl. *Lübecker Passional*, f. 289^a, der dem Kontext nach der Legende von S. Clemens entnommen ist und dort in der Disputationsszene steht. Die Kaiserchronik erwähnt in demselben Zusammenhang (ab Vs. 3101) mehrmals die *wilsælde*. Es scheint mir jedoch sehr fraglich, ob der Seelentrost-Autor die Kaiserchronik gekannt hat. Dasselbe gilt für das *Verspassional*, das an entsprechender Stelle, (S. 653,7 in der Ausg. von Köpke, 1852) die *wilsælde* erwähnt.

Zuweilen enthält der Seelentrost Exempel, die sowohl in der *Legenda aurea* wie in anderen Werken überliefert sind, so z. B. ein Exempel, in dem erzählt wird, daß eine Frau das Kind der Maria als Geisel für ihren gefangenen Sohn setzte (Seelentrost S. 125, *Legenda aurea*: Graeße, S. 591 f.). Eine ähnliche Erzählung gibt es auch im *Dialogus miraculorum* (Dist. VII, Cap. 45). Der Seelentrost-Verfasser folgt der Fassung der *Legenda aurea*, obwohl er vielleicht auch den *Dialogus miraculorum* kannte. Ein Exempel aus der Legende von S. Jacobus maior (Seelentrost S. 138) kommt sogar in drei lateinischen Fassungen vor: in der *Legenda aurea*, im *Speculum historiale* und im *Dialogus miraculorum*³⁴. Der Seelentrost folgt der *Legenda aurea*, deren Text er etwas ausschmückt.

Gegenüber dem Text der *DISCIPLINA CLERICALIS* ist der Seelentrost stellenweise etwas ausführlicher, jedoch ist der Wortlaut der Vorlage noch sehr gut zu erkennen:

Disc. cler., Exemplum II: De integro amico.³⁵

Relatum est michi de duobus negociatoribus, quorum unus erat in Egipto, alter Baldach, seque solo auditu cognouerant et per internuncios pro sibi necessariis mittebant. Contigit autem ut qui erat Baldach, in negociacionem iret in Egyptum. Egiptiacus audito eius aduentu occurrit ei et suscepit eum gaudens in domum suam . . .

Seelentrost (S. 234, 29–235, 1):

Ik hebbe gehort van twen kumpanen, de ene wonede to Egipten, de andere wonede to India. Er eyne hadde den anderen nu er geseen, nochtan so weren se gantze frunt. Wan de eyne synen knecht sande to Egipten myt syner kopenschop, so vntfeng en yo de frunt vnde halp em, dat he vorkofte vnde sande ene wedder to hus. Dat sulue dede de andere synen knechten wedder. Dar na geschach dat, dat de kopman van India quam to Egipten vnde wolde synen kumpan seen. Do desse dat vornam do vor he eme vntegen vnde vntfengk ene myt groten eren vnde brachtene in sin huß . . .

Die Seelentrost-Exempel, die aus dem *SPECULUM HISTORIALE* stammen (ich habe nur Maerlants Übersetzung zum Vergleich heranziehen können) verhalten sich zu ihrer Vorlage ähnlich wie die aus der *Legenda aurea*: Auch hier folgt der Seelentrost-Verfasser getreu der Vorlage, drückt sich im allgemeinen knapper aus und erweitert nicht.

Aus einem Vergleich der Seelentrost-Exempel mit ihren verschiedenen Quellen läßt sich also erkennen, daß der Verfasser des Seelentrostes seine Vorlagen

³⁴ *Legenda aurea*: GRAESSE, S. 426; *Spec. hist.*: de VRIES-VERWIJJS, *Spiegel historiael*. 3. Bd., S. 400, lat. Text in Anm. (Ein latein. Text des Vincentius liegt mir nicht vor), *Dial. mir.*: Dist. VIII, Cap. 58 (Ausg. von Strange, 1851, 2. T., S. 130).

³⁵ Ausgabe: A. HILKA-W. SÖDERHJELM, *Die Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi* (1911), S. 4.

nach einem einheitlichen Prinzip behandelt hat: Abgesehen von den gereimten Gebeten, hat er nicht wortgetreu abgeschrieben, aber sich doch so weit an die Vorlage gehalten, daß deren Wortlaut überall wiederzuerkennen ist. Interpolationen und größere Erweiterungen hat er – außer in den beiden oben genannten Fällen – unterlassen und sogar die eingeschobenen Partien der Quelle überschlagen, sofern sie, wie in der *Legenda aurea*, durch deren Verfasser als solche kenntlich gemacht waren. Es ist anzunehmen, daß dem Seelentrost-Autor einige Geschichten in verschiedenen Fassungen bekannt waren (mindestens die Stücke, die sowohl in der *Legenda aurea* wie im *Speculum historiale* überliefert sind). Er hat dann jedoch die Versionen nicht gemischt, sondern sich jeweils an nur eine Quelle gehalten. Ob und inwieweit er allerdings ein Exempel aus dem Gedächtnis nacherzählt, was besonders bei den kurzen Exempeln und Legendenausschnitten leicht möglich ist, wird sich wohl in vielen Fällen nicht feststellen lassen.

In Anbetracht der hier skizzierten Arbeitsweise des Seelentrost-Verfassers, die sich an nahezu allen seiner Exempel verfolgen läßt, sofern die Quellen überhaupt bekannt sind, erscheint es mir sehr unwahrscheinlich, daß er seine Alexanderkompilation selbst hergestellt hat. Er müßte dann umfangreiche Stücke aus vielleicht mehreren Quellen interpoliert haben, was sich sonst im Seelentrost – wenigstens bisher – nicht nachweisen läßt. Ich nehme deshalb an, daß der Seelentrost-Autor seine Alexander-Version bereits vorfand. Er wird den Text oft verkürzt, sich sonst aber nach seiner Vorlage gerichtet haben, wie es seiner Arbeitsweise entspricht. Ein solcher Analogieschluß ist allerdings noch kein vollgültiger Beweis. Der Seelentrost-Autor kann bei seiner Alexandersage eine Ausnahme gemacht und sein Arbeitsprinzip geändert haben, aber man sollte wohl das Wahrscheinliche dem Möglichen vorziehen.

Wenn demnach der Seelentrost-Verfasser mit großer Wahrscheinlichkeit seine Alexandersage einer Vorlage entnommen hat, die wir nicht kennen, so ist es möglich, daß die Alexandersage der Historienbibel auf die gleiche oder eine ähnliche Vorlage zurückgeht. Das schließt jedoch andererseits die Möglichkeit einer unmittelbaren Abhängigkeit der Historienbibel vom Seelentrost noch nicht aus. Um eine Entscheidung treffen zu können, wird es notwendig, die beiden in Frage stehenden Werke miteinander näher zu vergleichen.

IV

Zur Beurteilung des Verwandtschaftsverhältnisses zwischen der Historienbibel und dem Seelentrost reicht die Untersuchung der Alexandersage allein nicht aus, denn sie ist ein außerbiblischer Stoff, der einer Historienbibel nach-

träglich zugefügt worden sein kann. Es ist jedoch von vornherein unwahrscheinlich, daß der Verfasser einer Historienbibel, der in der Vulgata und der *Historia scholastica* jederzeit authentische Quellen finden kann, biblische Geschichten aus einem Erbauungsbuch, wie es der Seelentrost ist, herausucht. Dies müßte jedoch der Fall gewesen sein, wenn die Historienbibel tatsächlich in größerem Umfange vom Seelentrost unmittelbar abhängig wäre. Sie hat nämlich mit dem Seelentrost mehrere biblische Geschichten gemeinsam, unter anderem einen Teil der Geschichte von Joseph, die Jugendgeschichte des Moses, einen großen Teil des Buches Daniel (darunter die Geschichte von Astyages, den der Seelentrost und die Historienbibel *Astrages* nennen), das Buch Judith und das Buch Esther³⁶. Da ferner der Seelentrost und die Historienbibel sowohl in der Stoffanordnung als auch im einzelnen an mehreren Stellen von der Vulgata und der *Historia scholastica* abweichen, müssen sie entweder eine gemeinsame, von diesen Werken ebenfalls abweichende Quelle haben, oder der Seelentrost muß seinerseits von einer frühen Überlieferung der Historienbibel abhängig sein³⁷.

Als vorerst erreichbare Quellen für die Historienbibel kommen die Vulgata, die *Historia scholastica* und eventuell Maerlants Reimbibel in Betracht. Inwieweit sich die Historienbibel als Gesamtwerk der einen oder der anderen Quelle näher anschließt, kann hier nicht untersucht werden³⁸; ich möchte lediglich solche Stellen näher betrachten, an denen der Seelentrost und die Historienbibel gemeinsam markante Abweichungen von den genannten Quellen zeigen.

Ihre ersten Bücher, Pentateuch bis Reg. IV, hat die Historienbibel vorwiegend nach der Vulgata hergestellt, von da ab folgt sie der *Historia scholastica*³⁹. Nur die Geschichten, die aus der *Historia scholastica* stammen, hat der Seelentrost mit der Historienbibel gemeinsam. Es finden sich jedoch auch in deren erstem, vorwiegend nach der Vulgata hergestellten Teil Partien, die der *Historia scholastica* entnommen sind, z. B. die Jugendgeschichte des Moses, die auch im Seelentrost vorkommt. An dieser Stelle, wie auch sonst, weichen der Seelentrost und die Historienbibel des öfteren durch gemeinsame Lesarten von der

³⁶ Die genannten Stücke liegen mir in einer Fotokopie nach der Hs. A (no 231 der Mij. d. Ned. Letterkunde zu Leiden) vor.

³⁷ Da es nicht feststeht, wann die nld. Historienbibel entstanden ist, fehlt die chronologische Grundlage, auf der man eine Abhängigkeit des ST von der Historienbibel erörtern könnte.

³⁸ Ansätze einer solchen Untersuchung in dem Aufsatz von EBBINGE WUBBEN, *De zogenaamde Eerste Nederlandse Historiebijbel*.

³⁹ vgl. EBBINGE WUBBEN, aaO., S. 344ff.

Historia scholastica ab⁴⁰. Im übrigen ist die Historienbibel im allgemeinen ausführlicher als der Seelentrost, besonders am Anfang und Schluß der einzelnen Bücher oder Geschichten, weil sie ja den biblischen Zusammenhang wahrt, während der Seelentrost die Bibelgeschichten als Exempel verwendet und sie somit aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang herauslöst.

Historienbibel und Seelentrost haben mehrmals an denselben Stellen Interpolationen oder Stoffumstellungen: In die Joseph-Geschichte ist ein Stück aus dem Speculum historiale eingefügt, das von der Werbung Josephs um Asseneth handelt.

Das Buch Daniel (das in der Historienbibel übrigens nicht der Vulgata, sondern der Historia scholastica entsprechend eingeordnet ist⁴¹) enthält die Geschichte von den drei Männern im Feuerofen nach der Version der Historia scholastica. Jedoch ist an gegebener Stelle der „Gesang im Feuerofen“ zitiert, der dem Vulgatatext Dan. III, 52–90 entspricht. Die Historia scholastica hat die Gebete weggelassen, denn diese Stelle *dixit se Hieronymus non legisse in Hebraeo* (Sp. 1450. Auch die Vulgata-Ausgaben weisen darauf hin). Bei Maerlant fehlen die Gebete ebenfalls. Er zitiert, wie die Historia scholastica, nur die Anfangsworte. Der Seelentrost entspricht der Historienbibel, hat also auch die Gebete.

Auch im Buch Esther haben die Historienbibel und der Seelentrost eine apokryphe Stelle in den Text eingeordnet. Es handelt sich um die Träume des Mardocheus, die die Vulgata (Esth. X und XI) gegen Schluß des Buches Esther eingefügt hat. Die Historia scholastica ist dieser Anordnung gefolgt, in der Reimbibel fehlt die Stelle.

Die Historienbibel bringt die beiden Traumbilder des Mardocheus an der Esth. II, 19 entsprechenden Stelle (als Mardocheus Esther an den Hof des Ahasverus schickt):

Ende merdocheus die droemde enen wonderliken drom Hoe twe dieren vochten
 Ende hoe dat een dier dat ander te niet maecte ende uerwan Ende hi sach dat een cleyn
 fonteyn ontspranc Ende die wort een groet vloet Mer hi en wist niet wat dien droem
 beduden mocht (Hs. A, Bl. 112^v).

Die Deutung dieser Traumbilder folgt später, gegen Schluß des Buches Esther (nach der Erhöhung des Mardocheus):

Doe bekende merdocheus den droem die hem gedroemt was van die twee dieren
 die vochten Ende hoe die een den anderen uerwan Dat beteykende merdocheus ende
 aman Ende hester was van den cleyn fonteyn geworden een groet water een groet
 vloet (Bl. 114^v).

⁴⁰ Beispiele s. SCHMITT, aaO., S. 128* ff.

⁴¹ vgl. EBBINGE WUBBEN, aaO., S. 345f.

Der Seelentrost berichtet an entsprechender Stelle über nur ein Traumbild (S. 116, 9–11):

Mardocheus sach eynen drom: Eme duchte, wu he sege vntspringen eynen kleynen born. De born was so sere, dat dar van wart eyn grot vlot. He en wiste noch nicht, wat desse drom bedude.

Die Traumdeutung wird im Seelentrost jedoch vorverlegt. Als Ahasverus Esther zur Königin gemacht hat, heißt es (S. 116, 21–28):

Do was de drom war worden, dat de clene born was gewassen in eyne grote vlot, wente de arme juncfruwe wart gekoren to eyner konningynnen.

Im Seelentrost wird die Geschichte von Esther als Präfiguration zur Krönung der Maria verwendet. Aus diesem Grunde hat wohl der Verfasser die Traumdeutung umgestellt.

Im Anschluß an die oben zitierte Textstelle gibt die Historienbibel eine allegorische Auslegung der Esthergeschichte in Form einer Glosse (Bl. 114v):

Dat van hester dat is een figuer Want aman dat was die duuel die hadde een galge gemaect der ewiger pinen om die menschen daer mede te pinen Om dat adam dat gebot gods gebroken hadde So was die sentencie der ewiger uerdomenis gegeuen Mer doe quam hester Dat is die hemelsche coninghinne maria Ende si heeft die sentencie uerwandelt Ende die galge der pinen die die duuel ons bereit hadde daer blijft hi selue in gepijnt Ende wi mogen die pijn ontgaen ende salich worden willen wi selue Daer om laet ons maria die coninghinne dienen minnen ende eren Op dat wi die helsehe pijn mogen ontgaen.

Diese *figuer* hat auch der Seelentrost (S. 119, 8–19):

Vte desser rede schole wij wat theen to deme loue vnser leuen fruwen. De bose Aman dat ys de bose vient, de hadde buwet eynen galgen Mardocheo. Dat meynet so vele, dat de bose vient hadde vns allen gemaket eynen galgen der ewigen vordomnisse myt syneme valschen rade, den he gaff deme ersten mynschen, vnde hadde dat to weghe bracht, dat de hemelsche konningk hadde eyn ordel ouer en gegeuen des ewigen dodes. Nu is gekomen de hemelsche konningynne Maria vnde heuet dat gewandelet vnde heft to weghe bracht, dat de galge, den vns de bose vient gebuwet hadde, de is eme allene to dele worden, wente he mot ewichliken vordomet werden, vnde wij mogen alle salich werden, ofte wij suluen willen. Darumme schole wij yummer de benediden hemelschen konningynnen louen vnde benedien.

Man kann diese Übereinstimmung als Argument für die Abhängigkeit der Historienbibel vom Seelentrost werten. Der Verfasser der Historienbibel müßte dann jedoch neben dem Seelentrost noch die Vulgata und die *Historia scholastica* benutzt haben. Aus ersterer hätte er dann das Traumbild von den beiden Tieren eingefügt und aus letzterer den Wortlaut im einzelnen ergänzt, denn die Historienbibel erzählt an vielen Stellen ausführlicher als der Seelentrost und entspricht dort der *Historia scholastica*. Ich halte es deshalb für wahrscheinlicher,

daß die Historienbibel und der Seelentrost eine gemeinsame Quelle haben, aus der alle die bisher aufgezählten Besonderheiten stammen. Offenbar war sie eine Bearbeitung der *Historia scholastica*, die apokryphe Bibelstellen und außerbiblische Stoffe aufgenommen hatte. Ob sie auch auslegende Anspielungen auf das Neue Testament enthielt, läßt sich nicht bestimmen. EBBINGE WUBBEN hat in der Historienbibel an verschiedenen Stellen derartige Anspielungen gefunden und einige in seinem Aufsatz abgedruckt⁴²; sie stammen jedoch zum Teil aus Maerlants Reimbibel⁴³, die sehr viele Anspielungen, insbesondere auf Maria, enthält. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß sich in der Historienbibel noch weitere Glossen dieser Art finden lassen, die von Maerlant unabhängig sind und vielleicht aus einer Vorlage stammen, aus der der Seelentrost seine Glossen entnommen haben kann. Er hat insgesamt vier Auslegungen, die in bestimmter Absicht angebracht sind: Ich sagte bereits, daß der Seelentrost die Esthergeschichte als Präfiguration zur siebten Freude Mariae, also zur Krönung Mariae, verwendet. Sie steht hier in größerem Zusammenhang. Als Präfigurationen werden genannt: 1. die Krönung der Abigail durch David, 2. die Krönung der Esther durch Ahasverus, 3. die Erhöhung der Bersabee durch Salomo. Dann folgt ein Reimgebet (aus dem *Speculum humanae salvationis* stammend), das sich auf diese drei Präfigurationen bezieht. Die zweite Präfiguration, die Geschichte von Esther, ist im Seelentrost erheblich umfangreicher als die beiden andern, da nicht nur die Krönung der Esther, sondern auch die ganze folgende Geschichte – Aman und Mardocheus – mitgeteilt wird, die nicht in diesen Zusammenhang gehört. Ich halte es für wahrscheinlich, daß der Seelentrost-Verfasser ursprünglich nur den ersten Teil der Geschichte – bis zu Esthers Krönung – verwenden wollte. Aus diesem Grunde hat er von den beiden in der Historienbibel wiedergegebenen Traumbildern des Mardocheus nur das zweite, das sich auf Esther bezieht, übernommen und die Interpretation dieses Traumbildes vorverlegt und auf Maria bezogen (S. 116, 21–28):

Do was de drom war worden . . . (s. oben) . . . Dijt schole wij nu vornemen van der benedidenotmodigen junckfruwen Sunte Marien: de heft genoten erer otmodicheit, dat se de hemelsche konningk heft gemaket to eyner konningynnen in syme ewigen rijke. Vnde de erste konningynne wart vorworpen vte deme konningrike dorch eren vnhorsam. Dat was Ver Eua, de wart vorworpen vte dem eparadise dorch eren vnhorsam.

Ähnliche Ausdeutungen finden sich auch bei den Geschichten von Abigail und Bersabee. Sie kommen im Seelentrost nur an dieser Stelle vor, da die Prä-

⁴² aaO., S. 341 ff. „Het aantal voorbeelden is gemakkelik te vermeerderen“ (S. 344).

⁴³ Die Glosse zu Reg. II,6 entspricht Reimbibel, Vs. 1140off.; die Glosse zu Exod. II entspr. Reimbibel Vs. 3467ff.

figurationen erklärt werden mußten. Vielleicht hat sie der Seelentrost-Autor nach dem Muster der Glosse über Aman selbst verfaßt. Es ist sogar möglich, daß er erst, als er in seiner Vorlage auf die Aman-Glosse stieß, auf die Idee gebracht wurde, daß sich die ganze Esthergeschichte, nicht nur die Krönung Esthers, auf Maria beziehen läßt. Das sind jedoch hypothetische Überlegungen, die sich nicht beweisen lassen, da wir die unmittelbare Vorlage von Historienbibel und Seelentrost nicht kennen und daher auch nicht wissen können, ob sie solche Glossen überhaupt enthielt.

Die Alexandersage war in der dem Seelentrost und der Historienbibel gemeinsamen Vorlage offenbar an das Buch Esther angefügt. Sie beginnt im Seelentrost (S. 259, 1 ff.):

Neptabanus was en konink to Egypten vnde was en mester in der swarter kunst vnde kunde vele touerie. Do quemen vele koninge vnde wolden weder ene striden. Dat prouede he in den sternem wol, dat he den vianden nicht nemochte wederstan vnde vlo hemeliken vte deme lande vnde quam in en ander lant, dar he vnbekant was, to eme koninge, de het Philippus . . .

Dasselbe findet sich auch in der Historienbibel, allerdings noch im Buch Esther. Wie die *Historia scholastica* und die Reimbibel gibt die Historienbibel nach jedem Buch einen kurzen Überblick, der die biblische Geschichte in ihrer chronologischen Zuordnung zur persischen, ägyptischen, griechischen und römischen Geschichte zeigen soll. Es heißt nun hier, nachdem die Nachfolger des Ahasverus sowie einige Ereignisse aus der römischen, griechischen und jüdischen Geschichte aufgezählt sind (Bl. 115r):

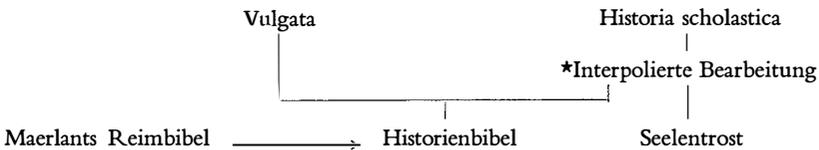
Die coninc othus die toech striden iegen den coninc van egipten die genoemt was septabanus Ende hi was meester in astromonien ende oec inder swarter consten Ende hi sach in den teykenen des hemels dat hi uerwonnen soude worden Doe toech hi vut sinen conincrijc in een vreemt lant Ende hi quam in grieken tot des conincs hof van machedonien Ende daer diende hi mede Ende coninc othus die behielt egipten . . . Ende iohan die biscop van iherusalem die starf Ende Yadus siin soen die wort biscop in iherusalem / Explicit hester.

Erst dann folgt die Überschrift *Hoe groet alexander geboren wort ende voert regnerde* und weiter der von HOOGSTRA herausgegebene Text. Die *Historia scholastica* und Maerlants Reimbibel haben diese ausführlichere Erzählung über Neptabanus nicht; sie erwähnen ihn nur kurz. Sie scheint vielmehr aus einem Alexanderroman in der Art der Liegnitzer *Historia* zu stammen, die auch mit den persischen Königen beginnt. An dieser Stelle begann also offenbar in der dem Seelentrost und der Historienbibel gemeinsamen Vorlage die Alexandersage, möglicherweise als Bestandteil des Buches Esther (wie es auch die *Historia*

scholastica hat). Vielleicht teilte erst der Verfasser der Historienbibel die Alexandersage als selbständiges Buch ab, wobei er den Anfang abtrennte und beim Buch Esther beließ. Dem Verfasser des Seelentrostes kann noch die unabgetrennte Alexandersage vorgelegen haben, und er brauchte dann beim Abschreiben nur die chronologische Aufzählung wegzulassen.

Es wurde erwähnt, daß die Historienbibel Teile ihrer Alexandersage Maerlants Reimbibel entnommen hat. Sie wäre also eine der Quellen für die Historienbibel, und es fragt sich, ob sie auch für Teile des Seelentrostes als Quelle gelten kann, da er mit großer Wahrscheinlichkeit mit der Historienbibel eine gemeinsame Vorlage hat. Maerlants Reimbibel schließt sich weitgehend der *Historia scholastica* an, und ihr Wortlaut ist an vielen Stellen der Historienbibel zu erkennen⁴⁴. Da aber der Seelentrost keine Spuren des Maerlant-Textes zeigt, ist anzunehmen, daß die Reimbibel auf die dem Seelentrost und der Historienbibel gemeinsame Vorlage keinen Einfluß ausgeübt hat. Wahrscheinlich hat erst der Verfasser der Historienbibel die Reimbibel (vielleicht zum Zwecke der Übersetzung) zugezogen und, z. B. in der Alexandersage, Stücke aus ihr aufgenommen.

Wir hätten uns somit das Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem Seelentrost und der Historienbibel folgendermaßen vorzustellen:



Wenn es also wahrscheinlich ist, daß der Seelentrost und die Historienbibel, soweit sie sich nicht nach der *Vulgata* richtet, auf eine gemeinsame, der *Historia scholastica* nahestehende Vorlage zurückgehen und dieser unter anderem auch die Alexandersage entnommen haben, so darf man wohl schließen, daß auch der Prolog aus dieser Vorlage stammt, zumal er besser zu einem biblischen Werk paßt als zu einem katechetischen Erbauungsbuch.

⁴⁴ EBBINGE WUBBEN, aaO., S. 347f. zählt einige Belege auf.

V

Zusammenfassung: Das in der vorliegenden Arbeit zu klärende Problem war, ob die Alexandersage der ersten niederländischen Historienbibel auf der des Seelentrostes beruht oder nicht. Dabei ist zunächst die Herkunft dieser Alexander-Version von Bedeutung: Es handelt sich um eine Kompilation, deren Hauptquellen ein der sogen. Liegnitzer *Historia* verwandter Text und der Alexanderroman des Leo sind. Diese beiden Texte sind ineinander gearbeitet worden, jedoch ist der Wortlaut der Vorlagen an vielen Stellen noch zu erkennen. Aus vielleicht mehreren Werken sind dann noch einige Stücke interpoliert worden.

Diese Kompilation ist mit großer Wahrscheinlichkeit nicht das Werk des Seelentrost-Verfassers. Da er im allgemeinen seine Quellen nur verkürzend abschreibt, ohne etwas hinzuzufügen, ist es anzunehmen, daß er seine Alexander-Version als bereits fertige Kompilation übernahm. Diese stand wahrscheinlich in einer interpolierten Bearbeitung der *Historia scholastica*, aus der der Seelentrost außer der Alexandersage noch mehrere Bibelhistorien und vermutlich auch den Prolog entnommen hat. Die erste niederländische Historienbibel hat die gleiche oder eine ähnliche Vorlage benutzt. Denn ein Vergleich der beiden Werke zeigt, daß der Seelentrost und die Historienbibel schwerlich unmittelbar, sondern offensichtlich von einer gemeinsamen Quelle her verwandt sind.

Von Reinaerts Historie zum Reinke de Vos

von William Foerste

Einleitung

Obwohl die Literatur über den mittelalterlichen Reineke Fuchs sehr umfangreich ist, hat man der Frage nach dem Verhältnis des 1498 in Lübeck gedruckten mittelniederdeutschen Reinke de Vos (RV) zu seiner mittelniederländischen Vorlage verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Vor mehr als hundert Jahren behandelte KNORR das Thema „Reinaert de Vos und Reineke Vos“ in einem Schul-Programm¹. Er gab hauptsächlich einen einfachen Vergleich der Texte und kam nur zu einer recht allgemeinen ästhetischen Bewertung der verschiedenen Fassungen. Friedrich PRIEN, der ein Menschenalter später in seiner Dissertation die Vorgeschichte des Reinke Vos untersuchte (PBB 8 [1882], 1 ff.), hat sich, wissenschaftsgeschichtlich verständlich, fast ganz auf die philologischen Vorfragen beschränkt. Nach dem ersten Weltkrieg untersuchte der Balten-deutsche Adolf GRAF im Anschluß an die folkloristische Tiermärchenforschung der finnischen Schule Kaarle Krohns „Die Grundlagen des Reineke Fuchs“² in motivgeschichtlicher Hinsicht, jedoch ohne irgendwelche geistesgeschichtliche Perspektiven. Erst der bekannte niederländische Reinaert-Forscher J. W. MULLER hat 1926 in einem Aufsatz über „Reinaerts avonturen en rollen in en na de middeleeuwen“³ die wechselnden Auffassungen der Reinaert-Gestalt dargestellt. MULLER ist jedoch dem Bearbeiter des nd. Reinke Vos, dessen Anteil an der Umgestaltung der Vorlage er zu gering einschätzt, nicht gerecht geworden.

Diesen Anteil genau zu bestimmen, ist in der Tat schwierig. Denn wegen unserer bruchstückhaften Kenntnis der unmittelbaren Vorlage unserer mnd. Übersetzung werden wir bei der Beurteilung des RV immer einen unvermeid-

¹ Programm der vereinigten Gelehrten- und Bürgerschule zu Eutin, 1857, S. 3-68

² Folklore Fellows Communications, Vol. VII, No. 38, Helsinki 1920. (= Diss. Würzburg, 1920).

³ Verslagen en Mededeelingen van de Kon. Vlaamsche Academie voor Taal- en Letterkunde 1926, S. 307ff.

lichen Unsicherheitsfaktor in Kauf nehmen müssen. Aber dieser läßt sich doch auf ein erträgliches Maß reduzieren, wenn man mit philologischen Mitteln versucht, die fragmentarisch erhaltene Vorlage soweit wie möglich zu rekonstruieren. Dazu wird es freilich nötig sein, zunächst einmal die Filiation der Handschriften und Drucke genauer als bisher zu bestimmen. Diesem Fragenkomplex wenden wir uns im ersten Abschnitt unserer Untersuchung zu, um auf Grund der erarbeiteten Erkenntnisse dann das Verhältnis der mnd. Rezension zu ihrer erschließbaren Vorlage zu beleuchten: was geblieben ist und was verändert. Es wird sich zeigen, daß es sich beim Reinke de Vos durchaus nicht nur um eine Übersetzung handelt, sondern zugleich um eine Umgestaltung, die nicht nur das geistige Profil ihres Bearbeiters erkennen läßt, sondern auch ihre Zeit, und naturnotwendig die Dichtung nicht nur geistig, sondern auch ästhetisch verändert.

I. Überprüfung des Stemmas

Die älteste Stufe des niederländischen Tierepos ist die flämische Dichtung *Van den Vos Reinaerde* (A), die im 13. Jahrhundert entstanden, aber nur in Handschriften des 14. Jahrhunderts auf uns gekommen ist. Außer einigen Bruchstücken sind zwei vollständige Texte erhalten: die Comburgsche Handschrift in Stuttgart, deren Abfassungszeit von KAUSLER und MARTIN um 1400, von W. DE VREESE zwischen 1330 und 1340 angesetzt wurde⁴. Die zweite vollständige Hs. befindet sich auf Schloß Dyk bei Neuß; sie ist nach DE VREESE gleichfalls um 1340 entstanden⁵.

Unter dem Titel *Reynardus Vulpes* wurde 1473 in Utrecht eine schon zwischen 1267 und 1274 entstandene lateinische Übersetzung des Reinaert (L) gedruckt⁶.

Eine leichte Überarbeitung und lange Fortsetzung des Reinaert aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts ist unter dem Titel *Reinaerts Historie* bekannt. Davon sind eine vollständige Brüsseler Hs. (B) von etwa 1470 und ein die Verse

⁴ Für die genauen bibliographischen Angaben verweisen wir ein für allemal auf die reichhaltigen Anmerkungen in der Reinaert-Ausgabe von J. W. MULLER, *Van den Vos Reinaerde, critisch uitgegeven. Derde, opnieuw herziene en vermeerderde druk*, Leiden 1944, S. 59ff. Nach dieser Ausgabe wird der *Reinaert* im folgenden zitiert.

⁵ Eine streng diplomatische Ausgabe der Reinaert-Hss. sowie der Texte B, P und L verdanken wir W. Gs HELLINGA, *Van den Vos Reynaerde, I. Teksten. Diplomatisch uitgegeven naar de bronnen vóór het jaar 1500*, Zwolle 1952.

⁶ *Reynardus Vulpes, poëma ante annum 1280 a quodam Baldwino e lingua Teutonica translatum*, ed. M. F. A. G. CAMPBELL, Hagae Comitatus 1859.

676r bis zum Schluß umfassendes Haager Fragment aus dem Jahre 1477 (C) erhalten⁷.

Die in Kapitel eingeteilte und mit einer kurzen Vorrede versehene *Prosaauflösung* (P) der Historie wurde 1479 in Gouda gedruckt⁸. Ein genauer Nachdruck davon kam 1485 in Delft heraus. In Winchester erschien 1481 eine englische Übersetzung der Prosa von CAXTON (E).

Reinaerts Historie wurde 1487 in der *Bearbeitung Heinrich von Alkmaars* (D) gedruckt mit Vorrede, Buch- und Kapiteleinteilung und einer kurzen „vthlegginge“ in Prosa zu jedem Kapitel. Davon sind jedoch nur einige Bruchstücke erhalten, die jetzt in Cambridge aufbewahrt werden und unter den Bezeichnungen Culemannsche Bruchstücke oder Cambridge Fragments bekannt sind⁹.

Dieser Reimdruck war die unmittelbare Vorlage für die mittelniederdeutsche Übersetzung, die 1498 in Lübeck unter dem Titel *Reynke de vos* (R) erschien¹⁰.

Der Prosadruck P wurde unter Heranziehung von D zu dem 1564 in Antwerpen erschienenen *Volksbuch* (H) umgearbeitet¹¹, das die Grundlage für zahlreiche holländische und flämische Nachdrucke der nächsten Jahrhunderte bildet.

Die Nachprüfung des von PRIEN (PBB 8 [1882], 52) und MULLER (Critische commentaar op Van den Vos Reinaerde, Utrecht 1917, S. 36) aufgestellten Stemmas der Reinaert-Überlieferung ergab für die Handschriften und Bearbeitungen von Reinaerts Historie einige Korrekturen, die im folgenden mitgeteilt seien.

H geht auf P zurück, wie MARTIN (Einleitung zur Reinaert-Ausgabe XXVI; Volksbuch-Ausgabe X) und FRANCK (AfdA 4 [1878], 26f.) dargelegt haben. P führt mit E auf eine gemeinsame ndl. Prosavorlage *PE zurück¹².

Die Prosa *PE hat an folgenden Stellen Fehler oder Neuerungen mit B gemeinsam, wo R mit dem Reinaert (A) die echte Lesart bewahrt:

⁷ Reinaert. Willems Gedicht Van den Vos Reinaerde und die Umarbeitung und Fortsetzung Reinaerts Historie, herausgegeben und erläutert von Ernst MARTIN. Paderborn 1874.

⁸ J. W. MULLER und H. LOGEMAN, Die Hystorie van Reynaert die Vos naar den druk van 1479, vergeleken met William Caxton's Engelsche vertaling, met inleiding en aantekeningen uitgegeven, Zwolle 1892.

⁹ The Cambridge Reinaert Fragments, ed. by K. Breul. Cambridge 1927. – Auch abgedruckt als Anhang zu Leitzmann-Priens Reinke-Ausgabe (s. nächste Anmerkung).

¹⁰ Reinke de vos. Nach der Ausgabe von Friedrich Prien neu herausgegeben von Albert LEITZMANN, mit einer Einleitung von Karl Voretzsch. Halle (Saale) 1925.

¹¹ Das niederländische Volksbuch Reynaert de Vos, neu herausgegeben von Ernst MARTIN, Paderborn 1876.

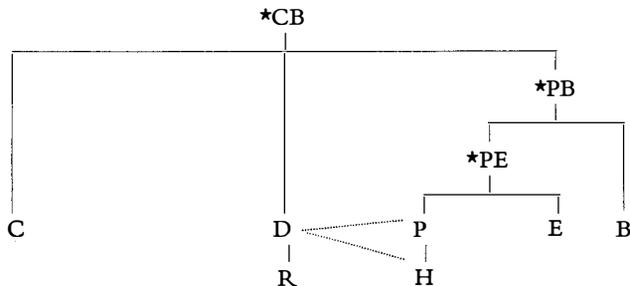
¹² J. W. MULLER und H. LOGEMAN, Die Hystorie van Reynaert S. XIIIf.

- P 15, 10 siet wel toe voer v; B 512 dat ghi u hoet X A 480 Ooc biddic u dat ghi sijt vroet; R 460 Men seet, dat gy syd wyß vnde vroet.
- P 17, 28 Ic sals v alsoe vele doen hebben; B 644 ic sels u so vol doen meten X A 588 Bi uwer trauwen, laet mi weten; R 575 Is dat yuwe ernst, dat latet my wetten.
- P 20, 6 Coemt lantfert, haddi *bet* ghegheten . . ; B 763 haddi ghegheten *bet* X A 703 Hier comt Lamfreit ende sal u scinken; R 662 Vnde wyl yw vp de maltyd schencken.
- P 20, 13 Die mare die spranck over al den dorp; B 772 . . . ghevaen. / dese maer spranc uut wel saen X A 715 Dat daer stont ghevaen een bere; R 671 In myneme houe is eyn bare.
- P 22, 20 So is hi dus wel een mile gedreuen; B 901f. is hi wel ene mile ghedreven / . . . bleven X A 861f. . . . wile, / Dat hi wel een halve mile / . . . ; R 795f. wyle/myle.
- P 24, 28 Doe ouerdroech die raet *ionc ende out*; B 1031f. beide *jonghe ende oude* / . . . soude X A 1006f. Doe rieden hem die meeste heeren / Dat menne ander waerf daghen soude, / . . . woude; R 900ff. Do droch ouer eyn de sulueste rad, / Eft dyt de konnyck sus hebben wolde, / . . . scholde.
- P 33, 8 ic wil mi *tot v* biechten; B 1481f. te biechte hier *tot u*; / . . . nu X A 1441f. Te biechten hier te di. / . . bi; R 1378ff. . . . to rbychte ghaen, / Leue om, hir suluest to dy; / . . . by.
- P 34, 30 Hi *stiet* die tafel; B 1583 hi *stiet* die tafel dat si vlooch X A 1551 Ende stac die tafle dat soe booch; D 67 Hij stack die tafel datse vloech.

Hinzu kommt noch ein Beleg für die Kombination PB X CR:

- P 156, 15 sine kinderen; B 7756 sijn kinder X C 7756 haer *twe* kinder; R 6824 syne *twey* kyndere.

Aus den gemeinsamen Fehlern oder Neuerungen von P und B ergibt sich, daß *PE und B aus einer Vorstufe *PB abzuleiten sind. Diese geht mit D und C auf *CB zurück, den Archetypus von Reinaerts Historie. Wir können die Filiation der Hss. und Drucke also folgendermaßen veranschaulichen:



Friedrich PRIEN (PBB 8, 52) kam zu einem andern Ergebnis. Aus den Lesartengruppen P 19, 28 *crassede*; R 644 *kraschen* X B 746 *trappen* und weiter P 80, 15 *terfforden*; R 3777 *to Erfort* X B 4038 *te Provijn* glaubte er eine nähere Verwandtschaft von R und P folgern zu können, während diese Fälle doch

nur Fehler von B aufzeigen, wogegen R und P die echten Lesarten bewahrt haben. Auch seine Annahme, die angeblich gemeinsame Vorlage von R und P habe C näher als B gestanden, ist nicht stichhaltig. Denn aus den Reimen von C 7373f. *bi/si*; R 6547f. *by/se* X B 7373 *u/nu* geht gleichfalls nur hervor, daß CR das Alte bewahrt, B dagegen neuert.

Es ließen sich aber auf Grund von Neuerungen in P und R – gegenüber bewahrten, echten Lesarten in BC – Einwände gegen unsern Stammbaum erheben, und zwar in folgenden Fällen:

- P 135, 23 Ende si smeerde hem al sijn lijf mit olye al *vet*; R 6194 Dar to wol *vet* myt olye smeren; vgl. H 107 ende sult v doen smeerem met eenighe olie oft *vet* X BC 6806 ende daer na wel met (B al myt) olie smeren.
 P 146, 34 dat hi hem van groter pynen . . . *bescheet*; R 6522 he *scheet*; vgl. H 113 dat hy hem van pijnen dede *schijten* X BC 7345f. ende hem nochtan (B oec mede) sijn grove urijn / achter ontgleet van grooter pijn.
 P 135, 7 U oem die leerde my eens een *ghebet*; H 107 ick heb noch een *gebet*; R 6167 De leerde my eyns eyn *ghebeth* X BC 6781 u oom leerde mi eens een les.
 P 136, 30 *kasbue*; H 108 *Rasbue*; R 6226 *Casbu* X B 6864 *Carsby*; C 6864 *Kasby*.

Diese Übereinstimmungen zwischen P und R sind wohl nicht aus einer gemeinsamen Vorlage zu erklären, sondern mit größerer Wahrscheinlichkeit aus direkter Einwirkung von P auf D. Daß Heinrich von ALKMAAR das neun Jahre vor seiner Bearbeitung von der gleichen Druckerei herausgebrachte Prosabuch gekannt hat, möchte ich aus seiner Vorrede schließen. Dort ist nämlich die von Heinrich von ALKMAAR breiter ausgeführte Deutung des Reinaert-Epos als allegorische Darstellung der Ständeordnung schon keimhaft enthalten, wenn ausgeführt wird, das Buch sei gemacht *tot nutschap ende tot profijt alre goeder menschen*, damit sie *subtile scalcheden* durchschauen, *die dagelics gehantiert ende gebruyct worden onder den raet der heren ende prelaten gheestelic ende waerlic ende onder die coopluden. ende oec onder den gemeenen volc* (S. 6). Heinrich von ALKMAARS zweite Vorrede, die sich aus R und H rekonstruieren läßt, ist offensichtlich durch die des Prosabuchs angeregt worden. So wird er vermutlich die Prosafassung auch herangezogen haben, um ein ungeläufiges Wort oder einen in seiner Sprache unmöglichen Reim zu vermeiden.

Um das Verhältnis des RV zu seiner Vorlage möglichst genau erkennen zu können, müssen wir D rekonstruieren, soweit es nach den R und H gemeinsamen Zusätzen möglich ist. Die Übereinstimmungen der Vorreden und Moralisationen von R und H hat Prien (PBB 8, 23 ff. 42ff.) zusammengestellt. Danach ist die Vorrede des Volksbuches H, von den letzten drei Sätzen abgesehen, fast wörtlich aus D übernommen. Von den 40 Moralisationen berühren sich 27 inhaltlich und z. T. wörtlich mit denen in R. Da ich bei Nach-

prüfung von Priens Angaben einige Irrtümer feststellte, seien die Entsprechungen hier noch einmal angeführt:

- | | |
|---|---|
| H 9: R I, 3, 4, 5. | H 59: R I, 34, 3 (vgl. I, 36, 1 =
L 1554-57; I, 39, 4 = L 1728f.) |
| H 17: R I, 4, 2, 3. | H 61: R I, 34, 2 = I, 39, 2. |
| H 19: R I, 6, 1-3. | H 66: R I, 39, 7. |
| H 20: R I, 6, 4, 5. | H 77: R III, 2, 3. |
| H 22: R I, 7, 1. | H 79: R II, 9, 4. |
| H 24: R I, 7, 1, 3; I, 11, 1. | H 81: R III, 4, 2. |
| H 28: R I, 11, 4, 5; vgl. III, 2, 5. | H 86: vgl. R III, 4, 4. |
| H 32: R I, 12, 9. | H 91: vgl. R III, 8, 2. |
| H 37: R I, 16, 4. | H 93: vgl. R III, 9. |
| H 38: vgl. R I, 17, 2; D 1. | H 95: R III, 11, 1. |
| H 47: R I, 23, 1, 2. | H 98: R III, 13, 1. |
| H 48: R I, 24, 3. | H 102: R IV, 1. |
| H 50: R I, 24, 1-2. | H 106: Text: <i>Waerom is hy soo plomp . . .</i>
<i>te segghen</i> : R IV, 4, 2. |
| H 55: R I, 31 Überschr. und
2613-15. | H 114: vgl. R IV, Einl.; IV, 9. |

PRIEN (PBB 8, 41) glaubte, nach MARTINS Vermutung (Reinaert-Ausgabe XXVI) die Aufnahme der Moralisationen in das Volksbuch so erklären zu können, daß diese (und natürlich auch die Vorrede) aus D in das als Vorlage von H benutzte Exemplar von P (Priens 41 schreibt irrtümlich H) eingetragen worden seien. Diese Annahme ist aber deswegen unhaltbar, weil aus zahlreichen Übereinstimmungen des Erzähltextes von R und H bei gleichzeitiger Abweichung von P hervorgeht, daß der Bearbeiter von H neben seiner Hauptvorlage P in der Tat auch D benutzt haben muß. Folgende Zusammenstellung derartiger Fälle beweist es:

- H 7 Isegrim met al sijn vrienden ende maghen; R 34 Sine vrunde, sin slechte, syne negesten mage X P 7, 16 Isegrym mit sinen magen
- H 8 een arm worste; R 75 eyne kleyne worst X P 8, 17 een worste.
- H 9 om de waerheyt te seggen; R 99 Dat dor ick seggen by mynen eren X P 8, 31 fehlt.
- H 20 daer Reynaert ghewoon was ter iachten te gane; R 476 Dar plach yo Reynke, syn om, to yagen X P 15, 25 daer reijnaert sijn toe pade had nae sijnre beiachten.
- H 20 roepende met luyder stemmen; R 488 He reep lude X P 16, 2f. hi riep reijnaert.
- H 28 Ick sweere v; R 891 Dar to swere ik by myner krone X P 24, 25 Ic segghe v bruijn bi mijnre cronen.
- H 31 met enen leemen muer; R 1032 De was al vmme van lemen X P 27, 31 mit eenre vaster mueren beloken.
- H 31 een gat gemaect; R 1035 Reynke eyn gath hadde broken X P 27, 31 hier was reynaert des nachts te voren in ghebroken gheweist.
- H 34 heeren ende baroenen; R 1249 Syne wysen vnde syne besten baron X P 30, 25 alle die wisen.
- H 35 Wel beminde oom; R 1285 Reynke oem X P 31, 19 fehlt.
- H 41 De almoghende Godt diet al gheschapen heeft; D 120 god die alle dinck / Gheboot X P 38, 24 God wil v groteliken eeren ende vriendelijcken groeten.

- H 44 Der *Kater* sagt: Siet wel toe; R 1871–76 ebenfalls als Worte des *Katers* X P 43 22f.; B 2067 in anderer Reihenfolge als Worte Isegrims.
- H 44 (Tybaert) nam den strop van sinen halse, dien hy met eenen grammen moede Reynaert om den hals dede, . . . 45 Tybaert maecte hem [Reynaert] aent climmen op de leeder, houdende den strop in sijn hant . . . Hinzugefügt nach dem Holzschnitt in D, der in R nachgeschnitten und in Priens Ausgabe S. 76 beschrieben ist.
- H 46 ick weet noch (*Godt danck*) eenen sulcken hoop gouts; R 2031 Doch, *god danckes*, ik haddes neen noet; entsprechend B 2153 X P 45, 13 fehlt.
- H 47 Terstont dede men Reynaert vander leeder dalen, om den Coninck ende de Coninghinne te comen spreken; R 2066 Vnde laten Reynken nedder stygen. 2071–73 Se mosten en do alzo wedder/ Afstygen laten van der leeder./ De konnyneck nam en by syk allene,/ Ok de konnygynne, vnde vrageden ene . . . Dazu der wahrscheinlich ebenfalls aus D übernommene Holzschnitt, in Priens Ausgabe S. 81 beschrieben. Darauf ist dargestellt, wie die drei alleine in geheimer Beratung zusammensitzen. X P 45, 28 fehlt.
- H 47 Al waert sake (*O edel Coninghinne*) dat . . .; B 2198 *edele coninghinne*, al enhaddi . . . X P 46, 5 Al en had ghi . . .
- H 55 Isegrim Tybaert ende Bruyne . . . dachten wel datter hen quaet af comen soude, *van datse Reynaert byden Coninck beschuldicht hadden*; A 2852f. (Tibeert) claghede Gode vele dicke / *Dat hi Reinaerde ie bekinde*; (R 2618f. hat geändert) X B 2821f. hi claechde gode sijn ellende/ dat hi Reinaert ie ghekende; P 57, 13 Hi claghede te gode dat hem leet was dat hi reynaer ye ghesach.
- H 56 datmen ontschoeyen soude Isegrim de *voerste* voeten, ende zjn huysvrouwe de *achterste* voeten; R 2662ff her Ysegrym/ Van beyden *vorvoeten* . . . vrow Ghyremod, / Worden er *achtersten* voete blod X P 58, 22; B 2878–90 fehlt der Zusatz Vorder- bzw. Hinterfüße.
- H 57 *Fuchs* spricht zum König: V sal belieuen te ghebieden Bellijn; R 2708 sagt ebenfalls der *Fuchs*: Hetet yuwen prester . . . X P 59, 22 Doe dede die coninck ter stont vraghen omme den paep; entsprechend B 2934f.
- H 59 (Armelijne) de welcke seer *droeuich wesen sal, van mijn wech-varen*; R 2834ff (de) noch *drouyger wert werden* . . . / *Wan se dyt recht wert vorstan, / Dat ik mod pelegrymacie ghan* X P 62, 10; B 3079 fehlt die Begründung der Betrübnis.
- H 68 ten lesten ontquam ict (*God danck*) sijnen handen; R 3335f Men (*des weet ick gode danck!*) / Ik was so licht, dat ick entspranck; entsprechend B 3533 X P 70, 22 fehlt das Eingeklammerte.
- H 73 bleef soo ligghen, meer dan *een groote vre*; R 3801 Dat was woleyne *grote stunde* X P 80, 31 Men soude wel een mijle ghereden hebben eer hi weder op stont; entsprechend B 4065.
- H 79 *Grijpet*-al, Luystert *nauwe*; R 4156 doctor *Grypto*, 4205 Horkenauweto X P 90, 15 prentout ende luuster vele; B 4547 Prentout ende Luusterwel.
- H 79 gaet *vrijlijc* te Houe; R 4170 Ghaet *vry* to houe X P 90, 25 gaet ghi te houe; B 4563 gaet te houe.
- H 81 Segt my ghy *arch yprocrijt* . . . thooft van mijnen *specialen vrient* Cuwaert; R 4481 Du *vntruwe, loze, böze deff* . . . 4483 Dattu Lampen, den *truwen deghen* X P 93, 8; B 4687ff fehlt.
- H 83 *V is wel indachtich*, gheloof ick, datter . . .; R 4565 Gy *wetten wol* X P 96, 26; in B 4858 fehlt dies.
- H 83 (het serpent) badt *ootmoedelijck*; B 4868 riep al mit *ootmoet*; R 4594 Laet dy *entfermen* X P 97, 1 fehlt.

- H 89 ander virtuyten . . van desen steene, *die my nv niet al inde memorie en comen*; R 492f. *Nicht kan ick dat alle spreken vth*, / *Wo kostel de steen was vnde wo gud* X P 108; B ca. 5430 fehlt.
- H 91 hebbe ick gemist den Hert te vangen; R 5097 *Du hefst my hir vmme sus ghebracht* X P 112, 31; B 5673 fehlt.
- H 92 Thondeken . . . *adt dagelijcx met hem aen sijn tafel*; R 5105f. *He sath by synes heren dysch* / *Vnde ath myt eme vlesch vnde vysch* X P 113, 9; B 5690 fehlt.
- H 93 hoorden sy den hoorn van eenen iagher . . . wat raet om tontcomen dese iaghers? . . . Doen quam *de iagher*; R Holzschnitt, Priens Ausg. S. 182: *ein Jäger* (Im Text 5172 *etlyke yagers*) X P 114, 21; B 5763 jaghers.
- H 94 aenden welcken hy *begonst te knaghen, soo datter een bleef dweers in sijn kele*; R 5219f. *De wulff begunde de knoken to gnagen. Em quam eyn knoke dwers in den kragen* X P 116, 1f.; B 5839f. fehlt.
- H 95 kint . . . van *drie iaren*; R 5301 *dre yar old* X P 118, 3; B 5934 een jonghelinc van twee jaren.
- H 96 (Der Löwe) en conste nerghens gheenen meester geuinden; R 5305f. *Alle de arsten twysschen hir vnde Romen* / *De leet he halen vnde to syck komen*; / *Se gheuen ene ouer altomalen* X P 118; B ca. 5935 fehlt.
- H 116 wacht v voort meer te misdoene; R 6680 *Seet, dat gy yw vor myssedaet wacht!* Entsprechend B 7570 X P 152, 13.

Die angeführten Übereinstimmungen von Plusstellen gegenüber P beweisen also, daß der Bearbeiter des Antwerpener Volksbuches neben dem Prosadruck auch Reinaerts Historie in der Rezension Heinrich von Alkmaars benutzt hat. Man wird also auch bei den in R und H übereinstimmenden Auslassungen fragen dürfen, wie weit diese etwa auf D zurückgehn bzw. durch D angeregt worden sind. Freilich kann man diese Frage nicht sicher beantworten, weil der Bearbeiter des Volksbuches auch von sich aus stark zum Kürzen neigte, um eine straffe, fast ganz auf die reine Handlung sich beschränkende Erzählung zu erzielen. Breitere epische Schilderungen, allgemeine Betrachtungen und Moralisationen innerhalb des Textes hat er radikal gestrichen, ebenso sind alle kirchlich irgendwie anstößigen oder das sittliche Bewußtsein beleidigenden Stellen ausgemerzt. Übereinstimmende Auslassungen in R und H können also ganz unabhängig voneinander entstanden sein. Hierher rechne ich folgende antikirchliche Stellen: B 2313 (Verspottung der Wallfahrt) und 4130–4263 (Satire auf Mystiker und verkommenen Klerus), Glättung kompositioneller Unebenheiten der Vorlage: B 2799–2802 (unmotiviert, warum die drei Opfer des Fuchses dessen „Beichte“ nicht gehört haben), 4432–98 (Gespräch im Bericht eines Berichts) und Kürzung von Weitschweifigkeiten und Wiederholungen: B 5072–5260. 6843–62. 6146–73, vermutlich auch die Tilgung zweier Klagen über Geldgier der Höflinge und der Kurie: in R sind ohne Entsprechung B 7524–49. 7678–7721, in H: B 7534–57. 7654–7749.

Folgende im R.V feststellbare Kürzungen sind aber wahrscheinlich anders zu

beurteilen: B 4738–4803. 4812–19. 4826–57 (Selbstlob der Äffin. Richtet nicht! Wer wirft den ersten Stein? Balken im eigenen Auge. Schalke heute in hohen Stellungen). Da in H fast genau die gleichen Partien von Reinaerts Historie übergegangen sind (B 4743–4809. 4812–57) und der Bearbeiter des Volksbuches unmittelbar nach diesen Auslassungen in dem Zusatz H 83, 3f. *Vis wel indachtich* mit einer deutlichen Reminiszenz an D fortfährt, die sich in R 4565 *Gy wetten wol* spiegelt, darf man hier wohl mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Redaktor von H diesen Passus nach dem Vorbilde von D ausgelassen hat. Einen indirekten Beweis für die Richtigkeit unserer Annahme bietet die Glosse R I, 36, 2, worin der nd. Bearbeiter ausdrücklich vor Splitterrichtern warnt; er hätte von sich aus die fraglichen Verse zu diesem Thema gewiß nicht übergangen.

Wir wenden uns nun der Frage zu, ob Heinrich VON ALKMAAR auch die lateinische Übersetzung des Reinaert (L) gekannt hat. LATENDORF (Programm des Schweriner Gymnasiums 1865, S. 32f.) führte zwei Parallelen zwischen der R-Glosse und dem Reynaerdus Vulpes an und neigte zu der Annahme, daß L einen Einfluß auf D ausgeübt habe. PRIEN jedoch bestritt es (PBB 8, 41). Um die Frage beantworten zu können, stellen wir im folgenden parallele Moralisationen in L und R bzw. H zusammen. Inhaltliche Übereinstimmungen ohne wörtliche Anklänge finden sich an folgenden Stellen:

L 558:	R I, 14, 8	L 1408f.:	R I, 31, 2.
L 642f.:	H 37; R I, 16, 4.	L 1486–89:	R I, 33, 3.
L 796f.:	R I, 18, 4.	L 1700f.:	H 61; R I, 39, 2.

Beweiskräftiger sind folgende Beispiele, die eine gleichartige Ausdrucksweise erkennen lassen:

- L 422 (nach A 999) Denotat hoc illos, quos *gloria* vexit *inanis*. H 22 Den hooueedighen verleytmen met *tijtlijcke glorie*. R I, 7, 1 .. den houerdygen doren myt *tytliker ere*.
- L 512ff. (nach A 1203) Paret adulantis infida fides. Ita *demon* Vel caro vel mundus istius instar habet, . . . Ergo *resistamus* istis suasionibus omnes Ne nos in laqueum per mala facta trahant.
R I, 7, 4 Ok is gheystliken hir betekent by deme vosse *de duuel, de boze gheyst* . . . dat he den mynschen bekoren mach, vp dat de mynsche in der bekoringe ouerwynne vnde also vmme des *wedderstandes* wyllen des to grotter lon moghe ontvangen in der salicheyt.
- L 1384f. (nach A 2824) Cum pretermittit leges, ut *dona sequatur* *Deuiat* ex facili curia *justicia*.
H 47 (Die Schalke betrügen Fürsten) ende *verleydense vander gherechticheyt*.
R I, 23, 2 mannich here efte rychter wert *vorleydet vth deme weghe der rechtferdicheyt* myt hopenynghe, *schat* to vorkrygen.

L 1554–57 (nach A 3012) Sic et *adulantes*, dum *dulcia verba* loquuntur, *Simplicium* tociens corda movere solent, *Humanas laudes* ut querant de benefactis Et meritum perdant, in laqueumque cadant.

H 59 Als eenen *schalcken den simpelen* bedriegen vvilt, so *prijst* hy sijn manieren van leuen, ende gheeft hem *schoone vwoorden*, tot dat hy hem tsijnen vville heeft. R I, 36, 1 Dat erste is eyne dumme vnvorvarenheyt mannyges *sympelen mynschen*, vnde leth syck vorleyden vnde vorraden *myt schonen worden*.

L 1728f. (nach A 3391) *Ambitus et vana Belinum gloria* talem In laqueum ducunt, unde redire nequit.

R I, 39, 4 . . . syk wes vormyth . . ., dat he doch nicht en kan, ymme profyt efte *prys vnde ere* by deme vorsten to kryghen.

Die angeführten wörtlichen und inhaltlichen Berührungen der Moralisationen in L und R bzw. H gestatten uns die Feststellung, daß Heinrich von Alkmaar den Reinardus Vulpes gekannt und als Grundlage für seine *korthē vthlegginge* (erste Vorrede des RV) benutzt hat, ähnlich wie das Vorwort der Prosa für seine zweite Vorrede.

Nachdem wir die Zusätze und Auslassungen Heinrich von Alkmaars soweit wie möglich festgestellt haben, sind wir nun in der Lage, über die Culemannschen Bruchstücke hinaus den Text- und Glossenbestand von D in allgemeinen Umrissen zu erkennen und für die Beurteilung der Leistung des nd. Bearbeiters nutzbar zu machen.

Diejenigen Teile des Erzähltextes von R, die bestimmt auf D zurückgehn, sind aus der Zusammenstellung S. 110 ersichtlich. Von den Glossen der Lübecker Ausgabe stammen die oben S. 110 angeführten aus Heinrich von Alkmaars Bearbeitung und sind demnach nicht dem nd. Bearbeiter zuzuschreiben. Auch die restlichen kann man nicht mit voller Sicherheit für den Niederdeutschen in Anspruch nehmen, weil der Redaktor des Volksbuches nicht alle Glossen aus D übernommen hat, wie der Vergleich des am Anfang der Culemannschen Bruchstücke erhaltenen Glossenrestes mit H zeigt. Bestimmt aber wird man die breiten, ins Religiöse gewendeten, mit Zitaten aus Bibel und Kirchenvätern gestützten Ausführungen dem Niederdeutschen zuweisen können. Ihm gehören mit großer Wahrscheinlichkeit auch solche Sätze der Glosse an, deren Inhalt in Verserweiterungen von R wiederkehrt. Demnach sind folgende Teile der Glosse sehr wahrscheinlich von dem nd. Bearbeiter:

I, 3, 3. 6. 7.

I, 4, 1.

I, 7, 4 (erweitert).

I, 11, 2 (erweitert oder ganz?). 3. 4 (erw.). 6 (wiederholt nach I, 7, 1 oder schon in D doppelt?)

I, 12, 2 (wiederholt nach I, 6, 4. 5 aus D) 3. 4. 5 (wdh. nach I, 7, 2). 6. 7 (nach I, 7, 1 aus D). 8.

- I, 14, 1 (wdh. nach I, 11, 4 und I, 11, 2; I, 34, 2). 2-7. 8 (erweitert). 9 (wiederholt nach I, 6, 16 und I, 11, 6).
- I, 17, 1 (erw.). 2 (umgedeutet). 3 (stark erw.). 4-8.
- I, 18, 1-2. 3 (wdh. nach I, 12, 1). 4 (erw.).
- I, 20, 1 (wdh. nach I, 16, 2). 2 (s. Baucke, Nd. Jb. 58/59, 142f.). 5.
- I, 21, 1-3. (?)
- I, 22, 1 (erw.).
- I, 31, 1 (wdh. nach I, 22, 1; I, 24, 2). 3 (stark erw.).
- I, 33, 1-2. 4.
- I, 34, 1. 2 (erw.). 3 (erw.).
- I, 36, 2. 3.
- I, 39, 1 (wdh. nach I, 34, 3; I, 36, 1). 5-6. 7 (verändert).
- II, 1.
- II, 2, 1-2.
- II, 3, 1-2. 3 (erw.?). 4 (wdh. nach I, 6, 3). 5-6.
- II, 6, 1 (?). 2-4. 5 (wdh. nach I, 6, 4. 5; I, 12, 12). 6.
- II, 7, 1-6.
- II, 8, 1-5.
- II, 9, 1. 4 (erw.).
- III, Vorrede (wdh. nach II, Vorr., 6; II, 1; I, 21, 1).
- III, 2, 1 (wdh. nach I, 16, 2; I, 20, 1). 2. 4. vermutlich auch 5.
- III, 4, 1. 3. 4 (umgestaltet). 5 (? vgl. III, 11, 1). 6.
- III, 7, 1 (z. T. wdh. nach I, 7, 1). 2 (z. T. nach der Überschr. von III, 8).
- III, 8, 1 (z. T. wdh. nach I, 23, 2).
- III, 10, 1 (wdh. nach III, 7, 2).
- III, 13, 1 (erw.).
- III, 14, 1-3.
- IV, Vorrede.
- IV, 1 (verändert).
- IV, 2, 2. 3 (wdh. nach I, 11, 4; I, 14, 1). 4.
- IV, 5.
- IV, 6, 1. 2 (wdh. nach II, 7, 1?).
- IV, 8 (erw.?).
- IV, 9 (erweitert).
- IV, 10, 1-4.

Bei einer kleineren Zahl von Glossen des RV fehlen uns die Kriterien, um zu entscheiden, ob sie ganz oder teilweise aus D übernommen worden sind oder vom nd. Bearbeiter stammen:

- I, 11, 3.
- I, 20, 3.
- I, 21, 1. 2 (vermutl. erst in R). 3 (wahrsch. aus D).
- I, 36, 4 (vermutlich aus D).
- I, 39, 3.
- II, 6, 1.
- II, 9, 2-3.
- III, 4, 7 (wahrscheinlich aus D, s. unten S. 133).
- III, 13, 2.

IV, 2, 1 (vermutl. aus D).
 IV, 4, 1 (vermutl. aus D).
 IV, 8.

Aber immerhin genügen jene mit Sicherheit dem Niederdeutschen zukommenden Glossen, in Verbindung mit den von ihm zugefügten oder umgeformten Textstellen, um den Charakter seiner Bearbeitung deutlicher als bisher zu erkennen. Nach Erledigung dieser philologischen Vorarbeiten können wir uns nun in ungestörtem Zusammenhang unserem eigentlichen Thema zuwenden: der Wandlung des ndl.-nd. Tierepos von Reinaerts Historie über Heinrich von ALKMAARS Bearbeitung bis zum Lübecker Reinke de Vos.

II. Reinaerts Historie

Der geistvolle flämische Dichter WILLEM, der im 13. Jahrhundert das vielbewunderte Tierepos *Van den Vos Reinaerde* schuf¹³, kannte zwar den vor gut einem halben Jahrhundert entstandenen Ysengrimus seines Landsmannes NIVARDUS und ließ sich von ihm auch zu einigen burlesken Details anregen¹⁴, aber der Gesamtauffassung jenes Werkes stand er fern. Während NIVARDUS den Wolf als Sinnbild des ungebildeten, unhöfischen, plumphen, prahlerischen und scheinheiligen gierigen Räubers in den Mittelpunkt stellt, macht WILLEM

¹³ Die oft erörterte Frage, ob WILLEM das Werk des im Prolog der Dykschen Hs. genannten Arnout fortgesetzt und vollendet habe, läßt sich m. E. vom Prolog her nicht beantworten, obwohl J. van MIERLO überzeugt war, *De definitieve oplossing in zake den Reinaert-proloog* gefunden zu haben (Prof. Dr. J. van MIERLO en de Proloog van de Reinaert, Zwolle 1953, S. 176ff., und Verslagen en Mededelingen der Kon. Vlaamse Academie voor Taal- en Letterkunde 1951, S. 269–276).

¹⁴ In der ergötzlichen Schilderung von Bruns Verprügelung durch die Bauern unter Anführung ihres Pastors ist die Gestalt der *vrauwe Julocke* (A 729) gewiß durch die Magd des Pfarrers im Ysengrimus, die rasende Aldrada mit ihrem halben Zahn (Ys. II, 10, vgl. A 765) angeregt. Das unfreiwillige Bad der Pfarrersfrau ist Arnouts Erfindung, aber die Idee des Pfarrers, die Bauern durch Versprechen von Ablass (A 832) zur Hilfeleistung anzustacheln, stammt vermutlich aus dem Ysengrimus (II, 137). Auch daß *galliger* (Ys. I, 931) Reinhard das inzwischen gestohlene Huhn auf einem Hügel (Ys. I, 941; A 879) verzehrt, dürfte auf die mlat. Dichtung zurückgehn, weil nur dort der Hügelabhang als Beobachtungspunkt motiviert ist. Die oft beobachtete Ersetzung des im Renart üblichen Gevatter-Verhältnisses der Tiere durch die Blutsverwandschaft im Reinaert ist wohl ebenfalls nicht ohne Einfluß des Ys. geschehen; denn selbst der ganz unmotiviert Zug, daß der Fuchs den Wolf betrügerisch Oheim nennt (A 1485 *dat was baræet*), findet sich bei Nivard (I, 11f.), wo Stamm bäume (III, 741ff.; IV, 1000), Ebenbürtigkeit (IV, 999. 1002) und Lehnverhältnis (IV, 1020) der Tiere eine Rolle spielen. Sonstige Parallelen zwischen Reinaert und Ysengrimus übersieht man bequem an Hand der (nicht erschöpfenden) Konkordanz Timbergens in J. W. MULLERS Exegetische Commentaar op Van den Vos Reinaerde, Leiden 1942, S. 195–97.

auf der Grundlage der I. Branche des altfranzösischen Roman de Renart die Schelmenfigur des Fuchses zum Helden einer durchaus scherzhaften Satire¹⁵ auf die höfische Welt. Unter seinen Händen wird das Tierepos, wie J. W. MULLER¹⁶ überzeugend dargetan hat, zu einer Parodie des Heldenepos und Ritterromans, Reinaerts Erzählung von der Verschwörung hoher Barone gegen den König ist längst als parodistische Nachahmung des beliebten Chanson de geste-Epos von Karel ende Elegast erkannt; und wenn WILLEM in seinem Prolog beteuert, er habe die nicht für *dorper* bestimmte *vite* des Fuchses auf Bitten einer höfischen Dame geschrieben, so wird man nicht zweifeln können, wie das aufzufassen ist. Aus der Diktion der niederländischen Ritterromane stammen auch die Epitheta *de mare*, *helet vri*, die Bezeichnung *seriant* u. dgl., die im Reinaert parodistisch auf Tiere übertragen werden.

Das niederländische Bürgertum des späten Mittelalters hatte aber für WILLEMS Fuchsbild, für seine heimliche Freude und stille Bewunderung des Erzhelms und seine Parodie der höfischen Welt, die wie in seiner altfranzösischen Vorlage der Zeit um 1200 entsprach¹⁷, kein rechtes Verständnis mehr. Es fand tiefere Wahrheit in *Reinaerts Historie*, einer um 1375 entstandenen Bearbeitung und Fortsetzung des *Reinaert* von einem unbekanntem flämischen Dichter, dem die Fuchsgestalt Anlaß gab zu bewegter Klage über den moralischen Niedergang seiner Zeit und der deshalb WILLEMS scherzhaft Satire in eine strafende verwandelte. Es ist bezeichnend für den Geist jener Zeit, daß gerade diese Auffassung zur Grundlage der ganzen spätmittelalterlichen Tradition und damit auch des niederdeutschen *Reinke de Vos* wurde.

Wie sieht diese Dichtung nun aus, die dem Sentiment des ausgehenden Mittelalters so sehr entsprach? Schon ein flüchtiger Blick über das Ganze gewährt ein für jene Zeit typisches Bild: der Dichter hat wenig Erfindungsgabe; er überarbeitet den älteren *Reinaert* und gibt eine Fortsetzung, die an Umfang das ältere Werk noch übertrifft, obwohl sie stofflich im wesentlichen nur Wiederholungen leicht abgewandelter Motive der Vorlage bringt¹⁸. Das ist für einen

¹⁵ Daß die scherzhaft Satire im *Reinaert* reiner als in allen andern mittelalterlichen Fuchsepen ausgeprägt ist, hat H. R. JAUSS, Untersuchungen zur mittelalterlichen Tierdichtung (Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, 100), Tübingen 1959, S. 295ff. dargelegt.

¹⁶ *Reinaert-studien*, II. *Navolging en parodie van heldenepos en ridderroman*: Tijdschrift voor nld. taal- en letterkunde 51 (1932), 217–263. – Die von Johannes LEUE, Höfisches Leben in Van den Vos Reinaerde (Diss. Bonn 1939) zaghaft vorgebrachten Zweifel haben mich nicht überzeugt.

¹⁷ R. BOUSSUAT, *Le Romane Renard* (Connaissance des lettres, 49), Paris 1957, S. 172.

¹⁸ Ausführliche Aufzählung bei J. W. MULLER, *De oude en de jongere bewerking van den Reinaert*, Diss. Leiden 1884, S. 147–156. – Hinfert zitiert als *Ojb*.

Nachfolger Jacob MAERLANTS charakteristisch. Man schafft mit Vorliebe Werke enzyklopädischer Art; das Interesse haftet so sehr an den einzelnen Episoden, die man mosaikartig aneinanderfügt: der Blick für das architektonische Gefüge des Ganzen ist getrübt.

Aber an einem Kunstwerk als solchem lag jener tief im Wahren und Nützlichen steckenden Zeit auch gar nicht mehr so viel! Man erinnert sich, daß MAERLANT das wohlgeformte höfische Epos als Märe und Lüge abgetan hatte. Wie sehr man allem Höfischen im Grunde schon entwachsen war, zeigt die Tatsache, daß unser Fortsetzer den Reinaert des 13. Jahrhunderts als Parodie des höfischen Epos nicht mehr bewahrt. Eine Parodie einer Sache, die nicht mehr lebt, ist eben überholt. Infolgedessen wird die höfische Diktion an vielen Stellen ausgemerzt. Reinaert fürchtet sich nicht mehr, die *hoveschede* (A 1669) zu verletzen, sondern vor *scande groot* (B 1677); er rühmt sich nicht mehr, in seiner Jugend ein *hovesch kint* (A 2090), sondern *dat goedertierenste jonghe kint* (B 2101) gewesen zu sein; er nimmt nicht mehr mit *hoveschen* (A 1424), sondern *soeten* (B 1464) Worten von seiner Frau Abschied. Der zum Fuchs kommende Bär wird nicht mehr mit dem Adelstitel „Herr“ (A 547), sondern vertraulich als „Ohm“ (B 587) angeredet, der Kater nicht mehr mit *helet vri* (A 1072), sondern mit *neve* (B 1097); der Bär ist nicht mehr des Königs *seriant* (A 984), sondern sein *vrient* (B 1007). Und statt der „hohen Barone“ (A 1001) werden jetzt „jung und alt“ (B 1031) zum Gerichtstag einberufen. – Die meist kleineren Eingriffe, die der Überarbeiter sich an zahlreichen Stellen erlaubt hat, sind gewöhnlich keine Verbesserungen. Häufig weitet er Schilderungen aus (z. B. B 528. 853. 1891ff. 1893ff.), sucht durch Übertreibung die Wirkung zu steigern (B 901. 2267) oder durch Einfügen von Bindewörtchen die Satzteile besser zu verknüpfen und so die Erzählung flüssiger zu machen. Manche andere Zusätze (wie B 587ff. 749. 2643) entsprangen seinem Bedürfnis zu erklären oder besser zu motivieren (Ojb. 127–37).

Veränderungen solcher Art sind jedoch für die Dichtung nicht eigentlich von Belang. Im Kern berührt und infolgedessen entscheidend umgestaltet wird sie erst durch die völlig veränderte geistige Einstellung ihres Bearbeiters, die sich vor allem in der Fortsetzung so recht zeigt. Wir haben gesehen, daß es den beiden älteren Dichtern darauf ankam, sich über die menschlichen Schwächen zu belustigen. Unser Fortsetzer betrachtet sie mit dem Ernst des Moralisten, der überall rücksichtslos unter strenger sittlicher Beurteilung die Fehler der Menschen bloßlegt. Aus dieser Einstellung heraus gestaltet er das Tierepos um zu einer moralisierenden Lehrdichtung und Satire auf gesellschaftliche Mißstände seiner Zeit. Aus dieser neuen Konzeption begreift man die innere und

äußere Form von Reinaerts Historie. Den Rahmen für die Reinaert-Fortsetzung bot dem unbekanntem Dichter die VI. Branche des altfranzösischen Renart mit Ladung, Anklage, Verteidigung, Zweikampf und Verurteilung des Fuchses. Der flämische Fortsetzer des 14. Jahrhunderts steigert die Satire dadurch, daß er den Schluß seiner Vorlage ins Gegenteil verkehrt, Reinaert über seinen alten Gegner, den Wolf, durch eine gemeine List im Zweikampf siegen und (wie in Aesops Fabel, *Ecbasis captivi* und nach Andeutungen im *Ysengrimus* III, 310) hochgehört als Oberrichter und Statthalter des Königs von der Bühne abgehen läßt. Dieser Schluß entspricht dem pessimistischen Weltbild unseres Dichters. Er sah täglich, daß Reinaerts Nachkommenschaft sich mächtig ausbreitete (B 7603 ff. 7673 ff.), daß die Verschlagenen über die Rechtschaffenen triumphieren:

gherechticheit blijft al verloren,
 trou ende waerheit sijn verdreven.
 ende daer voor is ons ghebleven
 ghiericheit, loosheit ende nijt:
 dese hebbent al in haer berijt.
 si ende haer coninghinne hoveerde
 regneren nu seer opter eerden. (B 7678–84)

Mit dieser pessimistischen Schlußbetrachtung steht unser Dichter in nächster Nähe des *Ysengrimus*. NIVARD hat sein Werk auch als satirische Kontrafaktur des menschlichen Lebens aufgefaßt. Auch er ist Pessimist; die Welt scheint ihm immer schlechter zu werden:

Prima crucis satio messem dedit ubere fructu,
 Vinea labruscas multiplicata tulit;
 Paulatim reprobo caepit rarescere mundo
 Spiritus excessu corripiente sacrum,
 Prorupit Satanas uitiosum liber in orbem,
 Omniaque in scelera est irreuerenter itum. (VII, 609–14)

„Die erste Saat des Kreuzes gab eine Ernte von reicher Frucht; der vergrößerte Weinberg des Herrn aber trug Herblinge. Allmählich beginnt der Geist Gottes auf der verworfenen Welt selten zu werden, indem die Sünde das Heilige ergreift. Der Satan bricht ungehindert in den verderbten Erdkreis ein. Ohne Scheu begeht man alle Verbrechen“¹⁹.

Wahrscheinlich hat NIVARDS ergreifende Klage über die Zeitläufte mit ihren eindringlich geschilderten Vorzeichen des sich nähernden Weltendes (VII, 617–59) den Reinaert-Fortsetzer zu der entsprechenden Klage am Ende seines

¹⁹ Übersetzung von Albert SCHÖNFELDER, *Isengrimus*. Das flämische Tierepos aus dem Lateinischen verdeutscht (Niederdeutsche Studien, Bd. 3), Münster und Köln 1955, S. 150. – Der *Ysengrimus* wird zitiert nach der Ausgabe von ERNST VOIGT, Halle 1884.

Werkes veranlaßt. Das möchte ich vor allem daraus schließen, daß auch der kurz vorher im Ysengrimus stehende Scherz über die Glaubwürdigkeit des Erzählten (VII, 437ff.) vom Dichter des Reinaert II nachgebildet ist (B 776off.).

Der Reinaert-Fortsetzer war dem Magister NIVARD geistesverwandt; vielleicht hat ihn der Ysengrimus auch zur satirisch-didaktischen Umgestaltung des Reinaert angeregt. Jedenfalls finden sich die meisten satirischen Angriffe auf Habgier und Simonie in beiden Dichtungen. NIVARD sah in der Habgier das Urlaster der Menschheit. Sie führt zur Tyrannei: Gewalt geht vor Recht, der Arme wird von dem Mächtigen ausgebeutet (I, 493ff. III, 75ff. 187ff.), die Könige, deren Gunst man immer von neuem erkaufen muß (III, 789) nehmen den Bauern die Früchte ihrer Arbeit: *Luxuriant reges, et rustica turba laborat* (VI, 335). In bissiger Satire wird die Geldgier des Papstes gegeißelt (V, 101ff. VI, 494. VII, 677ff.), die Bischöfe sind Räuber (III, 506aff. V, 109. 1013. 1039f. VI, 536ff.), Dechanten Diebe (VI, 537), Äbte versoffen und gefräßig (II, 251. III, 253. V, 870ff. 940), und die habsüchtigen und gewalttätigen Mönche (III, 171. 781) halten nichts mehr von ihrer Ordensregel, sobald sie sie begriffen haben (IV, 549ff.). Seine Maßlosigkeit reißt ihn sogar zu der Äußerung hin, Gott selbst sei käuflich (V, 98) und

Proximitas quaedam est inter cupidumque deumque:
Cuncta cupit cupidus, praebet habetque deus. (I, 715f.)

Auch für den Bearbeiter von Reinaerts Historie ist die Habsucht die Wurzel alles Übels, obwohl theoretisch noch *superbia* Königin der Todsünden ist (B 7683). Stadt und Land werden von habgierigen Wölfen ausgesogen (B 6136ff.), das gemeine Recht und Privilegien verkauft (B 7544), Richter (B 4238) und Anwälte (*spreker* B 4252) sind bestechlich, die Großen (Wolf, Bär) sind nur auf ihren Vorteil bedacht und verderben das Land (B 5048ff.), gierige Schmeichler und Betrüger erlangen an den Höfen höchste Gunst (B 6026ff. 7501. 4167ff.) und *dorpere* steigen in die höheren Stände auf (4814ff. 6014ff.). Nicht besser steht es am päpstlichen Hof, wo simonistische, bestechliche und unkeusche Kardinäle das Regiment führen (4532–66. 4579–4609), deren Geldgier, wie auch sonst in der antisimonistischen Publizistik²⁰ durch ihre Namen (*Prentout, Simon, Gheeftmi*) prägnant zum Ausdruck gebracht wird. Selbst der König wird von der Satire nicht verschont. Die schwächliche Nachgiebigkeit

²⁰ Vgl. die römischen „Heiligen“ *Rufinus* und *Albinus*, das *Evangelium secundum Marcum*, die Entstellung von *cardinales* zu *carpinales*, *carpidinaries* usw. in den Romsatiren jener Zeit. Darüber handelt Paul LEHMANN, Die Parodie im Mittelalter. München 1922, S. 43 ff.

gegenüber seiner habgierigen Frau, die ihn in Erwartung großer Schätze zur Begnadigung des schuldigen Fuchses bestimmt, spiegelt zugleich die auch sonst (B 2307. 2556. 3416) zu beobachtende Frauenfeindlichkeit unseres Bearbeiters in grotesker Übertreibung eines bereits im Reinaert angedeuteten Zuges. Nun läßt sich zwar nicht übersehen, daß der Schwerpunkt des satirischen Angriffs in Reinaerts Historie gegenüber dem Ysengrimus etwas verschoben ist: unser Anonymus beklagt nicht so sehr wie Nivard die Ausbeutung der Armen durch die Reichen, als vielmehr, wie MAERLANT in seinem ersten Gedicht des Zyklus *Wapene Martijn*²¹, das Aufsteigen der *scalke* in einflußreiche hohe Stellungen; er greift nicht den Papst an, sondern die hohen Kurialen, er schont das Mönchtum, hechelt aber (vielleicht angeregt durch Ys. I 642f.) die Mystiker, die *hoghe climmen boven sijn* (Gottes) *ghebot in bescouwender contemplacien* (B 4146f.), weltlichen Versuchungen jedoch widerstandslos erlegen sind, und er verspottet auch die Überstudierten, die so *versubtilen in kunsten, dat si daer in verdwalen* (B 4104f.). Aber trotz dieser Unterschiede wird man schwerlich daran zweifeln können, daß der Verfasser von Reinaerts Historie die Geißelung der Habsucht nach dem Vorbild des Ysengrimus auf den Reinaert aufgepfropft hat. Daß sich aber die Fuchserzählung nur schlecht dazu eignete, hat er nicht bemerkt oder absichtlich unbeachtet gelassen. Als Prototyp des Gierigen galt ja seit alters her vor allem der Wolf, nicht aber sein Gegenspieler, der Fuchs, den NIVARD folgerichtig als Vertreter der Armen und vom Wolf Geschädigten darstellt. Diese Auffassung steht aber im Widerspruch zum Reinaertepos, das uns, wie schon gesagt, den Fuchs gerade als skrupellosen, schlaun Überlister des mehr plumpen und dummen als gefräßigen Wolfes zeigt. Als satirischer Spiegel der menschlichen Habsucht war also eigentlich nur die Wolfsgeschichte vom Typ des Ysengrimus geeignet, und nur von NIVARDS Beurteilung des Fuchses her war es gerechtfertigt, Reinhard dem Fuchs Sittenpredigten gegen die Habgier der „Wölfe“ in den Mund zu legen, wie es im Ysengrimus geschieht (z. B. VI, 66ff.). Der Verfasser von Reinaerts Historie ahmte dies jedoch nach und machte wie der Ysengrimus-Dichter den Fuchs zum Sprachrohr seiner eigenen Klagen über die gierigen *dorper* und Schalke, die jetzt an Stelle der Weisen an Höfen und in Städten herrschen. Das war natürlich nur dadurch möglich, daß unser Anonymus zeitweilig vergaß, daß ja Reinaert selbst der größte *scalck* ist, und vorübergehend im Fuchs nur den klugen, am Königshof unentbehrlichen Ratgeber (B 1413. 7575) sah. Infolge seiner durch den Ysegrimus angeregten Zeitkritik

²¹ P. H. VAN MOERKERKEN, De Satire in de Nederlandsche Kunst der Middeleeuwen, Diss. Utrecht 1904, S. 50 vermutete, daß unser Dichter von Maerlants bekanntem Gedicht beeinflusst worden sei.

wird unser Fortsetzer gegen seine Absicht dazu gedrängt, auch das Fuchsbild der mlat. Dichtung z. T. zu übernehmen. Andererseits sind Wolf und Bär in Reinaerts Historie gar nicht als gierige Parvenüs und Unterdrücker der Armen gezeichnet, sondern vor allem als fast bemitleidenswerte Tölpel, die den raffinierten Niederträchtigkeiten des Fuchses nicht gewachsen sind. Um zu beweisen, daß *die ghierighe scalcken werden verhoghet* (6014), scheut unser Reinaert-Fortsetzer nicht davor zurück, selbst Fabeln gewaltsam umzudeuten. Obwohl die vom Wolf und Kranich (B 5833–84) nur die Erfahrung „Undank ist der Welt Lohn“ illustriert, folgert er daraus: *wanneer men die scalke laet risen, so gaet te niet recht ende eer* (B 5876f.). Das gleiche Bestreben läßt sich bei seiner Auslegung der Fabeln von Hund und Esel (B 5685–5754) und vom verbrühten Hund (B 7454ff.) beobachten. Selbst an die Geschichte von der Heilung des Löwen wird auf Biegen oder Brechen der Kehrreim angehängt:

och, hoe menich dorper ghier
sijn nu te hove bi den heren,
die seer smeken ende smeren. (B 6026ff.)

Bei der Beuteteilung des Wolfs erlaubt sich der Fortsetzer sogar eine kleine Änderung der überlieferten Erzählung, um daraus ein Exempel der von ihm ja unermüdlich angeprangerten Habsucht der „Wölfe“ zu machen. In den lateinischen Fabelsammlungen (Romulus, Prora) und im Ysengrimus dient jene Geschichte noch zur Geißelung der despotischen Willkür des Königs: der Wolf teilt die Beute in gleichgroße Stücke und wird dafür vom König gestraft und vom Fuchs belehrt:

Rex tua teque tenet sub dominante iugo,
Ius sub rege tuum non est sed regis, at illi
Gratia, si quicquam liquerit esse tuum . . . (VI, 328ff.)

In Reinaerts Historie wird die Gierigkeit des Wolfes dadurch ausgedrückt, daß er ungleich teilt: die Hälfte für sich und je ein Viertel für König und Königin, so daß der Löwe ihn mit Recht wegen seiner *onhoofscher ghierichede* (B 6132) straft und der Dichter seine Wehklage über die Herrschaft der „Wölfe“ (B 6140f.) anschließen kann.

All diese satirischen Angriffe unseres Anonymus auf die menschliche Habsucht entspringen offensichtlich seinem Bedürfnis, das Tierepos der Didaktik dienstbar zu machen, die in der Dichtung des Spätmittelalters ja einen breiten Raum einnimmt. Der Verfasser ist bemüht, durch Einstreuung von Sentenzen, Sprichwörtern und Fabeln die lehrhafte Wirkung seiner Dichtung zu ver-

stärken. Diese Fabeln, die nur in losem Verband mit der eigentlichen Handlung stehn, stören die Geschlossenheit der Komposition natürlich sehr. Aber das ist, wie wir sahen, bei unserm Dichter ein unwichtiger Gesichtspunkt.

Die moralischen und lehrhaften Tendenzen unseres Fortsetzers prägen auch seinen Stil. Oft tritt er selbst als Lehrer (etwa B 275–86. 1703–9) und Sittenprediger (B 261. 692ff.) hervor. Indem die Tiere als typische Repräsentanten menschlicher Schwächen aufgefaßt werden, nähert sich die Darstellung der Allegorie. Diese Betrachtungsweise bedingt, wie im Ysengrimus, eine über alles natürliche Maß hinausgehende Vermenschlichung der Tiere: der Affe spricht lateinisch (im Ysengrimus III, 382. 720 der Fuchs lateinisch, griechisch und ungarisch), die Äffin zitiert Seneca und die Evangelien (der Fuchs im Ys. IV, 43 Hiob), Reinaerts Vater hat in Erfurt studiert (nach Ys. III, 375 in Salerno), der Löwe trägt ein Schwert (B 1022), seine Untergebenen benutzen hochmoderne Donnerbüchsen und Bombarden (B 3745): man sieht, wie sehr die Tiergestalt nur Maske ist. Dergleichen begegnet im Reinaert noch nicht.

Das starke Abstrahieren des Dichters infolge seiner Allegorisierungstendenz hat weiterhin zur Folge, daß er in der Herausarbeitung individueller Tiereigenschaften unproduktiv bleibt. Man kann sogar beobachten, daß er tierpsychologische Feinheiten der Vorlage vergrößert. Dort steht z. B. der Bär „wagte nicht zu bleiben und mochte nicht fliehen“ (A 695); unser Bearbeiter macht daraus „er konnte nicht gehn, weder fern noch nah“ (B 805). Daß der Fortsetzer aus grobem Holz geschnitzt war, zeigt auch seine unverkennbare Freude am Burlesk-Komischen und Platten (Muller, Obj. 120), die am stärksten in der Schilderung des Zweikampfes zwischen Reinaert und Isegrim (B 6967ff.), der Affenhöhle (B 6512ff.) und der Affenkinder (5112ff.) zum Ausdruck kommt.

Trotz der künstlerischen Mängel ist es bezeichnenderweise gerade Reinaerts Historie, die weitergewirkt hat. Das ältere Epos wurde vergessen, das zur Leerdichtung umgewandelte und erweiterte hatte einen großen literarischen Erfolg: ein Zeichen, daß es dem Geschmack des 14. und 15. Jahrhunderts entsprach.

III. Heinrich von Alkmaars Reimdruck

In den nächsten drei Jahrhunderten bietet sich das eigenartige Schauspiel, daß in den Niederlanden, der Heimat unserer Tierdichtung, Reinaerts Historie nur in der Prosaauflösung, als „Volksbuch“ weiterlebte, während sie sich in Deutschland in Vergestalt großer Beliebtheit in Nord und Süd erfreute, und zwar durch Vermittlung des um 1487 in Gouda von Heinrich von ALKMAAR herausgegebenen Reimdrucks der Historie, dem wir uns jetzt zuwenden, da er die

unmittelbare Vorlage des RV gewesen ist. Heinrich VON ALKMAAR teilte das in fortlaufenden Reimpaaren gedichtete Epos nach dem Vorbild der Prosaauflösung in Kapitel ein und faßte diese in vier Bücher zusammen. Dadurch wurde das Ganze noch sichtbarer in Einzelheiten aufgelöst. Außerdem schloß er nach dem Vorbild der aus der Antike überkommenen Tierfabeln jedes Kapitel mit einer Prosa-Moralisation ab (I. Vorrede des RV).

Den Text hat er verhältnismäßig wenig verändert, wie man durch einen Vergleich der Culemannschen Bruchstücke (D) mit B leicht feststellen kann. Am bedeutsamsten war seine Einfügung der Szene von Reinkes Vergewaltigung der im Mauerloch festgeklebten Wölfin, die im Ysengrimus (V, 783–820 mit der Interpolation 818, 1–18) und in der II. Branche des Roman de Renart (1211–1297) zuerst literarisch ausgestaltet worden war. Adolf GRAF (Die Grundlagen des Reineke Fuchs 57) nahm an, schon Willem habe diese Szene nach dem Ysengrimus in das Epos eingefügt, die in den erhaltenen ndl. Fassungen des Reinaert und seinen Bearbeitungen späterhin wegen ihrer Obszönität unterdrückt worden und nur im RV erhalten sei. Diese Argumentation ist methodisch nicht zu rechtfertigen. Da die Rezensionen AFBPEH diese Episode nicht aufweisen, kann man sie unserm Stammbaum zufolge auch nicht für Willems Dichtung oder Reinaerts Historie erschließen. Es fragt sich also, ob sie von Heinrich VON ALKMAAR oder dem nd. RV-Bearbeiter in das Epos interpoliert wurde. Graf hat den Nachweis erbracht, daß die Buhlschaftsszene in motivgeschichtlicher Hinsicht einen recht altertümlichen Entwicklungsstand zeigt und „Bekanntschaft . . . mit dem lat. Ysengrimus voraussetzen läßt“ (aaO., 57; vgl. auch 51. 53. 56). Für die Richtigkeit der letzten Feststellung spricht auch die veränderte Motivation der Verfolgung Reinkes durch die Wölfin. Der Fuchs reizt die Wölfin nicht mehr, wie im Ysengrimus und der II. Renart-Branche, dadurch zum Zorn, daß er ihre Kinder besudelt, sondern indem er diese höhnend *Myne alder leuesten steffkynder* (R 1111) nennt. Diese Änderung, die sich aus der Trennung der in der II. Branche zusammenhängend erzählten ersten (R 47) und zweiten Buhlschaftsszene ergab, wurde nahegelegt durch Ysengrimus V, 711: *quo, lupuli, uos ortos patre putatis?* Auch die Moralisation *Se meende to vordedyngen er ere, Men se leet dar der blyuen noch mere* (1163 f.), die nach Art der Fabeln die Erzählung abschließt, dürfte angeregt sein durch Ysengrimus V, 801: *Spe modici fructus in maxima dampna salitur*. Trotz dieser Anklänge an das lateinische Tierepos wird man schwerlich mit GRAF 57 annehmen können, daß die Interpolation der erotischen Szene allein nach dem literarischen Vorbild des Ysengrimus erfolgt ist. Denn der im R 1155 f. reflektierte Dialog: *Se sprack, he dede alze eyn droch. He sprack; „wat nicht gheschen is, dat sche noch“*

geht offensichtlich zurück auf den Roman de Renart, Branche II, 1281f.²²: *Ele dist, que qu'il li faisoit: „Renart, c'est force et force soit”* und 1293 (*Li dist Renart par felonie:*) *„se jel fis, encor le ferai . . .”* Kenntnis der altfranzösischen Dichtung wird man dem Niederdeutschen schwerlich zutrauen können, eher schon Heinrich VON ALKMAAR, dem angeblichen *scholemester vnde tuchtlerer des eddelen, dogentliken vorsten vnde heren hertogen van Lotryngen*. Der Interpolator jener erotischen und burlesken Szene wird also nicht der Lübecker sein, wie Prien (PBB 8, 50) ohne Begründung annahm, sondern wahrscheinlich Heinrich VON ALKMAAR. Damit erscheint auch seine in der 1. Vorrede des RV überlieferte Behauptung, er habe *dyt yeghenwerdyge boek vth walscher vnde franszösescher sprake ghesocht vnde vmmeghesath in dudesche sprake* ein wenig verständlicher.

Bei den kleinen Eingriffen, die sich aus den Übereinstimmungen von RH X B greifen lassen, handelt es sich meistens um Hinzufügungen von verdeutlichenden oder verstärkenden Beiwörtern (R 75. 488. 2663. 2666), Änderung von Zahlangaben (R 5301), kleine Ausschmückungen (R 2834–36. 4481. 4483. 4565. 4921. 5097. 5105. 5219f.) oder Eindeutschung von Namen (*Grijpet-al, Luystert-nauwe*). An einer Stelle läßt sich nachweisen, daß er den Dialog umbaute (R 1871–76).

Eine andere Änderung Heinrich VON ALKMAARS entsprang vielleicht seinem Bestreben, den König günstiger darzustellen. Statt des Löwen macht er nämlich den Fuchs zum Urheber des Befehls, der den Geistlichen Bellin zu einer unerlaubten kirchlichen Handlung zwingt (R 2708; H 57). Auch scheint den bedenklichen ethischen Grundsatz *men moet om beters wil bi tiden / lieghen ende die waerheit miden* (B 6709f.) ausgelassen und in seiner Glosse verharmlost zu haben (R IV, 4, 2), wo er sich wahrscheinlich in folgendem Satz des Erzähltextes von H 106 spiegelt: *Waerom is hy soo plomp, als in een huys te willen gaen, sonder te weten wat hy behoort te segghen?* Eine etwas deutlichere Vorstellung seines Weltbildes läßt sich aus der Erweiterung R 5806–09 gewinnen. Die fatalistische Fortunaauffassung des Historien-Verfassers, die auch sonst hervortritt (B 6169f., = P122, 20f.: *dat rat van aventuren dat mocht mi noch soe hoeghe vueren*), erscheint hier ins Sittliche umgebogen, indem der Interpolator den Fuchs zur Wölfin (im Kettenbrunnen) sagen läßt, es sei der Lauf der Welt, daß der Mensch steigt und fällt *Dar na eyn yslyk heft vele döget. So is nu der werlde state* (R 5808f.). Da der letzte Satz auch in H 102 *ghy seyt my datter den staet des werelts was*

²² Zitiert nach der Ausgabe des *Roman de Renart* von M. ROQUES Paris 1948ff., Branchen- und Verszählung aber, wie üblich, nach der Ausgabe von E. MARTIN, Straßburg 1882–87. Den oben angeführten Stellen entsprechen in Roques Edition die Verse 5997f. und 5968.

reflektiert ist und die im Reim gesicherten Nominative *lope* „Lauf“ (R 5805) und *state* „Zustand“ (R 5809) mit dem auslautenden *-e* sonst nur im Mnl. belegt sind, darf man diesen Zusatz mit großer Wahrscheinlichkeit Heinrich VON ALKMAAR zuweisen.

Die beiden in RV überlieferten Vorreden Heinrich VON ALKMAARS zeigen ihn nicht in einem günstigen Licht. In der ersten tischt er seinen Lesern die irreführenden Behauptungen auf, der Reinaert sei ein Werk eines antiken Fabeldichters, das er aus dem Französischen übersetzt habe. Die zweite, nach einer Anregung aus der Vorrede von P zurechtgemacht, ist recht verworren aufgebaut: sie beginnt mit der Erklärung des allegorischen Bezuges auf die Stände, schweift aber sogleich ab zu den *logeneren vnde bedregers*, schließt daran eine Nutzenanwendung für die Fürsten und kehrt endlich zum Ausgangspunkt, den tierischen Entsprechungen des menschlichen Ständestaates, zurück. Man bemerkt schon in dieser Vorrede das Bestreben, das Tiererepos als Allegorie des Hofes und der Gesellschaft zu interpretieren und Nutzenanwendungen nach Art der Fürstenspiegel daraus zu ziehen. Diese Absicht hat der Bearbeiter jedoch nicht streng durchführen können. Zwar sieht er den Wolf durchgehend als Sinnbild des mächtigen (H 9), aber selbstvermessenen (H 38), groben, undankbaren (H 95) und gierigen Höflings (H 38, D S. 3), der nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist (H 98) und die Schwächeren beraubt. Aber die Deutung des Fuchses ist zwiespältig. Einerseits ist er ähnlich wie bei NIVARD (z.B. Ys. III, 72ff. 354ff.) der arme verachtete, rechtlose Edelmann (H 9), der von den Mächtigeren betrogen wird. Am deutlichsten tritt diese Auffassung in der Moralisierung zur Fabel von der Beuteteilung zwischen dem Löwen, Wolf und Fuchs heraus: *Altijt sijnder int Hof ghier-vvoluen, die gheerne metten Prince deylen tot huerlieden voordele, maer alst de Vossen ter herten nemen, soo vinden sy hen bedroghen* (H 98). Daneben steht aber die Auffassung vom schlauen (H 77), durchs Glück begünstigten (H 114) Fuchs, der durch seine List und erfolgreiche Tricks (H 94) den kräftigeren Gegner besiegt (H 114). Zugleich ist Reinaert jedoch auch Sinnbild des scheinheiligen Schalks (H 17. 47. 55. 58. 59), des großen, von Natur schlechten (H 41) Bösewichts (H 24. 61. 82) und des auf Lug und Trug bedachten (H 28. 50) falschen Höflings (H 48), der mit schönen Worten auch den gestrengsten Richter umgarnt (H 54. 86).

Der häufige Bezug auf den Fürsten und seinen Hof (H 9. 38. 47. 48. 50. 55. 79. 98) ergibt sich aus dem Stoff vom Hoftag des Löwen und braucht nichts mit Heinrich VON ALKMAARS Stellung als Erzieher des Herzogs von Lothringen zu tun zu haben. Wir möchten sogar glauben, daß der schon öfter geäußerte Zweifel an der Richtigkeit dieser Berufsangabe berechtigt ist. Zuletzt hat

ENKLAAR (Tijdschrift voor Nederl. Taal- en Letterkunde 50 [1931], 322) darauf hingewiesen, daß es zur Zeit des Erscheinens von D keinen Herzog von Lothringen gab, der einen Erzieher für seine Kinder nötig gehabt hätte, und daß der unter französischem Einfluß stehnde burgunderfeindliche Hof des Lothringers an der niederländischen Dichtung kaum viel Geschmack gefunden haben dürfte. ENKLAARS Argument, die Glosse des RV I, 3, 3, wo vom Ehebruch in *Wallant* und *Lomberdyen* die Rede ist, spreche gegen den lothringischen Höfling, ist zwar nicht stichhaltig, denn diese Worte stammen sehr wahrscheinlich vom niederdeutschen Bearbeiter und Erweiterer der Glosse. Aber man könnte stattdessen darauf hinweisen, daß sich unter den für D erschließbaren Moralisationen eine geradezu fürstenfeindliche Äußerung findet. Heinrich VON ALKMAAR hatte nämlich den Entschluß König Nobels, den Wölfen und Bären alle Nachkommen des Widders bis zum Jüngsten Tage zur Beute zu geben, etwa folgendermaßen kommentiert: *Men siet ghemeynlijck alsser een quade gevvoonte oft privilegie opghecomen is, datmense vvel qualijck af ghebrecken can: ende vvat tot profijt der Heeren doet, blijft bycans ten eevvighen daghen* (H 66; vgl. R I, 39, 7). Es ist schwer vorstellbar, daß ein *tuchtlerer* des Herzogs von Lothringen eine solche *Morael* vortragen durfte.

Beachtung verdient die häufige Bezugnahme auf rechtliche Dinge, die sich zwar auch aus dem Reinaertstoff ergibt, aber dennoch einen verhältnismäßig breiten Raum in Heinrich VON ALKMAARS Glosse einnimmt. Meistens handelt es sich bei den juristischen Sentenzen um Trivialitäten, z. B. daß der Richter beide Seiten hören müsse (H 12), daß er nicht überstürzt urteilen, weisen und guten Ratsleuten Gehör schenken und den Beschuldigten die Möglichkeit zur Verteidigung geben solle (H 19). Nicht ganz so alltäglich sind die Bemerkungen, daß ein Schalk auch den strengsten Richter betören könne (H 54, in RV allerdings nicht reflektiert), und die vermutlich von ihm stammenden Hinweise, daß jemand geistliches Recht suchen könne, wenn er auf weltliches keinen Anspruch habe (R II, 9, 2), und daß man versuchen solle, die *vorklage* zu bekommen (R I, 20, 3). Auch scheint er aus Erfahrung zu sprechen, wenn er darauf hinweist, daß selbst eine Rechtssache, die gut steht, Hilfe nötig habe, *Want men heeft vvel dickvvils ghesien, dat die goet recht hadde, is berooft ghevveest van zijnen rechten by ghebreke van hulpe ende goede bevvijsinghe* (H 80, ohne Entsprechung im RV). Wenn die letzten Moralisationen aus D stammen sollten, würde die alte Vermutung, daß der in Utrecht bezeugte Advokat Henrick van Alcaer der Bearbeiter von D ist, an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Diesem 1467 als Rechtsanwalt und 1471–77 als Generalprokurator des Utrechter Bischofs David von Burgund tätigen Juristen, der nach seiner

Verbannung offenbar nach Holland, dem Land seiner Vorfahren, ging und 1493 als *advocaet in den Hove van Hollant* urkundlich bezeugt ist (ENKLAAR, Tijdschr. 50, 318), möchte man auch die auffällige Unterdrückung der in Reinaerts *Historie* (4738–4803) breit ausgeführten Erörterung der Äffin über das Thema „Richtet nicht!“ und der für Juristen unbequemen Frage: „Wer wirft den ersten Stein?“ zutrauen.

Diese Auslassung scheint sein einziger größerer Eingriff in den Textbestand der Vorlage gewesen zu sein. Die übrigen wahrscheinlich von ihm herrührenden Änderungen dienen, wie gesagt, nur kleineren Abrundungen und haben Geist und Form der *Historie* nicht nennenswert modifizieren können. Seine *korte vthlegginge*, die z. T. aus den moralisierenden Einschüben des Reinardus Vulpes, der lat. Übersetzung des Reinaert, hervorgegangen ist, schließt sich eng an den Inhalt des Erzählten an. Sie berührt häufig juristische Fragen und atmet einen nüchtern-verständigen, aufs Praktische gerichteten Geist. Religiöses kommt selten zur Sprache, doch lassen einige Textänderungen erkennen, daß Heinrich VON ALKMAAR den unchristlichen Fatalismus und ethisch bedenkliche Verhaltensregeln seiner Vorlage milderte.

IV. Reinke de Vos

Heinrich VON ALKMAARS Buch ist vor allem durch die Prosaglosse für den mnd. RV bedeutsam geworden, die dem lehrhaften Geist des Lübecker²³ Bearbeiters besonders entgegenkam und deshalb noch stark von ihm erweitert wurde. Doch der moralisierende und lehrhafte Zug führt uns an den wesentlichen Charakter der Lübecker Umgestaltung noch nicht heran. Für den Verfasser von *Reinaerts Historie* war diese Einstellung die alles entscheidende. Bei unserm Lübecker müssen wir tiefer gehn. Seine starke religiöse Grundhaltung, die seinen Blick nach innen statt nach außen lenkt, aufs Jenseits statt aufs Diesseits, verleiht der Dichtung ein neues Gesicht. Der Schwerpunkt wird verlegt. Im Mittelpunkt des Interesses steht nicht mehr der Kampf gegen Geldgier und Simonie, sondern gegen die Sünde schlechthin. Dieser veränderten Einstellung

²³ Wenn im folgenden vom Lübecker die Rede ist, so soll damit nicht gesagt sein, daß der Niederdeutsche auch aus Lübeck stammte, obwohl nicht nur seine Einsetzung der Ortsnamen *Slukup* (= Schlutup) V. 6168 und *Krummesse* V. 6712 dafür spricht, sondern auch die wahrscheinlich nur an der Ostseeküste, vor allem natürlich in Lübeck bekannte Redensart *Ik wolde, dat ik were to Luntertune* V. 2612, d. h. „am Ende der Welt“, eigentlich in der kleinen schonischen Stadt Luntertun bei Häsleholm (1516 zerstört), die vom Blickpunkt des Lübecker Bürgers am äußersten Rand der bewohnten Welt liegen mochte. (Nach einem Hinweis von Herrn fil. mag. Pamp, Lund.)

entspricht das Fuchsbild. Die Vorstellung vom armen, rechtlosen Reinhard, wie sie unter dem Einfluß des Ysengrimus z. T. in Reinaerts Historie anzutreffen ist, findet man im RV nur noch selten. Derartige Züge der Historie (B 1908–14; 6146–73) sind hier geschickt retuschiert (R 1813–19) oder abgeschwächt (R 5495–5510). Stattdessen ist der Niederdeutsche bemüht, den Fuchs als unerschrockenen Bösewicht darzustellen. So ist dieser nicht mehr – wie in Reinaerts Historie – vor Angst sprachlos auf die Beschuldigung, Lampe ermordet zu haben (B 4708–25), sondern sofort imstande, mit heuchlerischer Überraschung zu antworten (4511–22). Eine ganze Serie von Änderungen im RV entspringt dem Bedürfnis, Reinkes raffinierte Verschlagenheit zu steigern: so wird ausgesprochen (nicht dargestellt), wie vorsichtig er ist (519–24), und der Dachs rühmt seine Klugheit (1286), die sich u. a. darin zeigt, daß er den Wolf nicht selbst vom schmalen Hahnenbalken herabstößt, wie in Reinaerts Historie (B 1647), sondern in der nächtlichen Stille das Fenster mit lautem Krach zu schlagen läßt, so daß Isegrim vor Schreck in die Tiefe stürzt (1567–72). Seine Weigerung, selbst den schatzgierigen König nach Krekelput zu begleiten, ist vom Bearbeiter so geschickt motiviert worden (2552–54), wie es Reinkes Klugheit angemessen ist. Auch braucht dieser sich nicht mehr wie in Reinaerts Historie von der Äffin über das Thema *Const gaet dicwijl voor cracht* (B 6843–54, bes. 6851; vgl. auch H 114) belehren zu lassen. Vorherrschend ist eben für unsern nd. Bearbeiter der Fuchs – wie von alters her (Luc. 13, 32; Cicero, *De officiis* I, XIII, 41; Dante, *Inferno* XXVII, 74f.) – als der listige, scheinheilige, *sneydige* Betrüger (I, 4, 3; 7, 1; II, 3; 12, 8; 14, 4; 21, 3; 34, 1; 36, 2) ja, nach Psalm 62, 11 sogar als *figura diaboli* (I, 7, 3; II, 4), was eben bezeichnend ist. Der für das frühe mittelalterliche Tierepos grundlegende Gegensatz zwischen Fuchs und Wolf erscheint in dieser Sicht als der immerwährende Kampf zwischen den raffinierten Betrügern und den plumphen Habgierigen an den Fürstenhöfen (Vorrede des IV. Buches), den Vertretern zweier Hauptsünden also. Ganz vereinzelt gewinnt die Beurteilung Reinkes im IV. Buch auch einen positiven Anflug, indem sein Sieg über den Wolf als Triumph der Klugheit über die Begierde ausgedeutet wird (Vorrede zu IV; IV, 10, 3). Aber im Grunde verkörpert der Fuchs für unsern tief religiösen Mann doch nur die „Weisheit dieser Welt“, die nach einem Wort des 1. Korintherbriefes (3, 19) und auch nach unseres Lübeckers tiefster Überzeugung „Torheit vor Gott“ ist: *dat gheslechte van Reynken, dat is der lozen, (is) seer god . . . in der werlde, dat syn alle de, dede wyß syn alleyn in wertlyken dyngen; hir van secht sunte Pawel, dat wyßheyt desser werlde dat is dorheyt vor gode* (IV, 10, 2). Dieser Torheitsgedanke zeigt ihn übrigens in geistiger Nähe zu seinem Zeitgenossen Sebastian Brant, dessen

„Narrenschiff“ er ein Jahr vorher ins Niederdeutsche übersetzt und zugleich bearbeitet hatte. Das mag ihn angeregt haben, das alte Tierepos als ein Konterfei der Narrenwelt aufzufassen, die ja ganz aufs Diesseits gerichtet ist, ohne ans Seelenheil zu denken. Angesichts solchen Spiegels der Narrenwelt mit ihrer irdischen Klugheit bot sich unserm RV-Bearbeiter die Möglichkeit, sein dringendes Anliegen zu verwirklichen: die Menschen auf den Weg der rechten Weisheit hinzulenken.

Damit hat die Lehrhaftigkeit des Lübeckers einen völlig anderen Inhalt als die des Bearbeiters von Reinarts Historie und Heinrich von Alkmaars erhalten. Wir werden sehen, daß sich von hier aus der direkte Zugang zu allen Umgestaltungen in der Lübecker Dichtung bietet. Sie alle gründen in der tiefen Religiosität des Verfassers. So ist es ihm unmöglich, die pessimistische Menschen- und Weltansicht der Vorlage zu teilen. In seinem festen Glauben an die Macht der sittlichen Kräfte hat die Satire des Fuchses auf die der Welt verfallenen „frommen“ Mystiker (B 4130–63) keinen Platz mehr in seiner Dichtung. Vielmehr ruft er die Menschen auf zum Kampf gegen die Verführungen der Welt und des Teufels (I, 18, 1; I, 11, 3; 1207. 1239f.), der uns mit dem verlockt, was unsere Sinne reizt²⁴ (I, 7, 2. 4). *De denne weddersteyt vnde bruket der ghaue des hilgen geystes, dede is geystlike starckheyt, vnde blyft in deme wedderstande vulherdich wente in den ende, desse wert salich; wente vnse leuent is hir eyn vechtent vnde eyn wedderstant, eyne rydderschop, alze Job secht; de hir nicht vechtet wedder vndöget, en derff syk nener krone vormoden, vnde volget he der synlycheyt, so volget he deme vosse, de bözen geyste . . .* (I, 7, 4). Dies Anliegen war ihm so ernst, daß er aus Reinkes lustiger Lügengeschichte von den wunderbaren Kräften seines Rings die Stelle über das Gefeitsein des Besitzers gegen Versuchung und böse Geister (B 5352f.) streicht. In demselben Sinne geißelt er – wie Sebastian BRANT (Narrenschiff, hg. v. Zarncke, Kap. 38) – abergläubische Beachtung von Vorzeichen (I, 12, 3) und den Gebrauch von Zauberformeln (IV, 6, 1). Immer wieder appelliert der Dichter an die Kraft des Gewissens, die Sünde zu lassen. Zugleich warnt er vor ihren Gefahren: auch den geringsten Versuchungen kann der Mensch zum Opfer fallen (II, 7, 1. 2). Überzeugt von der sittlichen Kraft des Menschen einerseits, ist sich der Verfasser nämlich zugleich der Sündhaftigkeit und Schwäche der menschlichen Natur bewußt, die nur aus Furcht

²⁴ Diese Stelle wie auch das folgende Zitat zeigt deutliche Anklänge an sog. Glossen, d. h. predigtartige Auslegungen der Perikopen zum 1. Advent, 5. Sonntag n. Dreik. und 2. Fastensonntag in den seit 1488 in Lübeck gedruckten Plenarien, vgl. auch Herman BRANDES, *Dat Narrenschyp van Narragonien* (1914), LIV, und Winfried KÄMPFER, *Studien zu den gedruckten mittelniederdeutschen Plenarien* (Niederdeutsche Studien, 2), 163.

vor der Strafe das Böse vermeidet: *de werlt is so quad, dat vmme der leue wyllen, de eyn to deme anderen hebben scholde, nicht so vele na blyft vele quades, alze vmme vruchten wyllen des rechtes* (II, 1). Deshalb sind die Warnungen vor der Sünde gewöhnlich mit dem Hinweis auf die Strafe verbunden (I, 14, 8). Der honiggierige Bär, dem sein Leib sein Gott ist, wird wegen solcher Abgötterei den bösen Geistern überliefert (I, 17, 2) und noch obendrein vom Teufel verspottet. Indem der Lübecker jede Gelegenheit nutzt, dem Leser die Sünden dieser Welt vorzuführen, wird die Dichtung geradezu zu einem Sündenspiegel. Besonders eindringlich warnt der Dichter natürlich vor den Todsünden, die viele andere nach sich ziehen und den Menschen unwiderruflich an die Hölle ketten, wie er nach dem erwähnten Lübecker Plenarium ausführt (I, 14, 3; BRANDES, Narrenschyp LIV). Er nimmt Reinkes Buhlschaft mit der Wölfin Ghyremod zum Anlaß, auf die schlimmen Folgen des Ehebruchs für Ehre, Leib und Seele hinzuweisen (273 f.; I, 3, 3), und zitiert zur Bekräftigung dessen in der Vorrede zu Buch IV Augustin²⁵. Widder und Hahn, die ihre Eitelkeit mit dem Tode büßen, werden im RV zu Narren, im Gegensatz zum Weisen, der lieber erleidet, daß man ihn straft und lehrt, als daß er sich schmeicheln ließe (I, 34, 3). Der Drang unseres Niederdeutschen, alle nur möglichen Sünden zu illustrieren, führt ihn oftmals gar dazu, die Handlungen der Tiere trotz ungenügender Motivierung zu seinem Zweck umzuinterpretieren. So wird der ganz bescheiden auftretende Kater als dünnkelhafter Heuchler aufgefaßt (I, 12, 1. 7). Während Heinrich VON ALKMAAR aus dem übel auslaufenden Glockenläuten des Wolfes die Lehre zog: *Niemand en behoort hem tonderwinden te doene, tghene dat sijn officie niet en is* (H 38), dient es unserm Verfasser schlecht und recht als Illustration seines großen Anliegens: *dat nemant vuldon schal syner synlyken lust* (I, 17, 2).

Diese asketische Haltung macht ihn zum Apologeten des Leidens, was ja seinem aufs Jenseits gerichteten religiösen Sinn wiederum ganz entspricht. So fordert er, dem Bösen, Zornigen auszuweichen, anstatt mit ihm zu kämpfen (I, 14, 5; III, 2, 5; IV, 2; IV, 8). Ebenso charakteristisch ist seine Mahnung, auch die Ehre nicht vor Gericht streitend oder mit rächender Hand zu verteidigen, sondern nach dem Gebot des Evangeliums Gott das Gericht zu überlassen in der Gewißheit, daß er den Schuldigen treffen werde (I, 14, 6): einem schlaun Fuchs, der durch Lug und Betrug seinen Freispruch erhielt, sendet Gott, ehe er sich's versieht, seine Strafe (III, 14, 2).

²⁵ Aus dem Speygel der Leyen (Bl. 50a), der 2 Jahre vor dem RV ebenfalls im Mohnkopfverlag in Lübeck herausgekommen war. Vgl. Herman BRANDES, Dat Narrenschyp von Hans van Ghetelen (1914), LXII.

Es ist klar, daß unser Lübecker Bearbeiter auch das gesamte Staatswesen von innen, vom Sittlichen her orientiert. Da weder Rang noch Besitz den Wert des Menschen ausmachen, sondern allein das Innere gilt, so bildet das Recht die sittliche Grundlage des Staates und die Gerechtigkeit der Fürsten also ihre vornehmste Tugend (2. Vorrede, 6). In seiner Theorie vom Ursprung der Stände schafft sich der Verfasser eine eindringliche und für ihn wiederum charakteristische Argumentation für dies zentrale sittliche Prinzip. Während Heinrich VON ALKMAAR den geistlichen Stand an die Spitze, und nach Adel und Großbürgerschaft den Handarbeiter ans Ende stellt (Vorrede von H), ist für unsern Niederdeutschen gerade der Arbeiterstand, d. h. Bauern und Handwerker, der von Gott eingesetzte Ur- und Naturstand: *wente god almechtich vns in den stad heft ghesath vnde heft vns heten arbeeyden vnde so vnse broed wynten . . . : „In deme swete dynes anghesychtes schaltu eten dyn broet“*, dat is, du schalt dy ghe-neren myt arbeeyde (2. Vorrede, 2). Es ist unserm Lübecker, der nur auf das Herz des Menschen sieht, ganz gemäß, daß nicht mehr die Großen der Welt, sondern die einfältigen Kleinen, die Armen für ihn im Mittelpunkt des Interesses stehn. Aus derselben Wurzel kommt sein Bedürfnis, den Tugendadel über den Geburtsadel zu erheben: *De ghehort maket nicht vneddel efte gud, Men döghede efte vndoget, de yslyk doet* (4019f.). Der eigentliche Anlaß zu dieser Glorifizierung des Arbeiterstandes wird jedoch die Erkenntnis gewesen sein, daß jene *gude ordinancie* (III, 9) gestört ist, weil sich die Sünde auch des Staatswesens, vorzüglich des Fürstenstandes, bemächtigt hat: das zeigt die Bestechlichkeit, Ungerechtigkeit, Gier, der Eigennutz, die Unbarmherzigkeit. Die Fürsten lassen sich wie König Nobel durch Gaben verleiten (2. Vorrede, 6) und sind nicht mehr die Wahrer des Rechts. Sie brauchen den Rat betrügerischer Füchse (I, 16, 1); die gierigen Wölfe sind jetzt am Hofe die größten Vögte (5504), die um ihres eigenen Vorteils willen die Armen ausbeuten (II, 7, 5) und dabei den Schutz des Fürsten genießen (II, 7, 6), der dafür Anteil an der Beute bekommt (3870). Ja, die Vögte und ihre Herren leben geradezu von der sauren Arbeit und dem Gut ihrer Untertanen (II, 7, 5; III, 13, 1; 5061; 5064–66). Der Dichter wird nicht müde, die Leiden der Armen infolge der Sündhaftigkeit ihrer Herren darzustellen, und macht so manche Stelle der Dichtung diesem Zwecke dienstbar. Während Heinrich VON ALKMAAR den aitiologischen Schluß des I. Buches (nach Ausweis von H 66) mit dem Gedanken kommentierte: „Schlechte Privilegien bleiben ewig, wenn sie den Herren nützlich sind“, sagt der Niederdeutsche: *wan etlyke heren vnde vorsten in der werlde twydrachtich syn vnde se syck vorlyken . . . , dyt wert betalet myt deme ghemenen volke, myt deme gude der vndersaten, myt ereme suren swete vnde blode* (I, 39, 7; vgl. auch 5357f. gegenüber B 6018 ff.).

Den eigentlichen Grund dieses Übels sieht der Verfasser in der Relativität der Rechtsanwendung. Während die großen Diebe ungestraft mit dem König rauben (3900ff.), wird Reinke, der V. 3907, wie im Ysengrimus, als der rechtlose Arme aufgefaßt ist, schon für ein kleines Vergehn gehängt (3911). So wagen die Simplen aus Furcht vor den Starken auch nicht, vor Gericht ihr Recht zu vertreten (III, 2, 4). Den Armen zu ihrem Recht zu verhelfen, ist des Lübeckers dringendes Anliegen. Infolgedessen schaltet er immer wieder zusätzliche Verse und Glossen in die Dichtung ein, um die Unabhängigkeit und Würde des Richters zur Darstellung zu bringen. Er mahnt den Richter, sich nicht wie der Löwe vor den mächtigen Geschlechtern zu fürchten (I, 21, 1; III, Vorrede, 2; III, 4, 7), keine voreingenommenen Beisitzer zu dulden (III, 4, 1), nur vertrauenswürdigen Zeugen zu glauben (I, 20, 5; III, 14, 1; IV, Vorrede; 1813ff.; 5537ff.; 5612), nicht aber den listigen Worten dessen, *de berochtyget is in vndaet* (III, 4, 6; I, 20, 4). Die ungestörte Ausübung des Rechts liegt unserm Niederdeutschen so sehr am Herzen, daß er die lange Aufzählung der mächtigen Verwandten des Fuchses, womit die Äffin in Reinaerts Historie (B 5092–5219) dem König vor Gericht droht, in seiner Bearbeitung streicht. Er läßt die Äffin nur kurz bemerken: *Ghedencket, dat Reynkens slechte is groet* (4791), und zeigt den König als Richter unbeeindruckt davon. Während dieser in der Historie auf die Drohung der Äffin antwortet: (*ic laten* [den angeklagten Fuchs] *ghern quijt gaen*), *ende meest om beden wil van sinen maghen* (B 5246), verläßt er im RV den Saal und sieht nach seiner Rückkehr nicht nur auf Reinkes versammeltes *grote gheslecht*, sondern *ock to der anderen syden / Vele, de Reynken nicht mochten lyden* (4801f.). Zu dieser furchtlosen und objektiven Haltung des Richters paßt gar nicht die entsprechende Glosse des RV, die sich darauf bezieht, daß Fürsten aus Furcht weder Recht noch Rache übten an dem, der ein großes Geschlecht hinter sich hat (III, 4, 7), und die also Heinrich von Alkmaar angehört und hier zeigt, daß auch der Verstext dem RV-Bearbeiter noch ganz vorgelegen haben muß.

Offenbar aus demselben Bestreben, die sittliche Hoheit des Gerichtes zu heben, hat unser Niederdeutscher auch jene Stelle seiner Vorlage geändert, worin der angeklagte Fuchs dem König vor Gericht erzählt, 1. daß er dem Affen seine Unschuld dargelegt und 2. dieser versprochen habe, ihn durch Bestechung der Kurie aus dem Bann zu lösen, den König jedoch in den Bann zu bringen, sofern dieser dem Fuchs nicht sein Recht gäbe (B 4410–4609). Im RV dagegen wird nur Reinkes Darlegung seiner Unschuld direkt dem König als Richter vortragen (4357–4432) und ganz kurz des Affen Versprechen, den Fuchs aus dem Bann zu lösen (4346–56), während der übrige unter 2. genannte Teil des Berichts

(von Reinaerts Historie) als direkte Gesprächsszene zwischen Fuchs und Affen vorweggenommen ist. Das bedeutet, daß im RV der König als Richter nicht mehr unter Druck gesetzt wird durch den Bericht des Fuchses: daß der Affe den König mit seinem ganzen Land in den Bann bringen werde, falls er den Fuchs nicht freispräche²⁶. Damit hat der RV-Bearbeiter zwei deutliche Belege für seine Absicht geliefert, den Richter durch Fernhaltung oder Abwehr jeder Beeinflussung in die Lage wahren Rechtsprechens zu setzen. In großer Hochachtung vor dem Rechtsgefühl des Menschen fordert er auch gewissenhafte Behandlung der Schuldfrage: in Zweifelsfällen möge der Richter lieber freisprechen als richten; denn es sei besser, daß hundert Schuldige ihrer Strafe entgehn, als daß ein Unschuldiger unrecht gerichtet wird (III, 14, 2). Das in Reinaerts Historie über den Fuchs gesprochene Urteil, ihn zu hängen *sonder vonnisse ende sonder recht* (B 3433), ist im RV bezeichnenderweise abgeschwächt zu dem Satz *Vnde nicht vele worde, men vort vphangen* (3180)!

Unser Moralist bekämpft all die Mißstände der Fürstenregierung aus dem Gesichtspunkt des Moralthologen und ist bestrebt, sie von Grund auf zu diskutieren. Um z. B. deutlich zu machen, daß der Erwerb von Gütern erlaubt ist, sofern er dem Lebensbedürfnis dient, fügt er in Reinkes zweiter Beichte die Worte ein: *Ik hebbe der vele gheraket int sant, / De ik al van deme leuende brochte, / Wan ik se nicht al ethen mochte* (1998–2000). Sündhaft sei erst der Erwerb von Reichtum, wenn unrechter Gebrauch davon gemacht wird und die Barmherzigkeit ausbleibt. Die Forderung der Barmherzigkeit liegt unserm tief christlichen Mann auf der Seele wie die der Gerechtigkeit, und er versäumt nicht, zu erwähnen, daß vor allem die Fürstin dazu berufen sei, den Fürsten sanftmütig zu machen (III, 4, 4), Frieden zu stiften (I, 3, 2. 5) und um Gottes willen für Arme und Gefangene zu bitten (I, 31, 3). Die Sünder jedoch verweist er wiederum auf die Strafe. So wie der Fürst, der aus Habgier *de hylgen rechte* (II, 1) beugt, betrogen wird wie König Nobel durch Reinke (III, 14, 2) und alle Würde und Autorität beim Volk verliert (II, 1), so leidet mancher wegen

²⁶ Vermutlich hat der Bearbeiter mit dieser großen Umstellung zugleich die Beseitigung der schwerfälligen Einschaltung des Gesprächs mit dem Affen in Reinkes Verteidigungsrede vor Gericht im Sinne gehabt, wie der Bearbeiter des Volksbuches auch. Im Volksbuch richtet Reinke seine Rede, wie im RV, direkt an den König, während der übrige Teil des Gesprächs mit dem Affen unverändert nach der Historie als Bericht in die Rede vor dem König eingeschaltet ist, so daß der Fuchs nunmehr die Korruption Roms in des Königs Gegenwart erwähnt. Diese unterschiedliche Weise, in der RV und Volksbuch den in Reinkes Darlegung umständlich eingefügten Bericht des Affen-Fuchs-Gesprächs verselbständigen, macht es m. E. auch wahrscheinlich, daß die Änderungen in R und H unabhängig voneinander und nicht etwa durch Heinrich von ALEMAARS Reimdruck veranlaßt sind.

seines unrechten Reichtums in der Hölle die Pein ewiger Verdammnis, während seine Erben ihn preisen (IV, 10, 1). Deshalb ist auch die Mahnung ausgesprochen, man solle zeitig einen klugen Beichtvater befragen und unrechtes Gut zurückgeben, weil die Sünde sonst nicht vergeben wird (I, 17, 3). An der gleichen Stelle betont der Verfasser ausdrücklich, daß der reiche Mann dem armen Lazarus nichts Böses getan hatte und allein wegen seiner Unbarmherzigkeit die furchtbaren Höllenqualen leiden mußte (I, 17, 3). Den Vögten verheißt er, daß sie in ihrer Todesstunde dafür bezahlen müßten, daß sie als unbarmherzige Wölfe unwürdiger- und unrechterweise ihr Gut geraubt haben (I, 17, 3; 4762). Zu anschaulicher Illustration dessen, daß das Glück dieser Welt oft nicht von Dauer ist, indem der unrecht Erwerbende seine Strafe erhält, macht sich der Bearbeiter die Fabel von dem Hund zunutze, der die Freude über den Knochen mit dem Schmerz über den verbrühten Schwanz bezahlen mußte. Während in Reinaerts Historie (B 7500–49) der Hund die Schmeichler (*losenghiere*) symbolisiert, die zunächst wegen ihres Erfolges beneidet, nach ihrem Fall aber von allem verlassen werden, lehrt die Fabel unseres Lübeckers nun das asketische Prinzip: *respice finem!* das Ende der Verdammnis sieht man nicht (IV, 10, 1).

Wir sehn anderseits, wie stark der RV-Bearbeiter in der traditionellen Welt der Autoritätsprinzipien lebt, wenn er sich bemüht, den König in Schutz zu nehmen und seine Würde zu erhöhen. Offensichtlich läßt er die vertrauliche Anrede des Königs an Reinke und Isegrim: *sijt welcome, ghi twe* (B 6059) weg, um den Abstand zwischen König und Untertanen zum Ausdruck zu bringen (5416). Umgekehrt verzichtet unser Autor lieber auf die gerade durch folgende Gegenüberstellung erzielte feine Charakteristik des Wolfes und Fuchses angesichts der Forderung des Königs, die Beute zu teilen: *Isegrijn sprac bin[nen] den kinne . . . mer ic riep mit luder mont* (B 6064ff.), indem er den letzten Teil fortläßt, um stattdessen die Ergebenheit des Fuchses stärker hervorzuheben: *Men ik sprack: here, yd is yw wol ghegunt, Ja, weren der swyne ock vele* (5422f.; vgl. B 6067: *ja wi, heer, al waert veel meer*). So werden auch die Anredeformen devoter: statt *coninck heer* bei Heinrich von ALKMAAR (D 122) steht bei unserm Niederdeutschen: *eddele konnyneck, gnedyge here, Dorch yuwe eddelheyt vnde dorch yuwe ere Ik bydde . . .* (1703f.). Statt *god danke v, heer ende vrouwe* in der Vorlage (B 6221) heißt es im RV: *eddele here, Ik dancke yuwer eddelicheyt sere* (5569f.). Diese Änderung wird man wegen der gleichzeitigen Beseitigung des Namens Gottes im Munde des teuflischen Fuchses wahrscheinlich dem Niederdeutschen zuschreiben müssen. Man vergleiche den Zusatz V. 4853f., wo er Reinke mit den Worten *o konnyneck here, Ik bydde yuwe eddelicheyt sere . . .* geziemend um Erlaubnis bitten läßt, von den Kleinoden erzählen zu dürfen. In diesem Zu-

sammenhang ist auch in Isegrims Worten an den König die ungehörige Unterstellung *sidi dus kintsch* (B 6257f.) unterdrückt worden (5598). Nobels Rechlichkeit wird betont (5521–23), und seine rücksichtslose Habgier erscheint gemildert, wenn er sich nicht mehr über Reinkes ungleiche Beuteteilung freut (B 6123: R 5469). Auch die Königin wird günstiger dargestellt, indem der betrügerische Fuchs ihr die erheuchelten Kleinode nicht – wie bisher: B 5450f. – als Dank für die erwiesene Freundschaft, Treue und *grote hoofscheit* zudedacht hat, sondern als Zeichen ihrer Würde: denn *Se is eddel, van hoger ghebord, Tüchtich, vul dögede, van eddelem stam* (4950f.).

Noch bezeichnender für unsern der römisch-katholischen Tradition ja ganz verhafteten Lübecker ist es, daß er auch die Kritik an der Geistlichkeit nicht duldet. Im Gegensatz zu Reinaerts Historie wird kräftig unterstrichen, *dat neyn leye alsodanen prester schal beseggen efte quad van eme spreken, wente de leyen synt nicht rychters der gheystlyken. Merke dyt: de dar quad sprycket van eyneme leyen, de sundyget; men sprickt he quad van eyneme geystlyken, he sundiget vele swarer* (II, 8, 3; vgl. auch I, 14, 7). Es ist interessant zu sehen, daß nach des Lübeckers Auffassung vor allem diese Sünde der *achterklapperie . . . vp de prelaten* (II, 8, 2) es ist, zu deren Bestrafung Gott die bösen Vögte eingesetzt hat (II, 8, 2), die er jedoch wieder absetzt und bestraft, sobald sie ihren Zweck erfüllt und das Volk zur Einkehr gebracht haben (I, 17, 3). Hier zeigt sich zugleich die gottgefügte Ordnung seines Weltbildes, worin Fortuna keine Macht mehr hat. Die in Reinaerts Historie geäußerte Vorstellung, daß die *losenghiere* erst fallen, wenn ihr Treiben Gott verdrießt und das Glück [*die aventure*] ihre Herrschaft nicht länger dulden will (B 7517ff.), ist unserm Bearbeiter nicht gemäß und wird deshalb beseitigt (6656).

Die heftige antisimonistische Kritik in Reinaerts Historie ist für ihn ein heikles Thema, dem er eine ganz eigene Wendung gibt. Auch er beklagt, daß der Klerus weithin der Unkeuschheit und insbesondere der Habgier, dem Grundübel der frühkapitalistischen Epoche, verfallen ist. Von zehn Geistlichen führen keine sieben ein rechtes Leben (4069f.). Alle Grade der kirchlichen Hierarchie seien pflichtvergessen (4065); Beichtväter und Kaplane der Fürsten wagten aus Opportunismus ihren Herren nicht die Wahrheit zu sagen und die gierigen räuberischen Vögte zu bestrafen (II, 7, 6; 3874). Selbst in Klöstern und Bettelorden herrsche ein unchristlicher Geist (II, 8, 4; 4047ff.). Aus Geldgier trieben viele Geistliche Verwaltungs- und Finanzgeschäfte und gäben dem Volk dadurch ein schlechtes Vorbild (3989ff.; I, 33, 4). In Italien (nicht hierzulande) bleibe das Zölibat gemeinhin unbeachtet, und die Pfaffenkinder seien jetzt hoch geehrt (3973).

Unser Bearbeiter ist sich der Gefahren, die der Christenheit angesichts solcher Gebrechen erwachsen, durchaus bewußt. Er kann Hieronymus²⁷ als Kronzeugen dafür anführen, daß die Laien durch Leben und Taten der Priester viel mehr beeindruckt werden als durch Worte. *Eyn gud leuent vnde nicht gheprediket is beter, wan alze eyn quad leuent vnde vele gheprediket este leret* (II, 8, 3). Deshalb fordert er die Geistlichen auf, nach Jesu Gebot (Mt. 5, 16) Vorgänger der Laien in einem aufrichtigen, unsträflichen Lebenswandel zu sein (I, 14, 7). Und die Laien weist er darauf hin, daß es, wie unter den weltlichen Herren, auch unter den Geistlichen gute und schlechte Vertreter gebe (II, 8, 1), und ermahnt sie, den guten nachzufolgen, die allezeit Gott dienen (4041 ff.), und auch der guten Lehre derer, deren Lebenswandel anstößig ist (I, 14, 7; 3930: nach Matth. 23, 3). Zugleich beklagt er, daß die guten Werke der frommen Priester heute meist unbeachtet blieben (3999 ff.). Statt dessen weise der gemeine Mann gern auf die schlechten Geistlichen hin, um seine eigenen Sünden zu entschuldigen (II, 8, 1); eine Untugend, welcher unser Lübecker wiederum von Grund aus zu Leibe geht. Sie sei unerlaubt und erfolglos (3931–4096). Jeder verantworte selbst sein Tun. In diesem Sinne umgedeutet, nimmt der Bearbeiter jene Schlußstelle aus Reinaerts Historie hier vorweg: *Islyck moet dragen syne eghene borden Vnde rede gheuen vor synen orden, Wo eyn yslyck den heft gheholden* (4079–81; vgl. B 7716–21: *elc doe wel in sinen tiden . . . elc moet sijns selfs dach verwaren ende sijn boorde*²⁸ *draghen*). Jeder beklage und beichte seine eigenen Verfehlungen, aber nicht die anderer (4072–78; II, 8, 5 nach Brants Narrenschiff 72, 85); der Hinweis auf anderer Sünden mildere die Bestrafung der eigenen keineswegs, im Gegenteil, je mehr Sünder, desto stärker das Feuer ihrer Verdammnis (II, 7, 4). Im Grunde dienen all solche Erörterungen unseres Verfassers dazu, seiner Überzeugung Ausdruck zu geben, daß der Laie als der schlechthin Unberufene einen von Gott Berufenen nicht moralisch diskreditieren darf. So wird es für unsern vom pneumatischen Berufsbewußtsein des Priesters so stark erfüllten RV-Bearbeiter geradezu innerlich notwendig, die Angriffe des Historien-Dichters auf die Geistlichkeit zu mildern. Er streicht mit der bissigen Satire auf die Mystiker (B 4130 bis 4263) die Klage über das böse Vorbild der Prälaten und die fast frivole

²⁷ Bezieht sich wahrscheinlich auf den (unechten) Brief des Eusebius über das Sterben des Hieronymus, der nach der mnl. Übersetzung wie auch nach der mhd. Übertragung Johann von NEUMARKTS ins Mnd. umgesetzt wurde. Den Gedanken, daß ein vorbildliches Leben wichtiger als Predigt sei, findet man in der Ausgabe von Martta JAATINEN, Die mnd. Übersetzung der sog. Hieronymus-Briefe, Phil. Diss. Helsinki 1944, S. 186, in KLAPPERS Ausgabe der Übersetzung des Johann von Neumarkt, Berlin 1932, (K. BURDACH, Vom Mittelalter zur Reformation 6, 2), S. 58.

²⁸ In Hs. B *woorde*; die Prosa P bietet dagegen die zu R. stimmende Lesart *borden*.

Schlußwendung *tot allen misdoen staet ghenade: ten is niemen, hi endwaelt bi tiden* (B 4262f.), die der Text von D noch gehabt hat (R 3919: B 4131), und ersetzt sie wiederum durch eine lange Warnung, sich nicht mit dem schlechten Beispiel der Pfaffen zu entschuldigen (R 3862–3930). Er übernimmt zwar die antisimonistische Satire aus seiner Vorlage und hat sie noch erweitert (4203–34), betont aber zugleich die Unschuld des Heiligen Vaters an den Machenschaften der geldgierigen Kurialen (4216) und unterdrückt die blasphemische Wendung vom Papst als *onsen eertschen God* (B 7188). Mehrfach läßt sich weiterhin beobachten, wie er bestrebt ist, die Gestalt des Dorfgeistlichen, die seit Nivard im Tierepos eine Zielscheibe des Spottes war, in günstigere Beleuchtung zu rücken. Statt von den Kindern des Pfarrers ist nun von seinem Gesinde die Rede (1180). Er läuft nicht mehr nackt zum gefangenen Kater in die Scheune, sondern mit einem Mantel bekleidet (1185). Statt des Spinnrockens nimmt er einen Forkenstiel als Waffe (1194), obwohl nicht mehr er, sondern sein Sohn auf den armen Hintze einschlägt (1189). Seine Haushälterin zündet nicht eine Opferkerze an, sondern *vele lychte* (1186). Und für die Erhaltung der *potentia coeundi* ihres Geistlichen gäbe sie nicht mehr, wie in der Vorlage, das Opfergeld eines Jahres, sondern all ihr Vermögen (1209. 1211). Immer wieder versucht unser Bearbeiter, die nicht sehr christlichen Pastorengestalten des Epos zu übermalen und aus ihnen friedliebende und sanftmütige Männer zu machen. Bei der Verfolgung des unglücklichen Bären treten Pfarrer und Küster unter den Kämpfenden stark zurück gegenüber der Vorlage, und ihre Waffen, Kreuzstab und Fahne (B 781; 840–43), werden ganz unterdrückt. Auch der Pfarrer, dem Reinke ein Huhn von der Tafel stiehlt, ist gesitteter gezeichnet: er wirft nicht mehr sein Messer nach dem frechen Dieb (wie B 1580). Selbst der Dachs als Reinkes Beichtvater zürnt nicht mehr, als der Poenitent gleich nach der Beichte rückfällig wird, sondern schweigt (D 103: R 1677). Der boshafte Hieb auf den Bischof von Cambrai, dessen Advokat, Martin der Affe, alle Geistlichen an Klugheit übertreffe (B 4412–15), wird gestrichen (nach 4346) und manche andere Äußerung, die für einen Gläubigen anstößig sein konnte, so z. B. auch die Bemerkung, daß der Meister Abryon trotz seiner Tüchtigkeit nicht an Gott glaube (B 5341). Auch Reinaerts Wort, die versprochene Pilgerfahrt helfe ihm *niet enen cattenstaert* (B 3210), hat der Bearbeiter bewußt abgebogen, indem er es auf den erzwungenen Eid bezog (2978f.). Die Anrufungen Gottes in der Anrede des gottlosen, listigen Fuchses an den König schienen dem Niederdeutschen ebenso unpassend wie dessen Klage über die Schalke (D 133–46; B 5874–84) und sind deshalb wie diese von ihm unterdrückt (D 121. 136: R 1703. nach 1712; B 1853: R 1747; B 2376–78 ist ersetzt durch R 2231f.; B 6221: R 5570).

Der Umgestaltung zum RV liegen, wie aus dem Gesagten deutlich geworden sein mag, zweierlei Wesensbedürfnisse des Bearbeiters zugrunde. In weit stärkerem Maße als Heinrich VON ALKMAAR ist das Tierepos für unsern RV-Bearbeiter eine Sammlung von *fabeln*, die geschrieben sind *vmme eyner lykenysse wyllen vns tor lere, dat wy hir by scholen leren wyßheyt vnde vorvarenheyt, dögede to leren vnde vndöget myt vlyte to vormyden* (IV, 10, 4). *Dar vmme is dyt boek ghedycht, Dyt is de syn vnde anders nicht* (6833 f.). Sein Hauptanliegen dabei war die Seelsorge. Wo immer sie im Text gefährdet erscheint, greift der Bearbeiter ein. So streicht er in der Erzählung von Paris und Helena die Bemerkung von *grote(n) solaes der hertenminnen* (B 5560) – ein spätes Überbleibsel höfischer Diktion –; die *godinnen* Venus, Pallas und Juno (B 5558; H 90) macht er zu *afgodynnen* (4983). Unmoralische Sprichwörter und Sentenzen, die die sittlichen Kräfte des Lesers schwächen könnten, läßt er fallen, wie etwa B 6449 f. *elc soect sijns selves baet. het waer een dwaes, die dat vergaet*. Aus demselben Grunde vermeidet unser Lübecker, sein Werk, wie das seiner Vorlage, mit einer beweglichen Klage über den allgemeinen Niedergang der Redlichkeit und den Triumph der Laster, vor allem der Geldgier und Simonie, in allen Bereichen des weltlichen und kirchlichen Lebens (B 7678–7721) abzuschließen.

Auch innerhalb seiner Dichtung trug er offensichtlich Sorge, daß sein belehrender Sündenspiegel nicht geradezu bedrückend würde und seinem seelsorgerischen Anliegen womöglich schaden könne. In diesem Sinne haben wir wohl jene Zusätze aufzufassen, daß die hauptsächlich gerügten Sünden von Adel und Geistlichkeit nicht in diesen Gegenden geschähen, *god sy ghelouet* (I, 3, 3), sondern nur in entfernten: verderbliche Adelsbündnisse und Ehebruch unter den Edelleuten in *Lomberdyen vnde . . . Wallant* (I, 3, 3. 6). Bestechungen der Richter *in etlyken landen* (II, 9, 4), Nichtbeachtung des Zölibats in Italien (3973), vor allem bei den Juden, Griechen und Russen (I, 14, 7). Ja, jener verheiratete Dorfgeistliche, Martinets Vater, ist nach unserm niederdeutschen Glossator *ghewest eyn van eyner anderen ee vnde nicht van der krystene ee* (I, 14, 7). Wo indessen die Wirksamkeit seiner Seelsorge erhöht werden könnte, spickt er die Glosse mit guten Ratschlägen und Lebensregeln (I, 4, 1; I, 12, 4. 7; I, 36, 3; I, 39, 5; II, 7, 1; IV, 6, 2; II, 7, 2; III, 10, 2; III, 13, 2; IV, 9) und auch Moralisationen (z. B. 606–08. 5726f. 5996–6000). Überzeugt von der praktischen Bedeutung seiner Lehre und Seelsorge, läßt er Heinrich VON ALKMAARS Glosse weg, worin es hieß, daß einer, der von Natur böse ist, durch Predigt und Ermahnungen nicht gebessert werden könne (H 41). Statt dessen warnt er, der so oft auf die Beichte und Buße hinweist (I, 17, 7. 8; I, 18, 1. 4; II, 6, 6; 1464. 1474. 1539. 1615) eindringlich vor dem Rückfall des Beichtkinds in Sünde, indem er den (auch im

Narrenschiff, Kap. 84 zitierten) Lucasvers 9, 62 anführt: *De syne hant lecht an den ploch vnde sued to rugge, de en is nicht gheschicket, dat he moghe ghan int ewyge leuent* (I, 18, 4). Es sei noch erwähnt, daß seine Seelsorge sich auch auf die Jugend erstreckt, wie die Glosse einige Male erweist (II, 6, 3; Erweiterung von I, 34, 2). Am meisten liegen ihm jedoch die Armen, Bedrückten und Schwachen am Herzen, und es entspricht seiner Forderung der Barmherzigkeit an die Mächtigen, daß er ihnen in ihrem Leiden Trost (I, 17, 8; I, 39, 6; III, 2, 2; I, 16, 2; I, 20, 1; III, 2, 1) und Geduld (4011) zuspricht. Im Gegensatz zur Glosse des Volksbuches (H 50. 53) nimmt er sich auch des schwachen Geschlechts an und fordert vom Mann, die Ehre der Frau zu schützen (231 f.) und ihre zarte Natur zu berücksichtigen (II, 6, 4). Ihre Verfehlungen seien leichter zu beurteilen als die des Mannes, *Wente eyn man is van vaster complexien wan eyne vrouwe . . . , vrouwen nicht ensyn so vullenkomen, alze de mans* (II, 2, 2; vgl. auch IV, 2, 4), heißt es im Sinne der Thomistischen Lehre.

Die geistige Grundhaltung des RV-Bearbeiters, die so viele inhaltliche Änderungen seiner Vorlage zur Folge hatte, beeinflußt naturnotwendig auch seinen Stil. Vor allem ist es die lehrhafte Tendenz des Niederdeutschen, die sich in seiner Gestaltungsweise deutlich widerspiegelt. Da die Tiere und ihre Handlungen ihn vorwiegend wegen ihrer allegorischen *vthdüdyng*e (III, 9), interessieren – der Bär *betekent* den groben Ungeschickten und Ungelehrten, der Wolf den Gierigen, der Rabe den Ungetreuen (III, 4, 6) – werden im RV die Tiere noch mehr als in Reinaerts Historie zur Maske für menschliches Leben und Treiben und büßen infolgedessen ihre Tierhaftigkeit noch mehr als in der Vorlage ein. Als Krieger waffnen sie sich mit Harnisch, Speiß und *pollexen* (3516f.), ja sogar vom Ritterschlag ist die Rede (3519). Das Gericht findet nicht mehr, wie in den nld. Rezensionen, im *rinc* statt (B 1787), sondern im *pallas* (1701). Während des Hoftages beobachtet der König vom *sael* (3305) aus den großen *grael* (3306), wo gefochten, getrommelt und gepfiffen wurde (3301 ff.). Der Kranich trägt als Doktor ein rotes Barett (5227f.), usw. Ja, auch ihre Seelenregungen äußern die Tiere ganz menschlich. Der Löwe *lachede* über die Kriegslust des geschorenen und eingefetteten Fuchses (6250). *De hane quam vor den konnyneck stan Vnde sach ene seer drofflyk an* (301f.), während er in den nld. Fassungen seinen Schmerz über die gemordete Henne gemäß der Flügel schlagen zeigt (B 320; D Holzschnitt, in R übergegangen und von Prien in seiner Ausgabe S. 17 beschrieben). Plastische Schilderungen tierischer Züge werden im RV vielmehr oft zusammengestrichen und verlieren dadurch ihre lebendige Anschaulichkeit. Man vergleiche z. B. die Schilderung des rutschenden Bären in Reinaerts Historie (B 994–1001) mit der entsprechenden Stelle im RV

(877). Es liegt auf der Hand, daß die allegorische Tierauffassung, woran mehr der Verstand als das Gefühl beteiligt ist, wie überhaupt der vorherrschende lehrhafte Geist unseres Verfassers sein zweifellos vorhandenes Künstlertum beeinträchtigt hat. Oftmals zeigt sich der Künstler dem Lehrer dienstbar. So finden sich manche begründende und erläuternde Zusätze im RV, die der Lehrabsicht nützen, aber der Dichtung ästhetisch schaden (1464. 1638. 1762f. 2629–32. 2992f. 3712. 5589–91). Mehrfach sucht der Dichter die Wirkung durch Übertreibung zu steigern. So frißt Isegrim statt eines Schinkens (B 221f.) ein ganzes Schwein, das nun natürlich nicht mehr an einer Weidenrute (*wisse* B 228, *strophium salignum* Ys. I, 357), sondern nur an einem *krumholt* (218) hängen konnte. Der Pfarrer büßt statt eines Testikels (B 1284f.) den Penis ein (1201f.), wodurch die Streichung eines obszönen Wortspiels (B 1314f.) nötig wurde. Ähnliche Übertreibungen findet man beim Vergleich von R 328f. 620. 1526. 1621f. 1715f. 5313f. mit den entsprechenden Stellen in Reinaerts Historie. Die lehrhafte Natur unseres Bearbeiters äußert sich auch in naturkundlichen Erläuterungen (z. B. über den Löwen III, 7, 1) und in seinem Bestreben, Ungereimtheiten der Vorlage zu beseitigen. So läßt er die Krähe nicht an Aaswürmern, sondern an Fischgräten sterben (B 4489: R 4412). Und so erklären sich auch die Einschaltungen V. 3194 und 5855–78, wie schon Knorr (vgl. S. 105, A. 1), S. 52. 66, dargetan hat. Zuweilen geht diese Tendenz bis zur Pedanterie (B 2485: R 2331; B 7458: R 6618). Auf der gleichen Linie liegen die häufigen Erweiterungen, die der Verdeutlichung dienen (1132–34. 1169f. 1215f. 1402. 1406f. 4501–10) oder der detaillierten Beschreibung einer Situation (15. 174–96. 205–12. 377f. 609–12). Andererseits kürzt der Niederdeutsche in den drei letzten Büchern, vor allem aber im IV. Buch die weitschweifigen, für seinen lehrhaften Zweck unergiebigsten Beschreibungen der Historie, so etwa die 200 Verse füllende Aufzählung der Affensippe (B 5072–5260; der Zusatz 4225–28 beweist, daß die Aufzählung in D noch vorhanden war), die ausführliche Schilderung von Isegrims Hunger (B 6465–81) und den so trefflich erzählten Zweikampf (vgl. etwa B 7014–7154 mit R 6347–63). Ebenso bezeichnend ist es für unsern Bearbeiter, daß er die dem Fuchs in den Mund gelegte *seltzen materye* (III, 8, 1) von Krompards Abenteuer mit dem hölzernen Pferd stark zusammenstreicht (B 5593–5628 = R 5060–66), aber die von Reinke erzählten Fabeln mit ihren gegen Neid und Begierde gerichteten Moralisationen ungekürzt übernimmt, offensichtlich weil sie zur *profyteliken materyen* (III, 8, 1) gehören. Aus dem gleichen Grunde scheint er den Dialog mehrmals beschnitten zu haben (nach R 1020 fehlt B 1154–56. 1162–65; nach R 1587 B 1670–81; nach R 1721 B 1824–28; nach R 1851 B 1932–49; nach R 4479 B 4665–86). Dadurch hat

die Darstellung an Lebendigkeit verloren. Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie sehr die Lehrtendenz unseres Lübeckers auch ihren ästhetischen Niederschlag im RV gezeitigt hat.

Im übrigen sei für die ästhetische Betrachtung als solche, die außerhalb unserer geistesgeschichtlichen Perspektive liegt, auf BAUCKE verwiesen (Nd. Jb. 58/59, 115–64), der die Gestaltungskunst und Reimgewandtheit unseres Niederdeutschen (nach den von A. LASCH gegebenen Gesichtspunkten, siehe aaO., 135, Note 2) mit Recht hervorgehoben hat. Ein stilistischer Mangel, der indessen nicht verschwiegen werden sollte, ist seine Neigung zur Breite, die sich nicht nur in der stärkeren Senkungsfüllung der schlanken mnl. Verse seiner Vorlage (s. BAUCKE 144), sondern auch in häufigen Wiederholungen äußert. Für die Glosse genügt es, auf unsere Zusammenstellung oben S. 113 hinzuweisen. In denjenigen Verspartien, bei denen sich mit Hilfe der Culemannschen Bruchstücke seine umformende Tätigkeit genau feststellen läßt, vergleiche man 1482 mit 1490 (D 70) und 1563 mit 1572 (D 85). Wo er sich indessen offenbar vornahm, jene umständliche Rede in der Rede zu beseitigen (vgl. B 4410–4609 und B 4366–4627: Reinaerts Rechtfertigung vor Gericht), hat er diese ästhetische und kompositionelle Besserung mit dem Nachteil erkauft, daß sowohl die Darstellung der Unschuld des Fuchses, wie auch die seiner erstrebten Absolution zweimal gegeben und – worauf schon PRIEN (PBB 8, 48) hingewiesen hat – seine Ankunft am Hofe dreimal (4094. 4233. 4235) erwähnt werden muß. Ganz ähnlich geht es unserm Dichter mit jener Stelle, wo er durch Weglassung von Reinkes Angst (4511–22) zwar die so unmotivierte Störung des langen Einschubes von 535 Versen zwischen die Beschuldigung des Fuchses und dessen Reaktion (B 4726–5260) aufhebt, dafür aber die heuchelnde Antwort des Fuchses wiederholen muß (4511f. 4815–31). Im übrigen steht der wenig gestraffte Erzählstil ja der volkstümlichen Redeweise nahe, welcher unser Bearbeiter denn auch manche sprichwörtliche Wendung (*werff alze Meybom to Aken* 2781, *eynen flassen bard [hebben]* 2783, *eyne neze van wasse [ansetten]* 2786) und gelegentlich derbe Ausdrücke entnimmt (*Schyt!* 3578. 3841. 4161; *eynen beschetten ende* 4784).

Schließlich sei noch einiges zur Übersetzungstechnik des Lübeckers gesagt: zunächst ist festzustellen, daß er seine Vorlage recht gut verdeutscht hat. An eigentlichen Mißverständnissen sind mir außer den schon von Knorr 57 genannten (B 2728 *bedroeghen* „sich erhielten“: R 2536 *vpdroghen* „auftrugen“; B 4449 *kerspette* „Krapfen“: R 4380 *kersebern* „Kirschen“) nur zwei sehr naheliegende Verwechslungen aufgefallen: B 2774 *ghelove* „gelobe“ wird R 2584 als „glaube“ aufgefaßt, und B 7616f. *leitier . . . van hoi* konnte leicht als *bore*

... *myt hoye* (R 6708f.) verstanden werden, weil das mnl. *l(e)itiere* sowohl „Lager der Tiere“ als „Tragbahre“ bedeutet. Ob *stoppelmeter* 740 statt des ndl. *stoppelmader* (B 848) falsch übersetzt oder absichtlich verändert ist, läßt sich schwer entscheiden. Die *froyen, strypen, de so westwart werden ghenomet* (2. Vorrede, 3), waren infolge eines Druckfehlers wohl schon in D entstellt; denn Verdams Besserung des ersten Wortes in *troyen* „Kaninchen“ (PBB 8, 26) ist einleuchtend. Die Entstellung von *mijn oom heer Isegrijn* (B 2850; H 56) in *myn ouerhere Ysegrym* (2642) erklärt sich leichter aus einer handschriftlichen Vorlage und wird wie *Cierliken* (D 114, vgl. R 1695) statt *fierlic* (B 1781) Heinrich VON ALKMAAR oder dessen Vorlage zuzuschreiben sein.

Schon oft ist darauf hingewiesen worden, daß der Übersetzer auch Tier-, Menschen- und Ortsnamen geschickt verniederdeutscht und so der Dichtung ein heimisches Kolorit verleiht. In mehreren Fällen läßt sich noch feststellen, daß die nd. Tiernamen nicht von ihm ad hoc erfunden, sondern der Volksüberlieferung entnommen sind. So lebt *Marquard* als Name des Hähers noch heute an einzelnen Stellen Holsteins²⁹, der Ziegenname *Metke* noch im heutigen Westfälischen an der Lippe als *Mette*³⁰, der Ziegenbock *Hermen* war noch im Westfälischen des 17./18. Jahrhunderts als *Harm* geläufig³¹, Meister *Lampe* ist überall bekannt und *Alheyt* für die Gans muß früher auch weithin üblich gewesen sein; denn so heißt sie auch in einem ndl. Gedicht des 15. Jahrhunderts³². Aus dem gleichen Bestreben, das Epos seinen niederdeutschen Zeitgenossen verständlich und vertraut zu machen, streicht der Übersetzer auch fremde oder veraltete Sitten, die seinen Lesern nicht geläufig waren, wie etwa die symbolische *halminge* (B 2568. 2584) und den Zug, daß Reinaert seinen Verwandten zu Füßen fällt, um ihnen zu danken (B 7742). Oder er erklärt solche Fremdheiten, wie die Segnung des Pilgerstabes (I, 33, 1), den gerichtlichen Zweikampf (IV, Vorrede) mit der Handschuhübergabe (IV, 5, Überschrift) und die drei verkappten Hühner (eines aus D übernommenen Holzschnittes, beschrieben von PREN, Ausg. S. 21) als *syck moyende myt ouertogen koggelen, so westwort de wyse* (I, 5, Überschrift).

Nach verbreitetem Urteil ist der RV die „wortgetreueste Translation“ des flämischen Tierepos (Graf 9), „in hoofdzaak eene uiterst getrouwe, woordelijke

²⁹ W. MITZKA, Zeitschrift für Mundartforschung 16 (1940), 136. 142. 195.

³⁰ K. SCHULTE-KEMMINGHAUSEN, Westfälisch-niederländische Dialektgeographie, Westfälische Forschungen 1 (1938), Karte am Schluß.

³¹ C. SCHUMANN, Das Lübische Wörterbuch des Jacob von Melle, Niederdeutsches Jahrbuch 35 (1909), 20.

³² KALFF, Geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde 2, 103.

vertaling of veelal slechts ‚omschriſt‘ in een nauwverwant dialect; met – op sommige, luttele wijzigingen en toevoegsels na – ongewijzigd behoud van den inhoud en de bewoording” (J. W. MULLER, *Reinaert*-Ausg. 43). Unser Bemühen indessen, die originale Leistung des Bearbeiters zu erkennen, mag gezeigt haben, wie jemand, obwohl er großenteils übersetzt, doch infolge seiner veränderten Geisteshaltung seiner Dichtung ein verändertes geistiges Gesicht zu verleihen vermag, so daß im alten Kleid zugleich etwas Neues erscheint und also jenes Urteil, wovon auch KNORR (aaO., 68) und BAUCKE (aaO., 152) durch die Betonung der Umgestaltung abweichen, sicherlich der Korrektur bedarf.

Unbeantwortet ist die alte Frage nach der Persönlichkeit dieses bedeutenden nd. Autors. Seit den Untersuchungen von ZARNCKE (*ZsfdA* 9, 374–88), Brandes (*ZsfdA* 32, 24–41) und BAUCKE aaO. besteht kein Zweifel darüber, daß er mit dem Bearbeiter des mnd. *Narrenschyphs* identisch ist. Letzteres erschien ein Jahr vor dem RV ebenfalls im Mohnkopf-Verlag zu Lübeck. Beide Werke sind also wahrscheinlich unmittelbar nacheinander von ihm übersetzt und bearbeitet worden. Es ist deshalb nicht überraschend, daß der RV zahlreiche inhaltliche und wörtliche Anklänge (auch gleiche Bibelzitate) an das hd. und nd. *Narrenschiff* aufweist, die sich ja übrigens zum großen Teil aus ihrer gleichen moralisierenden Tendenz ergeben mußten. Die von BAUCKE 146f. genannten Entsprechungen lassen sich leicht vermehren³³. Weiter wissen wir, daß unser Bearbeiter die lübische Erbauungsliteratur seiner Zeit recht gut kannte und in seinen Arbeiten verwertet hat. Die für die Glosse des RV verwendeten Entlehnungen aus zwei andern Werken des Mohnkopf-Verlages, dem *Plenarium* von 1492 (oder einem Nachdruck davon) und dem 1496 erschienenen *Speygel der Leyen*, hat BRANDES, *Einleitung zur Narrenschyph*-Ausg. LIV ff.) verzeichnet. Sie dienten BRANDES als ein Argument für seine These, daß der unbekannte Niederdeutsche dem geistlichen Stande angehört habe. BAUCKE dagegen meinte (nach A. LASCH), die Tatsache, daß sich der Bearbeiter „besonders an geistliche Werke anlehnte, in seinen Zusätzen gerne die Bibel zitiert und in der Prosa-glosse zum RV in theologischen Dingen nur Fremdes gibt, spricht gegen die

³³ Z. B. I, 17, 3; 3921f.: (NS 20, 7ff.); nd. NS 20, 9–15 – I, 18, 4: (NS 84, Dreireim unterm Holzschnitt); nd. NS 84, 1–6 – I, 31, 3: (NS 51, 25f.); nd. NS 51, 27f. – I, 34, 3: (NS 54, 24ff.); vgl. nd. NS. 54, 11ff. – I, 36, 2: (NS 21, 9–12); nd. NS 21, 7–10 – II, 3, 2: (NS 64, 9); nd. NS 64, 9 – 3864f.; II, 7, 3: (NS 72, 85ff.); nd. NS 72, 97ff. – 3911: (NS 83, 22); nd. NS ohne Entsprechung – 3934: (NS 102, 3); nd. NS 102, 3 – 4008: (NS 88); nd. NS 88 (?) – III, 4, 3: (NS 4); nd. NS 4 – III, 13, 2: (NS 40); nd. NS 40 – IV, 6, 1: (NS 38, 33ff.); nd. NS 38, 25–27 – 6571f.: nd. NS 67, 15f. (vgl. NS 67, 12) – IV, 9: (NS 10); nd. NS 10 – IV, 10, 3: (NS 107, 70. 90; NS 108, 22); vgl. nd. NS 108, 36.

behauptete geistliche Tätigkeit“ (152). Diese Argumentation überzeugt indessen nicht³⁴. Man braucht doch von einem niederen Geistlichen nicht unbedingt zu erwarten, daß er in Werken, die ganz auf Breitenwirkung berechnet sind, eigene theologische Gelehrsamkeit äußert. Bei der starken Abhängigkeit und Unselbständigkeit der ganzen deutschen Erbauungsliteratur des 15. Jahrhunderts ist die Entlehnung aus ähnlichen Werken nichts Auffallendes. Die immer wieder zu beobachtende Absicht unseres Bearbeiters, die bissige Satire gegen die Geistlichkeit abzuschwächen und stattdessen der Laien Sünde der *achterklapperye* zu rügen, scheint doch dafür zu sprechen, daß er ein Kleriker war oder jedenfalls der Geistlichkeit sehr nahe stand. Daß er eine geistliche Grundausbildung genossen hat, wird auch von BAUCKE (153) nicht bestritten.

Der unbekannte Lübecker, der dem Bearbeiter des Mohnkopf-Plenars von 1492 – nach W. KÄMPFERS Untersuchungen wahrscheinlich ein Angehöriger des Franziskanerklosters in Lübeck – geistig eng verwandt ist, hat wie jener schon manche Züge eines Literaten, was sich auch darin kundtut, daß er an der buchtechnischen Gestaltung seiner Werke aktiven Anteil nahm. Darauf deutet z. B. der Einschub der Verse 3247–74 von der Vogelversammlung zu Beginn des II. Buches, der keinen andern Zweck hat, als die Aufnahme von 7 Holzschnitten aus dem *Dialogus creaturarum optime moralisatus iucundis fabulis plenus* zu motivieren, deren Druckstöcke der Mohnkopf-Verlag von Johann Snell übernommen hatte³⁵. Vielleicht ist er auch verantwortlich für die Übernahme von 6 weiteren Holzschnitten aus der niederdeutschen Übersetzung von Steinhöwels Aesop, die um 1492 in Magdeburg erschienen war³⁶.

Mehrere Beobachtungen am RV deuten darauf hin, daß er ein *klerc* gewesen ist: Als König Nobel Reinkes Freispruch verkündet hat, läßt unser Bearbeiter ihn bekräftigend hinzufügen *Dat wyl ik alzo vorseggelen hūden* (6600), und nach des Fuchses Ernennung zum Kanzler: *Myn segel bevele ik yw des ghelykes: Wat gy . . . schryuen, Dat schal bestelt vnde gheschreuen blyuen* (6690–92). Wie wichtig die Hervorhebung der Schreibertätigkeit für unsern Lübecker war, ersieht man

³⁴ vgl. dazu Winfried KÄMPFER, Studien zu den gedruckten mittelniederdeutschen Plenarien (1954), 205.

³⁵ Daß die Holzschnitte auf den Bll. 129v – 131r des RV von denselben Druckstöcken abgezogen worden sind wie die entsprechenden Schnitte im *Dialogus creaturarum*, den Johann Snell 1483 in Stockholm druckte, ist nachgewiesen von Heinz ECHELMEYER in seiner Münsterschen Staatsarbeit „Der *Dialogus Creaturarum* und seine Bedeutung für die mittelniederdeutsche Literatur“, S. 141 ff. Es handelt sich dort um die Illustrationen zu den Dialogen 70, 71, 78, 63, 51, 55 und 72.

³⁶ Die Holzschnitte des RV Bll. 173v, 189v, 190v, 193r, 195r, 212v sind identisch mit den entsprechenden des nd. Aesop (Magdeburg, Simon Koch, um 1492), Bll. 45r, 70v, 35v, 80v, 30r und 126v.

daraus, daß er den Zusatz gut 100 Verse später mit ähnlichen Worten in Reinkes Bericht an seine Frau wiederholt: *He makede my to kentzeler des rykes Vnde bevol my syn ynghesegel des ghelykes. Wat Reynke deyt vnde wat Reynke schrift, Dat sulue wol ghedan vnde gheschreuen blyft* (6807–10). Und wenn man beobachtet, wie er ganz unmotiviert hinzufügt, Nobels Kaplan Bellin sei auch der *schryuer* (2713) des Königs, wird man unserm Niederdeutschen auch die Auslassung jener Klage über die Klerks zutrauen, die *so versubtilen in kunsten, dat si daer in verdwalen* (B 4104f.). Es ist also in der Tat wahrscheinlich, daß wir ihn zu suchen haben unter den *gheystlyken, alze presters, schryuers efte cappelans, dede syn by den heren vnde vorsten* (I, 33, 3; vgl. BAUCKE 153).

Fritz Reuters „Hanne Nüte“

von Lotte Foerste

Das vordergründige Dichtungsgeschehen in sittlicher Fundierung	148	
Der innere Dichtungsraum und seine sittliche Struktur		
Erstes Grundereignis: Einbruch des Bösen ins Gute		
<i>Einbruch des Bäckers in die Kinderfröhlichkeit (Fiken)</i>	151	
Eingangs- oder Gänserichszene		
<i>Einbruch des Schmiedes in die Burschenfröhlichkeit (Hanne)</i>	154	
Wanderburschenszene		
<i>Höhepunkt des Einbruchs:</i>		
<i>Die Jüdin als Opfer des Bösen: Stein, Kammer, Star (Hanne)</i>	156	
Verfluchungsszene		
<i>Einbruch des Bäckers in die Natur und Verfolgung durch sie: Wende ins</i>		
Zweite Grundereignis:		
Der Gewissensaufstand im Bösen		
<i>im Bäcker durch das Gewitter am Mordplatz</i>	Gewitterszene: Zentrum der sittlichen Dichtungssymbolik	159
Gewitterszene		
<i>im Bäcker durch den Kiebitz am Mordplatz</i>		163
Kiebitzszene		
<i>im Schmied durch den Star am Mordplatz</i>		166
Szene im Judenhaus		
<i>Höhepunkt: Selbstbekenntnis des Schmiedes durch den Star</i>		168
Gerichtsszene		
Der bleibende Bereich des Guten		
<i>Hanne und Fiken unterm Schutz der Vögel: Die Weide</i>		170
Schlußszene und Rückschau		
Die humoristische Atmosphäre des Dichtungsraums		179
Gestaltung des Tierlebens		
Überschau der inneren Dichtungsgestalt		192

Fritz Reuters „Hanne Nüte“

von Lotte Foerste

Diese gereimte und poesievolle „Vagel- un Minschengeschicht“ Fritz Reuters bietet in ihrer großen äußeren Buntheit, in der gemütvollen Breite der Lebensschau doch eine wunderbar geordnete Welt, darin Gut und Böse die Charakter- und Handlungszentren bilden und allenthalben das sittliche Prinzip formgebend waltet. Von daher empfängt die gesamte Natur, welche die Menschen umhüllt und durchwirkt, ihre Orientierung, ja, ihren symbolischen Sinn. Im sittlichen Prinzip sind die beiden Bereiche der Tiere und Menschen aneinandergeknüpft, sowohl inhaltlich als künstlerisch. Und sein unmittelbarer Ausdruck ist die Idee unserer Dichtung, welche das Ganze zum Märchen erhebt: daß nämlich die Vögel das Gute beschützen, das Böse verfolgen. Während diese, mit menschlicher Denkkraft und Sprache begabt, bei den Menschen, ohne deren Wissen – unter Gottes Antlitz im Grunde und wie aus einem Zwischenbereich also – nach dem Rechten sehen, verfolgen wir so sicher die Geschichte des Schmiedegesellen Hanne Nüte und seiner Liebsten Fiken Smidt – die auch Pudel genannt wird – vertrauend auf die Verlässlichkeit des Märchens, darin das Gute gerettet, das Böse gerichtet wird.

Schon ein Überblick über das *vordergründige Geschehen* zeigt deutlich das sittliche Gefüge des Ganzen. Breiten Raum nehmen die Abschiedsszenen Hannes und Fikens ein, die beide das Elternhaus verlassen, um in die „Welt“ zu gehen. Denn sie kennzeichnen die sittliche Basis, auf die beider Leben gegründet ist und in deren Sinne es fortan geführt werden muß. „Noch büst du gaud, nu bliw ok gaud“ (41)¹! Die trefflichen Abschiedsworte Meister Snuts sind in manches Schullesebuch eingegangen:

¹ Ich zitiere „Hanne Nüte“ aus Reuters Werken, nach der in Gemeinschaft mit Conrad Borchling und Ernst Brandes besorgten Ausgabe, neubearbeitet und ergänzt von Wilhelm SEELMANN und Heinrich BRÖMSE, mit einer Einführung von Friedrich Griese und Federzeichnungen von Fritz Koch-Gotha, Bd. 3, (Lpz. o. J.) nach Seitenzahlen.

De Hauptsak is, lihr wat, Jehann,
 Un kumm taurügg as Ihrenmann.
 Makt 't Handwark di ok buten swart,
 Holl rein de Hand un rein dat Hart. (40)

„Von de Strat“ dürfe sich Hanne gern ein Mädchen nehmen, sagt die Mutter, „wenn sei man ihrlich wesen deiht“ (43). Schon weisen die Abschiedsworte des Pastors auf die Gegenseite des Lebens, mit der es fertig zu werden gilt:

Den Feind bekämpfen und besiegen,
 Bis in ihm fertig ist der Mann,
 Und er sich selbst besiegen kann (33)

und künden in diesem erzieherischen Ziel, das über jenes andere praktischer Bewährung – „Und kehr' als tücht'ger Kerl nach Haus!“ (33) – hinaus ganz ins Innere lenkt, den tief-ethischen Sinn der Wanderschaft unseres Schmiedegesellen.

Zu Hanne gehört Fiken, auf sittlich gleicher Ebene. Noch ehe sie die Eltern verläßt, sehen wir liebevoll und eindringlich die Akzente ihrer Tugendhaftigkeit gesetzt, die hier mit großer äußerer Armut gepaart ist und am Einsegnungstag den Pastor wie den alten Snut zu der Feststellung drängt, daß vor Gott „kein Rang un Stand un Rikdaum gelt“, „Geld ward vör Gott nich baben stellt“ (19). „Dat Hart so rein . . .“, so charakterisiert der Dichter,

An Kledung arm, an Dugend rik,
 So was de Pudel, was lütt Fik (18).

Ihre Tugenden sind auch die Hanne Nütes: „Un hett meindag' nich müßig seten . . . Un denn so ihrlich un so tru“ (20). Auch die Abschiedsmahnungen ihres Vaters haben wie die des alten Snut ihren Schwerpunkt im Ethischen:

Hest mal wat dahn, wat nich sall sin,
 Leig' nich! Gestah dat ihrlich in!
 Wer leigen deiht, de ward ok stehlen. (99)

Und in ihrer groben Art, aber gleichen Sinnes wie Vater Snut seinem Hanne, hatte die Mutter schon dem kleinen Mädchen die Mahnung für die Zukunft erteilt: sittliches Vorbild seiner Geschwister zu werden.

Wenn du mi ut de Ort nich sleihst
 Un 'n ihrbor Mäten warden deiht,
 Denn folgen nahst uns' annern Nägen
 As Hamel nah up gauden Wegen;
 Doch, Dirn, wardst du di nich gaud schicken . . .,
 Denn slag 'ck de Knaken di intwei. (17)

Durch diese Einbettung beider junger Menschen in den gemeinsamen sittlichen Grund ist ihre innere Zusammengehörigkeit fundiert, die in ihrer

Liebe zueinander ihren schönen Ausdruck findet. Unter den Vögeln, deren Anliegen es ist, diese zur Erfüllung zu bringen, tut Hanne seinen Liebesschwur. Von hier aus setzt die eigentliche Geschichte ein: die der Vogel im Geiste sittlicher Gerechtigkeit, die des Paares in seiner Begegnung mit der Mörder-sippe, welche jener in Hanne und Fiken und ihrem Heimatboden breit entfalteteten Repräsentation des Guten als äußerster Gegensatz gegenübersteht. Er findet schon ganz zu Beginn in Hannes Schlägerei mit dem Bäcker, später mit dem Schmied, seinen sinnfälligsten Ausdruck und gelangt hier in der Herberge direkt zur Sprache:

Gah dese Ort wid ut de Kihr,
Sei bring'n di süs in groten Schaden. (77)

In geradezu symmetrischem Aufbau stehen dem überschauenden Leser die eigentlichen Ereignisse der Dichtung vor Augen. Die Gefährdung des Liebesbundes: auf Hannes Seite in der Versuchung durch die Frau Meisterin, auf Fikens Seite in der Umwerbung durch den Bäcker, ihren Dienstherrn; bei Hanne sodann die Überwindung der Versuchung und seine völlige Reinigung im Sinne der Abschiedsreden des Pastors und des Vaters:

Gedanken gläuh in helle Ess',
Doch sünd sei rein von Slack un Slir,
Denn fat din Wark mit Tangen an –
Holl wiß, holl wiß, min Sähn Jehann! (40 und 140);

bei Fiken die standhafte Abwehr des Bäckers dank ihrer instinktiven Witterung des Bösen an diesem Menschen. Ihre wiederholten Gänge nach Hause, die Flucht in den guten Boden ihres Seins, sind Ausdruck ihrer Hoffnung auf Rettung von dorthier, welche sie im Vater schließlich auch findet. Wiederum vom Sittlichen her – „Willst du di an din Kind versünnig'n?“ (201) – verurteilt dieser die Forderung der geldgierigen Mutter an Fiken, mit der Heirat die Familie aus der Not zu befreien. So war, wie zuvor an Hanne, auch an Fiken die Versuchung herangetreten, basiert freilich, wie jene, auf Mitleid allein, nicht aber auf sittlicher Schwäche.

Unterdessen vernehmen wir untergründig durch Menschengemunkel und Vogelzeugen den längst begangenen Judenmord des Bäckers und Schmieds, der sich in der betroffenen Jüdin-Mutter schließlich grausig manifestiert: in ihr und ihrem Vogel unablässig nach Fluch und Rache rufend. Naturnotwendig erfolgt angesichts der alten Jüdin seitens des guten Hanne aufopfernde Hilfe, seitens des Schmieds die Ermordung der Jüdin, womit er den Mord an ihrem Sohn aus der Welt zu schaffen sucht, zugleich mit der sicheren Lenkung des Tatverdachts (durch das Mordinstrument des Hammers) auf Hanne: Gut

und Böse wiederum in äußerstem Kontrast und in grotesker Verwirrung ihrer wahren Erscheinung. Dem Mordverdacht auf Hanne entspricht der Diebstahlsverdacht, den der Bäcker auf ähnlich boshafte Weise über das gute Fiken bringt. Mit Macht erheben sich sogleich die Kräfte des Guten gegen solche Verdächtigungen: in großem Kreise für Hanne, für den die Freunde aus der Fremde sowie die Gestalt Vater Snuts inmitten des ganzen Dorfes die sittlichen Bürgen bilden und so wieder den unanfechtbar guten Boden seines Seins bekunden:

Min Kind kann nich so 'n Daht begahn! (217)
 Ut ehren Dörp, ut ehr Gemein
 Künn keiner so 'ne Daht verbreken (214) –

in kleinem Raum für Fiken, wo der Vater trotz des scheinbaren Beweises durch die silbernen Löffel weiß: „Ne, dat kunn s' nich dauhn!“ (237) Dank der Emsigkeit der Vögel wird der Bäcker, gerade indem er Fiken ruinieren will, seines Mordes überführt. Und ein Vogel wiederum bringt auch den Schmied, den zwiefachen Mörder, nachdem dieser im Gerichtssaal mit Aufwand seiner ganzen Lügenhaftigkeit soeben noch den Verdacht auf Hanne gesichert, zu Geständnis und Verhaftung. So daß am Ende das Liebespaar gerettet ist und unter dem Jubel der Vögel seine Hochzeit begeht.

Wie die gedrängte Inhaltsübersicht des wesentlichen Geschehens gezeigt haben wird, kann man in dieser Dichtung so durch und durch sittlichen Gepräges die äußere Ordnung schwerlich ohne Tiefgang herausheben: sie hat naturnotwendig zugleich ein inneres Gesicht. Die eigentliche Aussagekraft unseres Kunstwerks liegt aber nicht auf der Handlungsebene der vordergründigen Ereignisse, sondern vielmehr dort, wo im äußeren Fortgang des Geschehens gleichsam Stillstand ist. Dort macht der Dichter das eigentliche Ereignis sichtbar. Dort erfolgt seine Vertiefung durch symbolkräftige Schau des Erlebnisses. Dort erst empfangen wir vollends den Blick für die sittliche Struktur des Kunstwerks, welche sich bereits in seinem Handlungsgang eindringlich ankündigte. Es ist allenthalben erleuchtend, diese innere Ordnung einzusehen. Sie vermag uns, so scheint mir, den Schlüssel zu bieten für Erkenntnis und Würdigung des Werks schlechthin. In ihr enthüllt sich uns die Rolle der Tiere in dieser Dichtung und der Natur überhaupt. In ihr offenbart sich am Ende auch der Humor innerhalb der Poesie des Vogelmärchens als organisches Gefüge dieser Kunstgestalt.

Kein empfänglicher Leser wird sich dem dichterischen Zauber der *Eingangsszene* (Kap. 1) verschließen können, darin uns der wahre Frühling ent-

gegentritt in dem Jubel der herumspringenden Dorfkinder auf der Wiese, während hoffnungsvoll die Blumen erwachen und zaghaft unterm Laube sprießen:

Un rechtsch un linksch un hin'n un vören,
 Dor spaddelt dat allens von Gören un Gören,
 De springen un wöltern in 't grüne Gras;
 Dat ein, dat liggt langs, und dat anner verdwas;
 Kein Mütz un kein Büx,
 Kein Strümp un kein Stäwel,
 Kein Rock un kein Nix,
 Blot Beinen un Knäwel:
 So spaddelt dat rümmer in 'n Sünnenschin.
 Kann 't jichtens up Irden woll beter sin? (4/5)

Von Fröhlichkeit und Sonne umhüllt, sehen wir mitten darin das stille Fiken – „De Strahl, de spelt in 't kruse Hor“ –, mit dem Herzen

so trulich, rein un still
 Un all 'ns so woll un all 'ns so will,
 Dunn seggt de Strahl: „Dit heww ick söcht!“
 Unn hett sick för ümmer in 't Hart rin leggt. (5)

So wird der „Strahl“ zum Symbol ihres Herzens, daran am Schluß der Dichtung Hanne von ferne sein Mädchen erkennt (245), als es von den „Schatten“ dieses Seins wieder frei wie einst an diesem Frühlingstage, dessen ganze Fröhlichkeit geborgen ist zugleich in Fikens Herzengüte. Man denke an die Bescherung der Weidenflötenlust, an die gefangene Spätzin, der Fiken in die Freiheit verhilft, woraus ja die Vogelhilfe als Dank resultiert.

Aber während das ganze Wiesenerlebnis getragen ist von innigster Harmonie der Natur und der Menschenkinder, die der Frühling vereint und beseelt, taucht plötzlich – wie ein Omen – ein Raubvogel am Himmel auf, der die Kinder vom Spiele weg zu ihren Hütepflichten ruft, den Gänserich aber in große Aufregung versetzt. Da erscheint stolz und wichtig (9) der Bäcker, und mit einem Male ist der Frühlingszauber dahin, dahin die paradiesische Atmosphäre, die das gesamte Leben auf dieser Wiese umhüllte, dahin der schöne Friede, der soeben noch die „Gausendamen“ beseelte, die

recken äwer jedes Kind
 Den langen Hals . . .
 Un pliren rinne in dat Licht (8/9).

Wupp! fohrt de Gant em in de Büx.
 Wo schot de Schreck em dörch de Glider!
 Hei stött mit Bein, hei stött mit Hacken,
 Dat Beist deiht ümmer faster packen,
 Un all de Gäus', de kamen ran

Un snatern un schri'n
 Ûm den bossigen Mann
 Un warden sick richten
 Un weih'n mit de Flüchten,
 Un de Gören, de lachen,
 Wo de Bäcker an 'n Mark sick af möt marachen. (10)

Angesichts des Bäckers ist das reine herzliche Lachen zum Auslachen geworden, der Freudenjubiläum verwandelt in „Heiden-Höllens-Larm“ (10). Wütend fällt der Bäcker schließlich über Pudel her „Un ritt em tau Höcht in dat kruse Hor“ (11), darin bisher doch der „Strahl“ „gespielt“. Dieser Einbruch aber ins Zentrum des Kinderglücks bringt die Kleinen in Aufruhr, und der Ausdruck ihrer Entrüstung: „Un Hei will uns' lütt Fiken slahn?“ (12/13) beherrscht diesen zweiten so gegensätzlichen Szenenteil, der darin gipfelt, daß Hanne, der kraftvolle Repräsentant jener unschuldigen Welt des ersten Teils, der „schwarz“ gezeichnete Schmiedejunge, den „weißen“ Bäcker – so wird, mit komischem Nachdruck, der Gegensatz auch äußerlich markiert – ins Gesicht schlägt und vertreibt, während mit seinem Hut als „Pottkauken“, seinem Kopf als „Deig“, mit der „gelen Bux“ und der „timpigen Mütz“ (12) der Dichter, unter eifrigem Mittun der Kinder, ihn reich mit Spott belädt und damit urteilend hineinspricht in die Dichtung, sowie schon vorher die Erscheinung des Bäckers deutlich das Zeichen der Abschätzung erkennen ließ (10). Das Komische wird hier ein treffliches Ausdrucksmittel der Kritik. Ja, schon die Beschreibung des ankommenden Bäckers, grad als der „giftige“ Gänserich den Mittelpunkt bildet, informierte über seinen Stand, nicht zuletzt auch durch den Rhythmus:

Un as dat Beist sick so gebird't,
 Dunn kümmt in vörnehm stolzen Gang
 Den Fautstig äwr'e Wisch entlang
 En staatschen Mann; de Bäcker wir't,
 De rike Bäcker an den Mark. (9)

Zugleich aber kündigt die immer wieder ins Komisch-Belustigende drängende Darstellung seiner Bekämpfung schon hier die sichere Geborgenheit alles Guten in des Dichters Hand!

In der Gänserichszene wird das zentrale Ereignis unserer Dichtung: der Einbruch des Bösen in das Gute künstlerisch Gestalt und so in seiner Bedeutung sichtbar. Das Böse erscheint als der Feind der Natur. Mit seinem Eintritt ist die ganze Frühlingstlust zerstört, deren poesievolle Gestaltung den entzückenden Eingang des Kunstwerks bildet: Hart stoßen beide Welten gegeneinander. In ihrer Geschlossenheit treten der aufgebrauchte Gänserich, die schreienden Gänse,

die spottenden Kinder dem Bäcker gegenüber, gleichermaßen betroffen, gleichermaßen abweisend. Schon hier wird offenbar: nicht die Natur und der Mensch schlechthin, sondern die Natur und die guten Menschen gehören in dieser Dichtung zusammen. Fiken und die Kinderschar wurden sonnig und beglückend umhüllt, der Bäcker wird ausgestoßen. Schon hier zeigt sich das sittliche Prinzip, unter welchem die Natur in diesem Kunstwerk steht. Schon hier treten dieses Sinnes die Tiere in ihre Funktion, die ihnen nach Märchenart angewiesen ist. Mit Stolz auf Hanne und „vör allen den grisen Ganten“ (16), die beide den Bäcker besiegten, beschließen die Kinder den Tag. Der Bruch dieses Tages aber, welcher durch das bloße Auftreten des Bäckers erfolgt und die Eingangsszene so gegensätzlich spaltet: der jähe Wechsel von Fröhlichkeit zum Spott, vom Singen zum Schreien, vom Lachen zum Weinen, vom Glück zur Angst, von Friedlichkeit zur Wut, vom Spiel zur Schlägerei, von „Rauh“ zum „Heiden-Höllens-Lärm“ ist die künstlerische Gestalt dessen, was der Dichter später als Fazit aus dem ersten Tage Hanne Nütes in der Fremde zieht, an dem dieser sowohl sein Liebesglück für Fiken als seinen Feindschaft gegen den Mordkumpanten des Bäckers, den Schmied, erlebt: so auf die Doppelheit des Lebensweisend, die in dieser Dichtung aus dem Gegensatz von Gut und Böse resultiert, welche die Grundpfeiler ihrer Lebensstruktur bilden:

Dunn packt em rechtsch un linksch de Welt
 As Bülgem up de wille See,
 Ball deip in Grund, ball hoch tau Höh; . . .
 'Ne anner Leiw, de hett em küßt . . .,
 Un Haß, de föll em giftig an.
 Wat was de Dag vull Freud' un Led! (78)

Der Eingangsszene auf der heimatlichen Wiese mit Fiken in der Mitte entspricht die *Wanderburschenszene* (Kap. 15) in der Fremde mit Hanne. Auf dem Höhepunkt seines Glücks durch die Liebe zu Fiken wandert er voller Lieder mit dem Schneider- und Maurergesellen zusammen „in den hellen Morgen“ hinein (118) zum Rhein. Über zwei Kapitel unserer Dichtung erstreckt sich ihre Sangeslust, daraus uns die heitere Atmosphäre lebensoffener und völlig unbelasteter junger Burschen entgegentritt. Und wieder, wie jene jubelnde Kinderschar auf der Frühlingswiese, finden wir die drei fröhlichen Wandergesellen in wunderbarer Harmonie mit der Natur: die hier als ausdrücklich gottbeseelte die Freude der Burschen erschafft:

Ehr Lid schallt lustig dörch Barg un Dal, . . .
 Doch wat sei singen ut Hartensfreud', . . .
 Dat is de Lust, de rute breckt,
 Wenn Gottes Herrlichkeit

So warm un vull taum Harten spreckt, . . .
 Dat is de Lust, de helle Freud',
 De Maud is 't, de in 'n Harten gläucht,
 Sei möten rute in de Welt! (118)

Doch plötzlich, während sie ihr Lied zu Ende singen,

Kickt em de Smädgesell entgegen.
 Sin Og kickt höhnschen un verglas't
 In ehren lust'gen Kreis herin,
 Un in sin Minen hadd de Sün'n
 Mit all ehr Wut herümmer ras't.
 Swor liggt üm sine Lipp en Haß,
 As wenn ut Bli hei gaten was,
 Un will hei lachen, ward't en Wesen,
 Dat jeden grugen würd un gräsen. (124)

So ereignet sich hier der Einbruch des Bösen durch die bloße Erscheinung des Schmieds, wie dort durch die des Bäckers. Es ist das durch die Sünde unverwischbar geprägte Antlitz voll Wut und Haß, voll Schwere und Starrheit, mit dem „verglasten“ Blick, daraus die Seele entschwunden, mit dem Lachen aus verlorenem Herzen, davor jedem graut, der es vernimmt; es ist die Kunde jener Macht im Gesicht des Mörders, über die er selber machtlos ist; es ist die Selbstentäußerung des Bösen, die den fröhlichen Sangesbrüdern – mit dem Herzen auf der Zunge, mit der Seele im Lied – zum grausigen Erlebnis wird:

De drei Gesellen sprungen up,
 De Lust was hen, de Freud' vergällt. (124)

In äußerster Abwehr, den Abstand ermessend und während:

„Wat gellt di hir uns' Singen an?“ . . .
 „Gah dine Weg', uns lat in Rauh!“ . . . (124)
 „Wi heww'n mit di nicks tau verkihren!“ (125)

entfernen sich die guten, unschuldigen Burschen. Mit feinem Gespür für die Tiefenkraft dieses Geschehens, das jenseits der Handlung und jenseits allen Zufalls steht, hat Fritz Koch-Gotha, der Illustrator unserer Reuterausgabe, es im Bilde festgehalten, so dem Leser mit der wuchtig schwarzen, drohend beherrschenden, allmächtigen Schmiedegestalt im Vordergrunde der lichten Rheinlandschaft, welche die drei Wanderer umhüllt, die Bedeutung des Ereignisses vor Augen stellend. Jenseits von Ort und Zeit bewahrt es seine Gültigkeit in dieser Dichtung, wo immer Gut und Böse aufeinanderstoßen. In seiner Wiederholung später während der Zeit bei Meister Wohlgemuth bringt der Dichter das direkt zum Ausdruck anlässlich seines Lobes auf Hannes Tüchtigkeit in der Arbeit und auf seine Friedlichkeit in der Herbergsgesellschaft:

Un kein, as hei, kunn sick so freu'n.
 Blot wenn de olle Smädgesell
 Ok in de Harbarg was tau Stell,
 Denn wull kein Freuen em gelingen,
 Denn was 't vörbi mit Lust un Singen. (163)

Akzente dieses Grundereignisses sind immer wieder deutlich gesetzt. Man erinnere sich an des Bäckers Gesicht, als dieser auf dem Wege zu Meister Snut, um dem guten, rechtschaffensten Manne die Nachricht vom Mordverdacht auf seinen Sohn zu hinterbringen:

Dor liggt so 'n kolles, frostig Freu'n,
 As sick de Winter freut, wen hei dat Grün
 In Feld un Holt tau Grunnen richt't. (212)

Als Snut aber erkennt, „dat dor so 'n höhnschen Blitz, So 'n Satansfreud herute slog“ (213), wirft er ihn aus dem Hause. Es ist dasselbe „Freuen“, das der Bäcker in Erwartung der silbernen Löffel „knapp . . . unnerdrücken kann“ (235), die das ehrliche Mädchen zur Diebin stempeln sollen. Der Schrecken aber, der Fiken befällt angesichts der Vorstellung, mit dem Bäcker zusammen leben zu müssen, ist der gesteigerte Ausdruck jenes Entsetzens, das die Wanderburschen beim Anblick des Schmiedes packt:

Un 't flüggt en Schudder dörch ehr Knaken –
 „Mi grugt vör em, grugt vör den Mann, . . .
 Mi grugt vör em, ward vör em gräsen.“ (199)

Und niemand wird so leicht die Ansicht dieses Ereignisses aus der Spatzenperspektive vergessen:

Sie stieß ihn fort mit Angst und Grauen.
 Ihr klares Auge starnte bang',
 Als wenn wir Vögel Katzen schauen. (147)

Den stärksten Einbruch des Bösen aber und somit auch den Höhepunkt der Gestaltung dieses Ereignisses erleben wir in der *alten Jüdin*, welche als Mutter des vom Schmied und Bäcker Ermordeten das eigentliche Opfer des Bösen wurde. Als solches wird sie dichterisch Gestalt (Kap. 19, 161–69).

Bi Köln an 'n Rhein,
 Dor steht en Stein,
 Dor sitt des Dags en Judenwiw. (161)

In Rhythmus und Reim schon teilt sich mit, daß der *Stein* hier mehr ist als ein Stein. An ihn ist die Jüdin mit ihrem Herzen gebunden. An „dit Flag, bi desen Stein“ (162), wo sie den Sohn einst verabschiedet und niemals zurückempfangen, ist ihr Leben gebannt:

Hir sitt sei nu all Johr un Dag
 Un klagt ehr ewig Weih un Ach; . . .
 Un slikt sei abends still taurügg,
 Denn seggt sei blot: „Hei kamm noch nich!“
 Un leggt s' sick in ihr Kamer nedder,
 Denn seggt sei: „morgen gah ick wedder.“ (162)

Der Stein gehört zu ihr wie ihre Seele, deren Weh gleichsam in ihn eingegangen. Er ist ihr künstlerisch zugeordnet als der Spiegel ihres Innern, dessen Ausdruck ihr selbst versagt. So wird der Stein zum Symbol ihres zerrütteten Seins und seiner Erstarrung zugleich. Er ist der Inbegriff dessen, was die zu Tode Getroffene noch bewegt, als die Stätte namenlosen Schmerzes, als die Stätte nicht endender Hoffnung zugleich, daraus allein dies ausgelebte Leben mit dem „krummen Liw“, dem „oll Gesicht vull Schrumpeln“ (161) und „de lahmen Händ“ (162) noch Atem zieht: „En düster Og', dat flammt un lücht“. (161)

Was aber das düstere Auge entflammt, kündigt immer wieder der alte *Star*, der in der Jüdin Kammer lebt, wiederum nicht als bloßer Vogel, sondern in engstem Bezug mit ihrem Sein, so daß er dessen Ausdruck zu werden, ja, für sie zu stehen vermag, als sie selbst schon zerbrochen; denn

wat de Vagel raupen deiht,
 Dat is de ew'ge Weddershall,
 Wat ehr dörch Kopp un Harten geiht . . .
 Bald schriggt hei up: „De wille Murd!“
 Bald ftustert hei so krank un swack:
 „Min Isaak! Min Isaak!“
 Un kriis't sick up un schriggt denn wider:
 „Fluch! Dreimal Fluch den willen Mürder!“ (163)

Der Vogel ist der Jüdin künstlerisch zugeordnet wie jener Stein, auf dem sie sitzt, ja, wie alles, was um sie ist und aus ihrem Innern Bestrahlung empfängt. Nur insofern gewinnt es Leben und Aussagekraft. Nur insofern ist auch die Jüdin noch existierend. Denn die Dinge als solche sind für sie versunken. Ihre Realität liegt einzig in jenem innersten Bezug. In ihm aber werden sie allmächtig:

Un as sei an de Harbarg kümmt,
 Dunn is 't, as wenn s' nich wider kann,
 As wenn 't den Aten ehr benimmt. (164)

Der Sitz des Mörders wird für die Jüdin wesenhaft, in der Herberge tritt ihr sein Geist entgegen, die Stätte des Bösen packt sie leibhaftig an. Von dem Mörder selbst aber erblickt sie nur sein – Gesicht und an diesem wiederum nur jenes innere, das sie verfolgt bei Tag und bei Nacht

mit gruglich Plack un Plag' . . .
 De Satan is 't, von den sin Hand
 Ehr Kind den Dod mal leden hett. (164)

Mit den Augen der Jüdin betreten wir eine andere Realitätsebene, darin nicht die Erscheinung, sondern das Wesen gilt, nicht das Ding, sondern das Ding an sich. Der Schmied befällt die Jüdin als die Inkarnation des Satans, des Bösen schlechthin. Angesichts dessen aber durchlebt sie wie von neuem das schlimme Geschehen, und ihre ganze Not, sonst nur dem Steine vernehmbar und im Vogel sich kündend, bricht noch einmal mit Macht an den Tag und entläßt sich in wildem Fluche, damit die Gerechtigkeit Gottes beschwörend im Sinne ihres Glaubens: „Ja, Og üm Og un Tähn üm Tähn!“ (167), während ihre fluchende Erscheinung selbst schon die Schrecken der Hölle umwittert:

As en Gespenst ut Mürdergruft
 Rich't sei sick bleik vör em in En'n,
 Sei reckt tau Höcht de magern Hän'n
 Un schüdd't sei bäwernd dörch de Luft . . . (164),

bis sie darüber zusammenbricht.

Aber ihre *Kammer* mit dem fluchenden Star in der Mitte und befallen von den Klage- und Rachegeistern ihrer Seele, lebt weiter davon. Und es ist, als ob der Fluch des Vogels nun über die Jüdin selber kommt:

Un swor un ängstlich stähnt dat Wiw,
 En Schudder flüggt dörch ehren Liw. . . (166)

Es ist, als ob die Geister, die sie rief in ihrem grenzenlosen Leid, das der böse Schmied über sie verhängt, nun ihr selber zu Boten der Hölle geworden, die sie nicht wieder los zu werden vermag:

De Vagel klagt, de Vagel schriggt,
 Un düstrer ward dat Dageslicht –

so kündet auch der Himmel den Einfall des Bösen –

Un swore, swarte Schatten recken
 Sick hoch un höger ut de Ecken. (166)

Mit dem Fluche, der die Seele der bewußtlosen Jüdin beherrscht, den ihr Star unablässig bekundet, sind im Symbol der „schweren, schwarzen Schatten“ die Mächte des Bösen auch in ihre Kammer beschworen, darin sie nun geistern in jedem Dinge:

As wenn von Kisten un von Kasten
 De Deckel un de Faugen basten,
 Un dor ut oll Geschirr un Tüg
 Gespenster heimlich rute kiken
 Un lising dörch de Kamer sliken,
 Un all de Klagen, all de Flüch',
 Un wat sei von de Undaht wüßten,
 Noch einmal klagen un fluchen müßten. (166)

Hanne aber schwindelt, als er die Kammer der Jüdin verläßt:

Hett in de Höll herunner seihn,
 In de ein Minsch den annern stött;
 Un düst're swore Schatten teihn
 Em üm dat junge, klore Og';
 Em is, as wenn hei Deil dran hett. (167)

Die „schwarzen Schatten“ wiederum symbolisieren es. Die völlige Veränderung seines Wesens ist die Folge dieses seines stärksten Erlebnisses des Bösen: an der Jüdin, in deren leidender Seele es schließlich „fortzeugend Böses muß gebären“. Und wieder spiegelt der Verlust aller Fröhlichkeit auf Jahre den tiefen Einbruch in Hannes Seele:

Sin Arbeit ded hei as vörher,
 Doch was 't ok man de Arbeit just:
 Kein Spaßen mih flog hen un her,
 Vörbi was 't mit de olle Lust. (168 f.)

Ja, zugleich ging gar mit der Lust auch seine Friedlichkeit darüber verloren, wie Meister Wohlgemuth besorgt zum Ausdruck bringt:

Du wast süs so vull Fröhlichkeit,
 So lustig, as ein wesen kann,
 En jeder lewt mit di in Freden,
 Un ganz verännert büst du nu:
 Nu hest du Strid un Stank mit jeden. (169)

Der Gänserichszene mit dem Einfall des Bäckers in die Kinderfröhlichkeit auf der Frühlingswiese und der Wanderburschenszene mit dem Einfall des Schmiedes in die Sangeslust entspricht auf räumlich und dichterisch erhöhter Ebene des Himmelsbereichs die *Gewitterszene* (Kap. 11, 92–95), darin aber die Betroffenheit durch die Erscheinung des Bäckers zugleich machtvoll auf diesen selbst zurückschlägt: damit das Ereignis vom Einbruch des Bösen in das Gute wendend in das der Bekämpfung des Bösen selber – durch die von Gott heraufbeschworene und ununterdrückbare Gewissensmacht –, welches wie jenes die ganze Dichtung durchwaltet und sie am Ende in der Selbstentblößung der Sünder siegend beherrscht.

„Un all'ns ist Lust un all'ns ist Freud'!“ (92) Wir sind auf großem Vogelkindtauffeste in der Weide, als die Spatzen und ihre Gäste, nachdem die Störfriede – über den Plan der Beschützung des Liebespaares entrüstet – das Revier verließen, nun erst die reine Festesstimmung überkommt und ihr Jubel in Liedern die Luft erfüllt:

„Kiwitt,
 Wo bliw ick?
 In 'n Brummelbeernbusch,
 Dor sing ick,
 Dor spring ick,
 Dor heww ick min Lust.“ (92)

Und wieder ist Frühling, wie auf jener Wiese in der Eingangsszene, und die ganze davon beseelte Natur umhüllt hier die Vogellust wie dort den Kinderjubiläum, und wieder ist der Himmel eins mit den Vögeln, wie dort mit den Kindern.

De Sünn, de schint, Mailüftung weiht,
 De Bom, de gräunt, de Blaum, de bläuht,
 Dat lütte Vogelvolk, dat singt,
 Dat 't hell herup taum Hewen klingt. (92)

Aber in der Gestalt des Herrgotts darüber offenbart hier die Dichtung zugleich den weisen Sinn, der in dieser Harmonie verborgen liegt, damit die ganze Erscheinung des sonnigen Frühlings über der Vogellust, die Natur, zum Symbol der göttlichen Wertung erhebend.

Uns' Herrgott kickt von baben dal:
 „Na, singt man tau, man noch en Mal!“
 Un allens, wat dor lewt un wewt . . .,
 Dat fählt dat an de sel'ge Rauh,
 Dat Gottes Sünnenangesicht
 Herunne lacht, herunne lüch't. (92/93)

Das Symbol empfängt jedoch erst vollends Aussagekraft, als plötzlich angesichts der Erscheinung des Bäckers der Himmel unter Gottes Hand sein Antlitz verändert und im äußersten Gegensatz zu jenem strahlenden Frühlingsbilde voll Sonne und Vogelsang den Einbruch des Bösen bekundet:

Mit einmal sleiht hei 't Finster tau
 Un wen'nt sick af von sine Ird;
 In 'n Ümseihn swart un düster wir't. (93)

– Von hier aus vermag man auch erst jene Verdüsterung des Tageslichts über der flucherfüllten Judenammer völlig zu erkennen, als Urteilspruch Gottes zugleich –

Bligrage Wolken trecken swer
 An 'n Hewen up; de Stormwind quücht
 Un stähnt up swarte Flüchten her . . .
 As de Posaun von 't Weltgericht,
 Brus 't dörch den Wald un äw're Saten,
 Un blinnlings sleiht 'ne fale Lüchtung
 Von 'n Hewen dal nah jede Richtung.
 De Dunner rullt dörch Wald un Feld . . . (93)

Dahin ist auch die Vogellust!

Dat lütte Vagelvolk, dat swiggt
Un hängt in Demaud sine Flücht. (93)

Ergeben scheint es den Anruf von oben zu erwarten, um sich im Sinne Gottes dem Walten der Natur einzufügen, während da unten „mit Angst un Bangen un doch mit Trotz“ der Mörder „Gottes Wort“ vernimmt: „Un kann doch nich de Ogen wen'n Dor von dat Flag . . .“ (93/94). Und als der Blitz auf die Stelle herniederfährt – „Ja, in de Eck, dor was 't, dor was 't“ –, den Bäcker zugleich beleuchtend, fallen die Vögel über diesen her:

„Hei is 't, hei is 't!“ krischt hell de Spatz,
„Kickt, wo hei kickt dor nah den Platz,
Wo nu verfullt sin bläudig Wark . . .“
Un Kiwit swingt sich in de Luft,
Un ward sin Kreisen üm em teihn: –
„Ick weit 't, ick weit 't, ick heww dat seihn!“ (94)

Eins mit dem zürnenden Himmel, schreien die Vögel unter wildem Fluchen des Mörders ihm immer wieder sein Verbrechen ins Gesicht, während dieser sich ständig auf Satan und Teufel beruft: wodurch diese symbolische Gestaltung des machtvollen Gewissensaufstandes als Kampf zwischen Himmel und Hölle, zwischen Gott und Teufel in weltbeherrschender Grundsätzlichkeit ins Licht rückt. Als in letzter Abwehr der finger-weisenden Vögel der Bäcker mit dem Steine auf sie wirft, schlägt der Himmel mit Blitz und Donner die tausend-jährige Eiche zu Boden und damit auch den Bäcker. Gott hat ihn gerichtet, und nicht länger vermag er den „Ort“ zu ertragen, der ihn als Symbol seines Verbrechens immer wieder in seinen Bann zwingt und immer wieder in die Flucht zugleich. Der *Mordplatz an der Weide*, wo der *Kiebitz* sein Nest gebaut, ist dem Mörder symbolisch zugeordnet wie jener Stein der Jüdin und ihr Star als Träger und Kündler ihres Leides um den Ermordeten und der Sühne dieser Tat.

De Mürder tummelt dal tau Ird
Un liggt un stähnt, en gruglich Bild,
Un richt't sick up un kickt so wild
Un stört 't denn furt,
Furt von den Urt,
Dörch Nacht un Storm, man furt, man furt!
De Dunner rullt, de Blitz, de lücht't,
De Vagel ümmer üm em flüggt
Un röppt dörch Mark em un Gebein:
„Hei ok, hei ok, hei hett dat seihn!“ (95)

So fordert der Vogel den Mörder schließlich selbst zum Zeugen seiner Tat heraus. Das Gewissen ist allmächtig in ihm aufgestanden und drängt das böse Geheimnis an den Tag.

Die Gewitterszene bildet in diesem Kunstwerk die zentrale Stelle für die Erkenntnis der sittlichen Struktur unserer gesamten Dichtungswelt. Als oberster Richter wacht Gott über der Welt, des Guten sich freudig, dem Bösen zürnend. Und der Himmel wird der Ausdruck seines Urteils. Die Sonne ist sein Antlitz. Reich bescheint sie in dieser Szene die grünende, blühende Maiennatur und die lustig singenden Vögel darin zum Zeichen des Wohlwollens und der Mitfreude Gottes. Und seit langem sind wir durch die Dichtung angewiesen, in herzlicher Fröhlichkeit immer den Widerschein des Guten zu sehen. Daher beschien die Sonne die Kinderfröhlichkeit auf der Wiese, daher umhüllte die „helle“ Morgennatur den frohen Wanderburschensang. So bilden auch die Vögel mit ihren Liedern den Bereich des Guten, darüber Gottes Sonne liegt. Wir haben erlebt in jenen Szenen, daß im Bereich des Bösen jede Fröhlichkeit erlischt und jedes Lied verstummt. Es war das Merkmal der Bösen, daß sie keine Freude kennen und kein herzliches Lachen. Von der Warte der Gewitterszene her empfängt diese ganze Symbolik erst ihre volle Aussagekraft, indem sie sichtbar wird innerhalb der gottgebundenen Ordnung unseres Dichtungsweltbildes. Nun ist offenbar, daß Fiken mit dem „Sonnenstrahl“ Gott in ihrem Herzen hat. Angesichts des Bösen dagegen wendet Gott sein Antlitz ab, und es verdunkelt sich die Welt. So wie die Sonne zuvor das Zeichen seiner Freude über die Guten und seiner sie alle erquickenden und beglückenden Güte gewesen, so geben Sturm, Donner und Blitz in Gottes verdüsteter Welt Kunde seines vernichtenden Zornes über das Böse.

Die Vögel erscheinen dabei als seine eifrigsten Helfer, stehen in seinem Dienste, sind gleichsam sein Werkzeug. So bilden der Himmel und die Vögel das Medium seines Eingriffs in die menschliche Welt. Den Vögeln liegt es ob, mit ihrem Geschrei die Bösen zu verfolgen, zur Verantwortung zu rufen und ihr Gewissen zu wecken. Und damit erscheint auch die ganze Vogelaktivität im Auffinden und Ans-Licht-Bringen der Mordbeweise als letztlich göttliche Bestimmung in dieser Dichtung. Ja, auch in jenem anderen Drange, die vom Bösen gefährdeten Guten zu trösten und zu beglücken, womit die Vögel ebenfalls das Ganze durchwirken, sind sie in Harmonie mit dem obersten Richter. Die Gewitterszene macht offenbar, wie aus Gottes sittlichem Ordnungswillen die gesamte Wertungsinitiative unserer Dichtung resultiert. Es ist die Idee der Gerechtigkeit, die über diesem Kunstwerk waltet. Indem aber dem Himmel und der Natur, vor allem den Vögeln, die Rolle zugewiesen ist, die Menschheit

in ihrem Gegensatz von Gut und Böse ins Licht zu rücken und im Geiste jener sittlichen Idee vom Sieg des Guten geradezu vorsehungshaft deren Tun und Empfinden zu überwachen und zu lenken und also in der Tat „den bedeutungsvollen Apparat der Götterwelt in dem . . . Epos zu ersetzen“ – wie der Dichter laut eines Briefes vom 25. I. 1860 vorausgeplant², ist es ein von vornherein gegebenes Gestaltungsgesetz dieser Dichtung, daß jene außermenschlichen Mächte im Wesentlichen in symbolischer Funktion das Werk durchdringen. Es liegt an uns, das aufzuzeigen. Aber hier in dieser Szene ist sozusagen der innere Beschluß dessen künstlerisch gestaltet. Hier ist die Vor-sehung der eigentlichen Ereignisse erkennbar.

Wie wir sahen, sind es die Szenen des Handlungsstillstands, welche die künstlerisch tiefenkräftigen Schwerpunkte der Dichtung bilden, die also im eindrucksvollen Erlebnis den Leser der Mitte zuführen. Ganz betont außerhalb des dichterischen Vorgangs verlegt der Dichter eine andere Begegnung des Bäckers mit dem Kiebitz, seinem Mordzeugen, – von welcher die beiden Wandergesellen berichten und die wir als *Kiebitzszene* (Kap. 14, 114) bezeichnen wollen – um drei Jahre zurück. Die zeitliche Auslagerung dieser Szene, welche überdies im Grunde eine Wiederholung des Schlusses der Gewitterszene bedeutet, verstärkt noch den Abstand von allem Vorderinteresse der Dichtung und kennzeichnet deren zentrale Bedeutung im inneren Dichtungsraum. In der Tat ist die Machtergreifung des Gewissens, die sich in beiden Szenen vollzieht, das entscheidende Ereignis, welches gleichsam den Boden schafft für die Verwirklichung der Dichtungsidee: daß das Gute schließlich doch zum Siege gelangt, indem das Böse sich selber richtet. Zwar wird der Bäcker juristisch erst durch die Mordindizien überführt, welche in unserm Märchen die Vögel entdecken und planmäßig ans Licht schaffen, was man, wie die ganze Vogelinitiative, letzthin als göttliche Fügung ansehen darf und soll. Aber wie entblößt zugleich seine ganze Gestalt den Täter, als der Rock des Ermordeten unter seinen Dielen zum Vorschein kommt:

Herrgott! Wo süht de Bäcker ut!
 Hei möt sick an de Wand anlehnen;
 Em früst, hei klappert mit de Tähnen,
 Un doch steiht em in groten Druppen
 De blanke Sweit in 't Angesicht. (240)

Und zitternd und schweigend (vgl. 241) erwartet er seine Verhaftung. Diese aber vermag uns kaum noch zu beeindrucken, und der Dichter bedenkt sie

² Vgl. Werke 12, 123.

auch mit keinem Verslein. Ist sie doch hier am Ende der Dichtung nur der Fiken erlösende gesetzliche Abschluß etwas im Grunde längst Geschehenen. Seit langem läuft der Bäcker vor aller Augen in Sündergestalt einher und kann sein inneres Gesicht nicht verleugnen. Und in Wahrheit erlebt er jedesmal sein Gericht, sooft ihn die Stätte seines Verbrechens in ihren Bann gezogen. Wann immer das Gewissen den Mörder herniederzwingt, vollzieht sich der eigentliche Richtspruch an ihm, der seine Existenz bis in den Grund erschüttert. Dies seelische Ereignis ist das zentrale in unserer Dichtung, und daher hat der Dichter seine ganze Gestaltungskraft daran gewendet. Daher stellt er es uns, nachdem die Gewitterszene bereits vorüber, eindringlichst von neuem vor Augen in Fikens Entsetzen über den Anblick des Bäckers, der sie befiel wie die Inkarnation des schlechten Gewissens:

„Ach, Mutting, Mutting, nich nah den'n –
 Wo stört 't hei rin hir in de Angst,
 Wo bäwert hei an Fäut un Hän'n,
 Wo kek hei sick so gruglich üm,
 Wo heisch un braken was sin Stimm! . . .
 Wer so 'ne Angst in 'n Harten dröggt,
 De is nich recht.
 Ick kunnt 't nich anseihn; ick müßt gahn.
 Un in den Drom de ganze Nacht
 Hett mi sin Angst vör Ogen stahn.“ (96)

Mit diesem Spiegel der Gewissensnot des Mörders hat die Gewitterszene erst eigentlich ihren Abschluß erhalten und ihren zweiten Schwerpunkt markiert. Denn dort nämlich erschien der Gewissensaufstand im Bäcker vor allem durch Gottes Zorn im Gewitter und die eifrige Hilfe der anklagenden Vögel heraufbeschworen, ja, ausgelöst schließlich erst mit dem Sturz der riesigen Eiche durch Gottes Hand. Dort stand also zunächst mehr die Urheberschaft des Ereignisses symbolisch im Mittelpunkt als das Ereignis selbst – und eben in der Gestaltung dieser Kausalität sahen wir ja die zentrale Bedeutung der Szene für die Dichtungserkenntnis. In Fikens grausigem Eindruck von der Erscheinung des Bäckers hinterher gewinnt es als solches – und wiederum symbolisch – als existenzbedrohende Innenmacht, erst volle Beleuchtung. Und sichtlich in diesem Anliegen schuf der Dichter sodann noch die Kiebitzszene, die insofern zugleich eine nachdrückliche Ergänzung der Gewitterszene bildet.

Wieder sehen wir den Bäcker sich dem Platz seiner Mordtat auf der Wiese nähern:

„ . . . mit einmal flüggt
 En Kiwitt ümmer üm ehr rüm
 Un röppt un krischt mit helle Stimm;

Dunn steiht de Bäcker dodenblaß,
 As wenn hei bannt un töwert was,
 Dörch sine Knaken flüggt en Bewer,
 Em schüddelt 't as dat kolle Feuer;
 Dunn schütt dat Blaud em in 't Gesicht –
 Min Oll, de denkt, em rögt de Slag –
 Un as hei wedder Lewen kriggt,
 Dunn stamert hei ut 't Mul herut:
 ‚Verfluchtes Dirt, verfluchtes Flag!
 Un stört 't dunn furt in helle Wut.‘ (114)

Wieder gewinnen der *Ort* und der *Kiebitz*, diese beiden Komponenten des Mordraumes, als die Symbole des Verbrechens geradezu magische Macht über den Bäcker, bis er fluchend ihnen schließlich entflieht. Indem wir so zum zweiten Male dies Ereignis erleben, rückt es von selbst in jene Seinsschicht der Dichtung hinein, in die wir bereits durch die anderen Szenen gewiesen wurden und darin die Aussage als schlechthin geltend für unsern Kunstraum sichtbar wird. Ja, dem aufmerksamen Beschauer kann nicht entgehen, wie die Wiederholung überhaupt zur Konzentrierung strebt, zur Reduktion auf das letztthin allein Wesentliche. Schon der Bericht kommt dem von Natur entgegen. In der Kiebitzszene erscheint das Ereignis abgelöst von allen gewaltsamen Anstößen von außen her und wird so dem Leser von vornherein nur noch greifbar als ein in der Seele waltendes. Natürlicherweise sind daher alle Situationsmomente in dieser Szene gemildert. Sie sind in keiner Weise besonders oder ungewöhnlich. Auf offenbar ganz harmlosem Gange befindet sich der Bäcker mit seinem Bekannten, welcher ihn überdies abgelenkt von allem Argen erscheinen läßt. Und es ist nur dieser eine Kiebitz – dort dagegen war es in heftigem Zusammenwirken mit dem Gewitter eine ganze Vogelschar – der den Mörder kreischend umfliegt und so augenblicklich die ganze Gestalt in Bann schlägt: mit Totenblässe, Erbeben, Schüttelfrost . . . Hierauf hat der Dichter diesmal das ganze Gewicht seiner Gestaltung gelegt. Die Spiegelung des seelischen Vorgangs in der äußeren Erscheinung gelangt zu eindrucksstärkster Ausarbeitung, wodurch also die angesichts des Ortes und des Vogels erwachte Gewissensmacht so recht als eine im Innern des Mörders erstandene und herrschende sichtbar wird, während in der Gewitterszene der Zorn Gottes und der Trotz des Mörders – der Kampf zwischen beiden also – noch so mächtig die Mitte bildeten. Zwar folgt ja auch dort die Besiegung des Bäckers dem Kampf. Aber die Schwerpunkte liegen in beiden Szenen gegensätzlich, so daß sich von Natur schon dadurch auch jene Verschiedenheit der Gestaltung ergeben mußte. Insofern bedeutet die Gewitterszene inhaltlich zugleich eine Vorstufe zur Kiebitzszene. In dieser erscheint von vornherein der Trotz bereits gebrochen, und

kampflos beherrscht das Gewissen den Mörder, ihn damit dem Anblick der Umwelt aussetzend und bloßstellend, sowie der Kiebitz ihn schreiend umfliegt. Im „stotternden“ Fluch allein, nachdem „hei wedder Lewen kriggt“, lebt schließlich noch ein Rest jenes Trotzes hier zaghaft wieder auf, der sich dort in so „wilder“ und machtvoller Gebärde zum Kampf gegen Gott erhob. „Hei kann kein Kiwitts hüren schri'n“ (113), geht als sichere und bekannte Tatsache thematisch dem Bericht der Kiebitzszene voraus: zum Zeichen der Machtlosigkeit des Bäckers gegenüber seiner Gewissensmacht. Und es ist bezeichnenderweise der „Blick“ des Mörders, dieser direkte Spiegel der Seele, welcher seinen Begleiter hinterher getroffen, womit uns der Bericht schließlich entläßt. Wieder setzt der Dichter damit, ähnlich wie damals durch den Anblick des Bäckers nach dem Gewitter, nachträglich noch einmal den Akzent auf das, worauf es ihm ankommt: den tödlichen Ernst des Gewissensaufstandes im Mörder angesichts des mokierenden Lachens seines unbeteiligten Begleiters unvergeßlich ins Bewußtsein rufend:

Dunn hadd de Bäcker, ahn tau spreken,
 Em mit en düstern Blick ankeken,
 De wir so scharp dörch 't Hart em gahn,
 As hadd 't ein mit koll Isen dahn.
 Hei hadd sindag' nich wedder lacht,
 Wenn hei an jennen Blick hadd dacht. (114)

Da haben wir wieder die streiflichtartige Verbindung zu dem anderen Grundereignis unserer Dichtung, welches immer gipfelte in dieser symbolisch-weiten Kunde: daß im Bereich des Bösen jedes Lachen verstummt.

Wie durch die Gewitter- und Kiebitzszene der Gewissensaufstand im Bäcker künstlerische Gestaltung fand, so erleben wir in der *Szene am Judenhaus* (Kap. 23, 208) – deren heimliche Zeugen Hannes Freunde werden – dasselbe Ereignis im Schmied, nachdem dieser auch noch den Mord an der Jüdin begangen. Wieder sehen wir den Mörder der Stätte seines Verbrechens sich nähern: den Schmied hier dem Judenhaus wie zuvor den Bäcker jenem „Flag“ auf der Wiese neben der Weide. Und schon verrät sich im heimlichen Schleichen und ängstlichen Umsehen das schlechte Gewissen:

Hei stümpert sacht heran und slickt
 Dat Judenus entlang un kickt
 Sick ängstlich üm, wat em wer süht. (208)

Wieder gewinnt der *Mordraum* als Symbol des bösen Werkes wesenhafte Macht über den Täter, ihn an sich bannend wie vorher den Bäcker:

Dat is, as wenn 't em ranne tüht,
 As müßt hei wedder un wedder seihn
 Den Urt, wo mal de Daht gescheihn. (208)

Und wieder ist der Raum durchgeistert von dem Vogel, der die Tat gesehen und dadurch mehr als ein Vogel geworden: den Täter an sich bannend wie der Ort:

Un doch is 't em, as wenn an desen Urt
 En gruglich Wesen up em lurt,
 Dat em nich laten künn. (208)

Es ist derselbe *Star*, dessen Klage und Fluch so lange die Kammer der Jüdin erfüllte und dessen gleiche Rufe: „De wille Murd . . .“ nun gelten wie einst, nun gelten von neuem und mit doppeltem Gewicht, wo sie aus dem „Tüschchenhus“ ertönen, darin der einsame *Star* noch seinen Platz bewahrt, nachdem die Jüdin ihr Haus verließ, deren Recht er noch immer vertritt. Noch immer ihr verhaftet also, liegt schon in dieser „Sendung“ des Vogels jene Gewalt über dem Mörder, die diesen wie das Gericht überkommt, sobald er nur die Stimme vernimmt, und die in dem zweimaligen „gruglich“, welchem das „Gräsen“ seines eigenen Gesichtes entspricht, atmosphärisch die Szene beherrscht.

Dat is de Stimm, dat is de Lud,
 De hei in jenne Nacht hett hört!
 Ja, ja, dat sünd de sülw'gen Wüüd',
 De em verjagt,
 As hei de gruglich Daht hett wagt.
 Hei steiht, as hadd de Slag em rührt,
 Hei reekt de Hän'n wild vör sick hen:
 „Lat los! lat los! Wat willst du denn?
 Ick namm di nicks, as dit allein!“
 Dunn klirrt wat an dat Finster ran
 Un klingt wat runner up de Stein.
 „Nimm hen! Nimm hen! Mihr heww ick nich!“
 Un tummelt von dat Finster t'rügg,
 Un, willes Gräsen in 't Gesicht,
 Stört 't hei entlang de stillen Straten;
 Un achter em de Vagel schriggt:
 „Fluch! Dreimal Fluch den willen Mürder!“ (208/9)

Was der Kiebitz für den Bäcker bedeutet, das bedeutet der *Star* für den Schmied. Beide packt die Stimme des Vogels, der ihre Tat erlebt, leibhaftig an. Beide sind, sobald sie ihn hören und sehen, wie „vom Schlag gerührt“ (114, 208). Beide entreißen sich schließlich in höchster Angst dem Bannkreise dieses göttlichen Gerichtes durch wilde Flucht, während beide der Schrei ihres Vogels verfolgt. Gleichmaßen sind also auch die Vögel den Mördern zugeordnet, symbolisch die Macht ihres Gewissens spiegelnd. In strenger Parallele und mit

gleichem Gewicht stehen diese Szenen des Bäckers und des Schmieds in unserm Kunstwerk zu eindringlichem Ausdruck jenes seines Grundereignisses einander gegenüber, welches eben dadurch von selbst als solches in seiner über-zeitlich-räumlichen Gültigkeit abseits des vordergründigen Handlungsgangs erst vollends in die Mitte rückt.

Dem näheren Blick bleibt aber nicht verborgen, daß im Schmied das Ereignis zugleich eine Steigerung erfährt, ja, wir erinnern uns, daß insofern bereits die Kiebitzszene eine Steigerung der Gewitterszene bedeutete. Während in dieser der Trotz noch mit Macht Gott und die Vögel bekämpft und der Bäcker mit Fluch die Szene erfüllt, bis er darüber zusammenbricht, erscheint in der Kiebitzszene der Mörder schon machtlos in des Vogels Gewalt, und erst nachdem der Gebrochene wieder Leben spürt, flackert auch der Trotz noch mit auf, und Wut und Fluch bilden am Ende die verzweifelte Abwehr des Flihenden, während freilich sein Anblick nach beiden Erlebnissen den wahren Zustand der unüberwindlichen Gewissensmacht nicht zu verbergen vermag. Im Schmied aber ist keine Spur des Trotzes mehr und keine Wut, als ihn der Mordraum umfängt, und nicht ein einziger Fluch entkommt seinem Munde. Widerstandslos beherrscht die Macht des Gewissens sein Inneres, welches die Last nicht ertragen kann und die Existenzbedrohung in einem Maße erlebt, wo die Löschung der Schuld als einzige Rettung erscheint. In dem Klirren des gestohlenen Ringes, den der zwifache Mörder dem Vogel zuwirft, um ihn zu beruhigen – „Nimm hen! nimm hen! . . .“ – kündigt sich die tiefe Verworrenheit der so gewissengebannten Mörderseele, für die angesichts der Fruchtlosigkeit dieses Tuns die Flucht nur der einzige Ausweg bleibt. In dieser Schmiedszene ist es umgekehrt nun der Vogel, welcher den davonstürzenden Mörder mit Fluch belädt – damit die Selbstverdammung des Sünders symbolisch spiegelnd. Den stillen Zeugen dieser Szene aber, die unterwegs sind, ihren guten Hanne vom Mordverdacht zu befreien, konnte diese Selbstentblößung angesichts des Stares nicht entgehen:

De Vir, de stahn ahn Luft un Aten,
As wiren s' bannt up dese Stell.
„Dat is hei!“ röppt taulezt de Snider,
„Dat is de olle Smädgesell:
De hett dat dahn, de ded de Daht!“ (209)

Zwangsläufig geht der Blick von hier in die *Gerichtsszene* (Kap. 25), wo die Spannung auf den Höhepunkt gelangt ist. Denn die Aussagen derer, die Hanne unschuldig wissen, sind nicht beweiskräftig, da sie einzig auf der Kenntnis seines Charakters beruhen. Die Frau Meisterin, die ihn am besten kennt,

zeigt sich in ihrer Liebe vor ihm keines Wortes mächtig. Meister Wohlgemuth vermag das Zeugnis des blutigen Hammers gegen ihn mit bestem Willen nicht zu entkräften. Und die Jüdin schließlich, die allein zuständige Zeugin, auf die sich aller Hoffnung richtet, erweist sich als vernehmungsunfähig, da ihr Geist bereits dieser Welt entrückt, nur mit dem Einen noch an ihr haftend: der ständigen Suche nach jenem Ringe, ihrem Amulett, dem Symbol ihrer Unlösbarkeit von dem Sohn, für den allein ihre Stimme noch lebt: „Min Isaak! min armes Kind! . . .“ (226) Doch stellt eine letzte Hoffnung sich ein, die Hanne den Mut erhält:

Verlet em Minschenmacht hinedden,
Uns' Herrgott, de verlett em nich! (227)

Da tritt der Schmiedegesell herein: „Den hellen Trotz up sin Gesicht.“ (227) Und mit frechster Lüge gelingt es dem Bösen, eben jene Ringgeschichte, die ihn in der Stille als Mörder entlarvt, zum Zeugnis gegen Hanne zu verwenden und – mit scheinheiliger Geste sich zum Propheten der Gerechtigkeit erhebend: „De Wahrheit, de kümmt doch herut“ – die ganze Schuld glaubwürdig auf den Unschuldigen zu wälzen: „Un jeder smitt up em den Stein“. Noch einen Schritt weiter geht es in dieser Richtung, als der Mörder, plötzlich vor sein Opfer, vors Lager der Jüdin gestellt, nach dem ersten Schrecken – „Hei glotzt sei an, hei prallt taurügg“ – sich wiederum zur Lüge ermannt: „Ne, ne! De Fru, de kenn ick nich!“ Zwar faßt sein Gewissen ihn heftiger an, als von neuem sein „has't'ger Blick“ auf sie fällt, –

De Sal, de dreiht sick üm em her,
De kolle Sweit flütt dal de Backen,
'Ne wille Angst, de ward em packen. (229) –

aber im Bunde mit dem Satan schafft er die Unterdrückung, die Lüge nun gar mit dem Schwure sichernd:

„Un heww ick s' seihn in minen Lewen,
Mag Gott en Wunnerteiken geben!“ (230)

Da ruft der *Star* seinen alten Fluch, und im Augenblick ist des Mörders ganze Widerstandskraft dahin. Es wiederholt sich mit großer Macht das Ereignis am Judenhaus:

Den Faut vörut, as müßt hei furrt,
Wid von sick reekt de starren Hän'n,
As müßt hei Geister von sick möten,
Dat Og verglas't, dat Hor in En'n,
Den bleiken Mund tausamen beten,
Nich frech mihr, gruglich antauseihn,
So stunn hei as en Bild von Stein . . .

De Kraft was hen, hei sackt tau Ird:
 „De Stimm! De Stimm! De Stimm, de wir 't",
 So zischt dat dörch de slaten Tännen. (230/1)

Hier ist kein Entfliehen mehr wie zuvor am Judenhaus. Der Wechsel vom „frech" zum „gruglich" hebt alle Gegenwehr auf. Das „steinerne Bild" des Gruglichen ist der Spiegel unabwendbarer Verdammung. Mit unwiderstehlicher und unerträglicher Gewalt packt in des Vogels Stimme das Gewissen den Mörder an und erzwingt durch ihn selbst nun die Wahrheit ans Licht:

„ Lat los! Lat los! Un mak en En'n!
 Ick ded 't! Ick ded 't! Ick will beken'n!
 Ick will beken'n, wat ick verbraken:
 'Ne anner Daht noch heww ick dahn,
 Den Juden heww ick ok dod slahn!" (231)

In der Gerichtsszene gelangt also das Ereignis des Gewissensaufstandes, das in der Gewitterszene in heftigem Kampf mit dem Bösen seinen Anfang genommen, nun in seinem völligen Siege zum Höhepunkt. Es rückt um so eindrucksvoller ins Blickfeld, da es hier mit seiner schönsten Frucht: der Wahrheitskunde, dem Selbstgericht des Mörders, in die Vordergrundsebene der Dichtung eingetreten ist, dem ganzen Handlungsgang nun den ersehnten Abschluß bietend. Es ist besonders befriedigend, zu sehen, wie so unsere „Vagel- und Minschengeschicht" aus tiefster Seinsschicht des Kunstwerks ihre Motivierung empfängt. Die Rettung Hannes und Fikens beruht letztthin auf der Macht des Göttlichen, die unsere Dichtungswelt beherrscht, im Gewissen sich kundet und im Vogel symbolisch zur Darstellung kommt. Was die Gewitterszene dichterisch ein für allemal bereits zum Ausdruck gebracht hatte, damit geradezu programmatisch das Ganze durchleuchtend, das verkündet der Dichter direkt selbst noch einmal am Ende der Gerichtsszene:

Ut'n Vagel hadd uns' Herrgott spraken. (231)

Seit alles Böse ausgeschaltet ist aus unserm Dichtungsraum, sind Friede und Freude zurückgekehrt. In ihrem reinen Ausdruck endet das Ganze. Doch nicht nur als befreiendes Ende der leidvollen Geschichte, sondern wiederum in tiefenperspektivischer Konzentrierung des Eigentlichen als Zusammenschau im Rückelerlebnis dessen zugleich, was in diesem Kunstwerk doch das letztthin beherrschende und sichere Zentrum bildete: der große, tief gestaffelte Bereich des Guten, mit Gott und seiner gesamten Natur über Hanne und Fiken. So ist die *Schlußszene* (Kap. 27, 241-46) ein wahrer Schlußakkord: in ihrer Ver-

bindung zum Frühlingswiesenglück der Kinder zu Anfang und zur Tauffestfröhlichkeit der Vögel in der Mitte der Dichtung, vor allem aber im Symbol der *Weide*, dem segensreichen Mittelpunkt dieses Bereiches, seine wesentlichen Ausdruckszentren noch einmal in sich vereinigend zur Innewerdung seiner Bedeutsamkeit und seiner wesensprägenden Kraft für die Dichtung. Denn in ihm liegt es letztthin begründet, daß wir trotz der an sich traurigen Geschehnisse in heiterer Stimmung das Ganze durchleben.

Wieder sind wir zu großem Vogelfeste in der Weide –

Un all de lütten flinken Gäst,
De trecken nah dat Sparlingsnest (242) –,

doch diesmal „nicht“ „auf Kindelbir“ (243) – man beachte den dichterischen Bezug – sondern zur Freude über Hanne und Fiken:

Wir ha'n die beiden durchgebrungen
Durch alle Fährlichkeit und Not! (243)

Und hier ist es der Herrgott selbst, der gutmütig lacht über diese Einbildung der Vögel – welche auch die der Menschen sei! –, selbst das gute Werk vollbracht zu haben, und so am Schluß der Dichtung mit humorvoller Geste noch einmal deutlichst klärt, was die Gewitterszene ja gezeigt hatte, daß er allein der Urheber und Träger des ganzen Geschehens:

Denn prahlt hei drist, denn glöwt hei ümmer,
Dat hei dat ut sick sülwen hett,
Un hadd 'ck em mit de Näs' upstött. (243)

Wieder sind wir im blühenden Mai wie einst auf dem Kindelbir-Vogelfest, und wieder herrscht reine Fröhlichkeit, die sich steigert gar zur Ausgelassenheit:

Un allens lacht, un allens singt,
Un allens danzt, un allens springt;
De oll Herr sülwst, de Adebor,
Steiht hüt nich up den einen Bein,
Vergett sin Wüird hüt ganz un gor
Un stellt sick lustig in de Reih'n
Un danzt henup un danzt henäwer
En Schottschen dörch den gräunen Klewer. (242)

Und wieder also wie damals, ehe noch der Bäcker kam, sieht Gott beglückt auf diese lustige Welt hernieder:

Uns' Herrgott kickt ut 't Finster rut
Un lacht . . . (242)

Denn diese Weide, in welche die Spatzen nun wieder beruhigt eingezogen sind, nachdem all ihre Sorge um Fiken vorbei, ist das Ortssymbol des Guten

in unserm Kunstwerk, der Stätte des Bösen, jenem Mordplatz, den der Kiebitz bewacht – „. . . hir bi de Wid, hir bi de Wid is 't west" (155) – dicht benachbart, so wie ja auch im Leben

Swor Leid liggt dich bi selig Freu'n
As Barg und Dal tausamen. (107)

Die Weide umspannt gleichsam den ganzen Lebensabschnitt Hannes und Fikens und aller ihrer für sie tätigen Vögel – so wie der Stein der Jüdin, auf dem statt ihrer schließlich Star, Specht und Meise vor dem Gerichtstag in Vorahnung und Vorbereitung des Ereignisses beratend sitzen (219), die Geschichte der Schuld und Sühne des Mörders. Der Weide, dem Wohnplatz des Spatzenpaars, sind Hanne und Fiken zugeordnet wie die Jüdin tagsüber dem Stein und nachts ihrer Kammer mit dem Star, wie der Bäcker dem Mordplatz mit dem Kiebitz, wie der Schmied dem Mordplatz mit dem Star. So ist für alle fünf Hauptgestalten der Dichtung der Ort, dem sie verhaftet sind, der Ausdruck ihres sittlichen Bezuges, ihrer sittlichen Orientierung. Und eben dadurch bilden diese Stätten gleichsam die Pfeiler unserer Dichtungsarchitektur. Der alles überschauende Leser vermag erst völlig zu erkennen, warum über der Weide mit ihrer Vogelwelt immer der strahlende Frühling steht, warum zur Festesfreude, die überdies *alle* Schutzvögel des Liebespaars in der Weide vereint, darüber der Herrgott selber erscheint. Man muß das Symbol in seinem ganzen dichterischen Reichtum geschaut haben, um die künstlerische Bedeutung der letzten Szene zu ermessen, die von rückwärts mit seiner Kraft die Dichtung durchleuchtet, um hier am Ausgang noch einmal das ganze Vogelmärchen in Händen zu halten.

An die Weide kam Hanne beim Antritt seiner Wanderschaft in seinem Abschiedsweh und schlief dort weinend ein (47). In der Weide, darin die Spätzin brütete, während darunter die Mäuse Hannes Brotkrumen verzehrten – wer könnte diese köstliche Darstellung vergessen! – setzte auch die Geschichte der Tiere ein. Hier sang die Nachtigall dem schlafenden Hanne die Liebe zu Fiken ins Herz (64), und damit war die Weide bereits gezeichnet, wodurch sie keine bloße Weide blieb. Dieses Zeichens steht sie uns sogleich auch in der Schlußszene wieder vor Augen: „Wo Hanner drömte von sin lütt Fik" (242). Und als dieser nun am Ende seiner Wanderschaft als „Mann" „stramm und strack", mit dem Blick „so klor un wiß" zur Weide zurückkehrt, schaut er in ihr auch den Anfang wieder:

. . Hir is dat Flag,
Hir heww ick swuren an jennen Dag . . (245)

Wir erinnern uns, wie er damals, die Vögel verstehend: in „Einfalt“ (69) noch der „Weisheit“ (68) des Himmels geöffnet und verbunden, in köstlichem Besitze noch des „Silberblicks“:

In dem das Leben sich erschlossen,
Sein ganzes Sein in Eins geflossen (70),

der Nachtigall den Liebeseid an Fiken geschworen (68). Und „deip in Gedanken“ sehen wir nun den gereiften Mann, auf die Weide wieder zuschreitend, seinen Weg überdenken: „Höll ick min Wurd?“ (245). Die Kernfrage seines Lebens ist wiederum die sittliche! Auch der Leser wird hier inne, wie sich ja an ihr tatsächlich Hannes Entwicklung vollzog. Es war jenes Lied von der Weide, das ihn zum Liebesschwur gebracht, womit die Nachtigall ihn im Garten der Frau Meisterin vor der Gefahr der Untreue bewahrte – „De Vagel sung s' mi in 't Gewissen“ (141) – mit dem Gesang seine Seele zur Weide zurücklenkend und von neuem den Bund mit Fiken besiegelnd:

Dor schallt herun en säutes Lid,
Dat wedder dörch de Seel em tüht,
As dunntaamal,
As hei an jennen Afschidsdag
Vör Jochen sine Husdör lagg. (139)

Ebenso wie Hanne – und wie märchenhaft schlicht berührt wiederum diese Symmetrie – sehen wir nun am Ausgang der Dichtung auch Fiken nach ihrer Erlösung vom Bäcker, von Vogelgesang umhüllt, aus dem Wald heraustretend der Weide zuschreiten:

Un up ehr föllt en Stinnenstrahl
Un lücht üm ehr as luter Gold,
Ehr brunes Og, dat kickt so wacht
Un doch so sinnig un bedacht,
Ehr weike Back is rod un frisch
As dunn³, as sei spelte up gräune Wisch . . (244)

Wie könnten der Segen Gottes, der auf ihr liegt – denn seit der Gewitterszene wissen wir, was der Sonnenstrahl bedeutet –, und die reine Fröhlichkeit, die ihre Seele erfüllt, ja, die volle Bewahrung ihres reinen Wesens durch alle Fährnisse in der Fremde hindurch sich schöner offenbaren als in dieser symbolischen Gleichsetzung mit jenem Bilde der Eingangsszene, wo derselbe „klore Frühjohrsdag“ (244) wie hier am Ende und derselbe Jubel um sie herum – hier der Vögel, dort der Kinder – ihr warmes und liebevolles Herz beglückten, darin schon damals der Sonnenstrahl eingezogen! So mündet das Ende der Dichtung

³ Von der Verf. gesperrt.

in den Anfang zurück, die innere Einheit beider verkündend und damit vor allem die bleibende Geltung dieses positiven Bereichs trotz aller Gefährdung durch das Negative, welche ja inzwischen erfolgte.

Un as sei kümmt an unse Wid',
 Set 't sei sick in den Schatten dal
 Un äwerdenkt vergah'ne Tid. (244)

Auch für Fiken also wird die Weide sogleich der Ort der Besinnung und Rückschau. Und wenn wir selbst uns von hier aus zurückbesinnen, so tritt der innere Grund dafür schnell zutage; denn das ist nicht eigens so gemacht vom Dichter zu wirksamem Abschluß. Hier waltet vielmehr in dichterischer Fruchtbarkeit die Intuition der Seele, die in der Weide die Stätte der Geborgenheit erfühlt, das Zentrum, das wahre Zuhause: wohin alles Leid einst ging, woher aller Trost einst kam. Denn die Weide mit ihren Vögeln und dem strahlenden Himmel darüber bildet vor allem für Fiken den Inbegriff des göttlichen Schutzes. Schon in ihrem ersten „Ach un Weih“ (244), als sie ahnungsvoll die schwere innere Last bedrückte, beim Bäcker arbeiten zu müssen, ging sie, wie Hanne in seinem Abschiedsschmerz, zur Weide „un set 't sick hen, wo Hanner lagg“ (so betont der Dichter schon hier die gleiche Zuordnung beider zu dieser Stätte! 102). Doch auf dem Wege dahin bereits, während ihr selbst ums Herz, „as güng s' in düstre Nacht“ (101), umhüllte sie, wie hier am Ausgang der Dichtung, als sie auf die Weide zuschreitet, der schönste Sonntag:

Un üm ehr rüm is luter Licht,
 Dat lewt und wewt un singt un lücht't,
 As wir de Welt hüt jung irst word'n,
 As wir 't de irste Sünndagmorrn,
 An den 'n uns' leiwe Herrgott säd,
 Dat allens prächtig wesen ded.
 Un sei, sei geht in Blaum un Gras,
 In Sünnesschin un Vagelsang . . . (101)

Geradezu eingebettet in diese göttliche Natur erscheint das weinende Mädchen. Und nirgends ist die Symbolik dieser Umhüllung so offenbar wie hier, wo sie schließlich dichterisch einmündet in ihren Sinn: in den Hoffnungsstrom selber, der wiederum im schönsten Naturerlebnis Gestaltung findet, dabei rhythmisch zugleich schon die wachsende seelische Beglückung Fikens widerspiegelnd:

Un wenn sin Flauten wider teihn
 Dörch frisches Wisch- un Waldesgrün,
 Denn kiken de Blaumen ut ihren Verstek
 Un speigeln sick bunt in de klore Bek,
 Denn ward dat en Flimmern un Lüchten un Gläuhn,

En Danzen un Springen un Küssel un Dreihn;
 Un Welt un Hewen, de danzen mit,
 Wenn vull in Flauten de Strom hen flütt,
 Un in den Harten, do ward dat en Freu'n;
 De Hoffnungsstrom, de heilt un kühlt,
 Bet 't kranke Hart gesund sick fählt. (102)

So war also schon auf jenem ersten Gang zur Weide dem traurigen Fiken der „prächtige“ „Sünndagmorrn“ „in Sünnesschin un Vogelsang“ zum Inbegriff des göttlichen Trostes geworden. An der Weide aber nahmen die Vögel sich des Mädchens an und ließen sie nicht wieder aus ihrer Hut. Was sie im Stillen schon damals beschlossen, als Hanne von ihrem Baum aus in die „Welt“ gewandert (70), und was sie auf jenem Kindtauffeste in dieser selben Weide laut verkündet: ihn und Fiken zu behüten „Vör Untru, Unglück un Gefohr“ (89), das setzen sie nun ins Werk. Die Weide wird das Ausgangszentrum ihrer ganzen Aktivität. Wie hübsch nahm diese ihren Anfang, indem Krischan, das noch nicht flügge Spatzenkind, Fiken in den Schoß fiel, ihre Liebe damit erweckend und das so entsprechende Eingangsbild vom gefangenen Sperling, den Fiken fliegen läßt, zugleich in Erinnerung rufend: worauf ja die ganze Vogelhilfe sich gründet. Mit dem hilflosen Vögelchen in der hilfreichen Mädchenhand trat Fikens Kummer schon zurück:

Kümmt in ehr Hart 'ne Fröhlichkeit,
 Un is 't en lütten Vogel man,
 Sei hett doch wat, wat s' hegen kann. (105)

Und als sie die Weide verließ, den Weg zum Bäckerhaus antretend, da zogen auch die Vögel zur Begleitung mit. Welche Aufmunterung schon trat dem Mädchen im Eifer der Schwalbe, im Rhythmus ihres Gebahrens entgegen:

Un de Swälk, de zwitschert un wippt un stippt
 Ehr Flüchten in 't Water, wenn s' räwer swippt. (105)

Wie schwangen Liebe und Freude mit in dieser verheißungsvollen Kunde durch den so getreuen Vogelruf:

„Lütt Fiken, lütt Fiken, du büst de best;
 Lütt Fiken, lütt Fiken, ick treck mit di;
 An 't Finster, an 't Finster, dor bug' ick min Nest
 Un früh, un früh, denn weck ick di.“ (106)

Ja, derselbe beschwingende Rhythmus setzt sich fort in der Versicherung der Spätzin, in Fikens Nähe ihr Nest zu bauen; in ihrer Ermahnung an Krischan: „Sing' Fiken in 't Hart rin den frischesten Maud“ (106); in der Kunde der Nachtigall, daß sie sich im Bäckergarten ansiedele:

Ick sing' di denn von Leiw', von Leiw',
 Un wenn ick treck, drag' ick de Breiw'
 Von Hanne Nüten her un hen. (106)

Schon ihre Ankunft berührte so heiter:

Un niglich kickt de Nachtigal
 Un hüppt den Weg Busch up, Busch dal. (106)

Als es dann dunkel wurde, schallten dem Mädchen aus dem Walde wiederum „so 'n lustig Lewen un Singen tau" (106), daß am Ende dieses ersten Tages die verzweifelte Seele wieder aufgerichtet war:

Oh gräune Wald, oh Vagelsang!
 Un wir dat Hart ok noch so krank,
 Fäuhlt 't sick von aller Welt verlaten,
 Din helle Klang, din frische Aten,
 De trösten, heilen, richten wedder,
 Wat lagg in Angst un Bangen nedder. (107)

Hier zeigt sich so recht die – wiederum ganz symbolische – Funktion der Natur für die guten Menschen in unserm Kunstwerk, in deren Umhüllung zugleich die ganze Poesie dieser Dichtung liegt, wodurch eben dies Werk vor allen anderen Werken Reuters ausgezeichnet ist. Wer sich die trostvolle Einwirkung der Vögel auf Fiken in Erinnerung ruft, dem ist auch wieder gegenwärtig, wie beglückend die Nachtigall so oft des Pastors Abschiedsrede über die Macht des Bösen unterbrach – „Ei, ei, da ist sie wieder!" –, ihm und dem in die Welt ziehenden Hanne damit neben dem Negativen auch das Positive ins Bewußtsein rufend, dem Leser aber den tiefen Sinn des Vogelsangs überhaupt in dieser Dichtungswelt:

Wie legen sich die Nachtigallenlieder
 So trostvoll doch ans Menschenherz!
 Als wenn sie mit der Sehnsucht Klängen
 Vom Himmel zu uns nieder drängen,
 Zu ziehn die Seele himmelwärts,
 So süß-gewaltig ist ihr Ton! (36)

Das ganze Gestaltungsrevier des Guten in unserm Dichtungsraum ist im Grunde durchdrungen von dieser symbolischen Kunde des Himmel und Erde verbindenden Vogelsangs, die uns an beiden Vogelfesten in Gottes Lachen über der Vogellust in der Weide so direkt dargeboten wird. Und der Blick erhebt sich hier von selbst noch einmal über beide Bereiche von Gut und Böse zur Ansicht der Natur in dieser Dichtung als des göttlichen Bezuges zu ihnen. Wie in der Gewitterszene aus dem Geschrei der Vögel über dem Bäcker Gottes Zorn über das Böse sprach, so aus der beglückenden Vogelbegleitung Fikens

von der Weide aus die Liebe Gottes zu dem guten Mädchen. So erfolgt durch die Umgebung der Vogelwelt in unserm Kunstwerk zugleich die sittliche Durchgliederung des Ganzen. *Krischan*, das Spatzenkind an Fikens Fenster im Bäckerhaus, ist ihr fortan zu inniger Betreuung zugeordnet, im Verein mit jener ganzen liebevollen Vogelschar, die zugleich auch Hanne umfaßt, – wie der Kiebitz dem Bäcker und der Star dem Schmied zu deren Gewissenspein, wie der Star der Jüdin zum Kündler des Unrechts und Retter der Wahrheit. Während der Star den Schmied zu Tode ängstigt mit seinem Ruf, gibt er Hanne „Kraft un Lewen“ (183), wie die innere Stimme seines guten Vaters während der Gerichtsszene (227). Der Vogelsang aber scheidet von vornherein die Welten. „Un all de lütten Vägél schrigen“, als sie den Bäcker kommen sehn.

Den Bäcker stürt kein Vagelsang –
Wat gelt en Vagellid em an? (197)

Singend begleitet die Nachtigall die gute Meisterin, die für Hannes Unschuld zeugen will (vgl. 206). Von dem Schmied aber fliegt sie fort: „För so en Kirl mag ick nich singen“ (143). So läßt die Dichtung mit eindringlichem Akzent durch solche Streiflichter niemals vergessen, daß Gottes Urteil hinter seinen Vögeln steht. Es ist das mit Gottes Sonnenstrahl gezeichnete Fiken, um das herum sie alle nisteten zu seinem Schutz und das zu seinem Trost die Nachtigall in den Schlaf gesungen (107): indem sie im dichten Beieinander von Freud und Leid dem Mädchen im Bäckerhaus die Doppelseitigkeit des Lebens kündete, die ja auch Hanne bereits am ersten Tage seines Schrittes in die Welt erfahren hatte in Liebe und Haß zugleich (vgl. oben S. 154).

Als aber die Not des Mädchens ins Unerträglich wuchs auf jenem Gang von zu Haus zurück, wo es vergeblich Hilfe gesucht gegen die Zudringlichkeit des Bäckers, da trug es sein größtes Leid wieder zur Weide, die zwar von Vögeln jetzt leer, doch, behaftet mit Hannes Schwur an die Nachtigall, längst das Symbol der Liebesverbindung dieser beiden Menschen geworden: Hanne und Fiken gleichermaßen an sich haltend. Darum heißt es wieder wie bei dem ersten Gang des Mädchens hierher:

So kümmt sei nah de olle Wid',
Wo Hanne lagg. . (160)

Derselbe Zusatz: „wo Hanne lagg“ kennzeichnet hier wie damals in der symbolischen Zuordnung auch Hannes hierher den Sinn dieses Ganges. Wiederum nimmt sich ein Vogel der bedrückten Seele Fikens an, als sie sehnsüchtig zum Himmel schaut, und schon seine Schwingen in der Höhe bringen Kunde der Erleichterung, der Befreiung:

Un flüggt tau Höcht un flüggt so licht
 Un swewt so fri dat Feld entlanken,
 Un an sin lichte, rasche Flücht,
 Dor hängen sick ehr swor Gedanken . . . (160)

In Fikens Lied an den Storch, das diesem Grüße an Hanne aufträgt und das in seiner Schlichtheit und Innigkeit wohl kein Leser verliert, findet der Sinn des Ganges an die Weide, welche beide Herzen bindet, seinen vollen Ausdruck.

Die Rückschau in den gottbesonnenen Bereich unserer Dichtung öffnet das Auge für die durch und durch organische Gestaltung ihres Schlußkapitels. Mit der Weide als dem symbolischen Zentrum dieses Bereiches: in welche die Schutzvögel Hannes und Fikens nach Erfüllung ihrer Sendung wieder eingekehrt und unter Gottes Antlitz, von strahlendem Frühling umhüllt, ihre Lust in Liedern verkünden, so nun das befreite, wieder durch den „Sonnenstrahl“ jenes Eingangs-Wiesenglücks gezeichnete Fiken mit der Hoffnung ihrer Liebe im Herzen zurückempfangend und dann auch Hanne, der an diesem „spielenden Strahl“ „in dat kruse Hor“ ebenfalls seine Liebste von einst erkennt: voll reiner Fröhlichkeit nämlich, die jenseits alles Bösen lebt – „Dunn ward 't em in 'n Harten so woll un so weih“ (245), so durchdringt seine Freude den Rhythmus – und unter dem „Brudled“ der Nachtigall sie in die Arme schließt, während der Herrgott die vereinten Liebenden zu reinem Glück in den Himmel ruft.

So durchdringt das Weidensymbol allenthalben und schließlich siegreich unsere gottbeschützte Dichtungswelt, in deren Mitte der Stein der Jüdin steht, das Symbol des Leides am Bösen. Denn wiederum unter Gottes Vögeln riefen die Stätten des bösen Tuns die Täter selber zum Gerichte. So beherrscht letzthin das Gute diese Dichtung, nicht das Böse; so ist die Freude das Bleibende in ihr und nicht das Leid. Aus tiefer Anlage der Dichtung heraus also tritt uns hier die „so versöhnende Absicht“ des Dichters entgegen, von welcher er vor Beginn seines Werkes eindringlich in jenem erwähnten Briefe sprach: in „Hanne Nüte“ einen „heiteren, tröstlichen Gegensatz“ zur „finsteren, sozialen“ „Kein-Hüsing“-Dichtung zu schaffen. Der Anblick des inneren Dichtungsraums, um dessen Darstellung wir uns hier bemühen, vermag zu bezeugen, daß es wahrhaft von innen her gelungen ist, was dem planenden Schöpfer noch fraglich war: jenes Sinnes „die lustige Vogelwelt“ mit dem „ernsten Epos“ zu verbinden⁴.

⁴ Vgl. Werke 12, 123. Es ist sowohl diese ausdrückliche Planung von vornherein, als vor allem ihre künstlerisch-symbolische Verwirklichung, die mir die Vermutung der Herausgeber (vgl. 12, 130) abwegig erscheinen lassen: daß man alle „von der düsteren Stimmung“ der „Kein-Hüsing“-Dichtung „erfüllten Stücke“ – „die Wanderung

Dies wird uns vollends bewußt werden, indem wir uns einmal der *Gestaltung des Tierlebens* als solchem zuwenden, das in unserer Dichtung einen beachtlichen Raum einnimmt und das auch durchaus in sie hineingehört, schon insofern es einen großen Teil der vordergründigen Geschichte bildet. Denn in dieser ist ja den Vögeln die Rolle zugewiesen, den geplanten Schutz des Liebespaares praktisch durchzuführen. Das aber setzt im Tierbereich ein breites Arrangement voraus, da die letzthin gottgewollten Eingriffe der Vögel, obwohl auf höherer Weisheit als der menschlichen beruhend, doch nicht göttlich-schicksalhaft erfolgen sollen, sondern in märchenhaft-anschaulicher Darbietung auf scheinbar natürliche Weise aus der mit menschlicher Vernunft begabten Tierwelt heraus. Daß die eigentlichen Initiatoren der ganzen Vogelaktivität Nachtigall und Storch sind, die ja nicht wissen können, was sich über Winter ereignet, vergrößert noch den Umfang dieses Tätigkeitsfeldes, darin infolgedessen Information, Beratung und Organisation einen großen Platz einnehmen. So umfaßt das ganze 17. Kapitel einen solchen Arbeitsgang: mit dem Bericht an die Nachtigall über Fikens Not, dem Ansporn an den Spatz, hier einzugreifen, so daß dieser das Mädchen zur Heuwiese begleitet, zwischendurch eine Biene engagiert, die dem Bäcker einen „Meisterstich“ auf die Nase versetzen muß, als dieser im Begriff ist, Fiken zu küssen. Und was hat der Storch beispielsweise alles zu tun, damit zum rechten Zeitpunkt zur Überführung des Bäckers der Rock des Ermordeten ans Licht kommt: der Gang zum Kiebitz zur Aufklärung des Fundes – so werden die Tiere ermächtigt, aus eigener Vernunft heraus zu handeln –, zum Frosch zur Erkundung des Mäusesitzes, zum Mäuserich zur Umsiedlung seiner Familie unter Fikens Fußboden, zu Krischan zur Behebung des Zankes um den Rock . . . Allein die Durchführung dieses Planes stellt uns zugleich ein Tierleben vor Augen, das bald den Gang der halben Dichtung begleitet. Der Leser wird sich des Eindrucks der Breite nicht ganz erwehren kön-

Nütes“, seine Begegnung mit dem Schmied, „die auf starke Sensation berechneten grausen Mordszenen, die Gerichtsverhandlung und die Enthüllung des . . . Mordes durch die Vögel“ – „als älteste, zuerst verfaßte Teile der Dichtung“ – „anzusehen habe“, daß die dazu gegensätzlichen des „heiteren Humors“ dagegen – die „Bilder aus dem Kinder- und Vogelleben sowie die Abschiedsszenen beim Pastor, Küster und bei den Eltern Nütes“ – „erst später gedichtet“ seien. Schon die dieser Hypothese zugrunde liegende ganz äußerlich-mechanische Auffassung der künstlerischen Arbeitsweise, die im Wortgebrauch der „Teile“ und „Stücke“ sich selber kennzeichnet, wird man schwerlich akzeptieren. Das Nacheinanderschaffen der ernsten und heiteren „Teile“ „Hanne Nütes“ wäre eine gar zu undichterische Dokumentation der „Wendung“ der „dichterischen Entwicklung“ Reuters in diesem Werke. – In den „grausen Mordszenen“ spiegelt sich überdies auch der am Äußerlich-Vordergründigen haftende Blick des Dichtungsbetrachters wider.

nen. Selbst der Dichter scheint sie – und zwar schlechthin – empfunden zu haben, vermochte jedoch nicht, die Streichvorschläge, die auf seine ausdrückliche Bitte einer seiner Rezitatoren, Kräpelin, vorgenommen hatte, schließlich durchzuführen⁵! Würden wir es wünschen?

Doch setzt uns der eingeschlagene Weg der Betrachtung des Handlungs-ganges, durch welchen eben die Vogel- mit der Menschengeschichte sichtbar vereint ist, schwerlich in den Stand, solcher Frage mit Urteil zu begegnen. Auch hier im reinen Tierbereich der Dichtung müssen wir die vordergründige Ebene, die wir soeben skizzierten, verlassen, um der eigentlich bindenden Kraft inne zu werden. Denn in der Zweckgeschichte allein läge gewiß nicht die Rechtfertigung der Gestaltungsbreite. Interessanterweise sind es nämlich gerade die Momente, die den Leser wahrhaft binden an die Tiergeschichte als den strahlungskräftigen Umgebungsbereich des Ganzen, die mit ihrem jeweiligen Zweck und Ziel überhaupt nichts zu tun haben. Ja, wir könnten jene unmittelbar im Dienste für Hannes Wohl stehende Schilderung des von seinem „Slachtplan“ beseelten Storches über der Meisterin, welche schließlich, vom Rebhuhn irritiert, in ihrem schönsten Aufputz mit all ihren verführerischen Kuchengeschenken für Hanne in den Graben fällt (vgl. 130–132), viel eher entbehren – zumal diese Komik eine fast überholte Stufe unseres Dichters kennzeichnet – als etwa das 7. und 8. Kapitel, die beide mit dem eigentlichen Dichtungsgang nicht den geringsten Kontakt haben. Woran liegt 's?

De Mus' buck treckt sick neger ran
 Un kickt sick Hanne Nüten an,
 Ob hei ok woll tau trugen wir.
 Un set 't sick hen, den Puckel krumm,
 Den Start rank üm de Bein herüm,
 Un röppt ehr tau mit lise Stimm:
 „Kik mal de Kräumels! Nahwersch, kumm! . . .“
 Un lickt nu los un richt 't sick up
 Un sitt so steidel as 'ne Pupp
 Un snüffelt dörch den Abendwind
 Un pipt ganz lis' nah Fru un Kind.
 Un de oll Mus'madam, de slüppt
 Ganz lising ut dat Hus hervor,
 Un allentwegen rute hüppt
 Dat lütte Mus'volk achter ehr . . . (49)

Es ist die wunderbar heitere Atmosphäre, die den Leser zwingend überkommt, wenn er diese liebevolle und echt empfundene Tiergestaltung insich aufnimmt. Sie tritt uns zwar keineswegs immer so rein vor Augen; im „Birglas“ (52)

⁵ Vgl. 12, 132, Einführung der Hrsg.

und „Taschenkamm“ (53) des Spatzen beispielsweise stoßen wir gar auf Entgleisungen. Sie sind im Grunde Übertreibungen dessen, was sonst in feiner Ausgewogenheit den ganzen Charme unserer Tierdichtung schafft. Er erfüllt die Szenen in großer Ausdrucksbreite, sei es im Heiteren, sei es im Komischen, sei es gar im *Humor* oder in allem zusammen und entlockt in jedem Fall dem Leser ein Schmunzeln. Und immer entspringt er aus der Verknüpfung der beiden von Natur so geschiedenen Welten unserer Dichtung. Es ist erleuchtend, die Tiergestaltung daraufhin anzusehen. Indem sie mit menschlichem Worte und menschlichem Urteil erfolgt, sind die Bereiche immer irgendwie miteinander verwoben, oft bis ins Inhaltliche hinein, und der Dichter als der geistige Schöpfer dieses manchmal gar grotesken Vereins tritt in seiner Haltung unverkennbar darin in Erscheinung. Ja, ein geeigneteres Feld dürfte es für Fritz Reuter, der in den „Läuschen un Riemels“ seinem angeborenen Hang zur Entdeckung des Komischen so ausgiebig nachgegangen, ja, an dessen Entwicklung zum Humor die Reife seiner Kunst zu messen ist, kaum geben als dieses in unserer Märchendichtung naturgewordene Ineinander von Tier- und Menschenwelt, darin sich geradezu eine Prädestination fürs Komische verbirgt.

Man denke nur an die erwähnte Schilderung der Abscheu Fikens vor dem Bäcker durch den Spatz:

„Ihr klares Auge starrte bang,
Als wenn wir Vögel Katzen schauen“. (147)

Schon die Verquickung beider Bereiche im bloßen Vergleich ist unweigerlich komisch und zwingt uns so, einmal mit Lächeln von anderer Warte aus das Menschenleid zu besehen, die traurige Geschichte Fikens also nicht in ihrem unmittelbaren Ernst in uns aufzunehmen. Der Dichter hat gleichsam einen sonnigen Filter davorgesetzt. Seine humoristische Grundhaltung enthüllt sich hier zugleich. Sie tritt uns direkt entgegen beispielsweise in dem kleinen Sätzchen: „As Mus' buck sick sin Sloß beseg . . .“ (187), darin das Komische aus der Gegensätzlichkeit der Perspektiven entspringt: in dem „Sloß“ steht dem Leser die ganze Begeisterung der Mäuse für ihr Revier unterm Fußboden vor Augen, vor welchem der Mensch sich schütteln würde. Hier zeigt sich so recht die gemütvollere Schau des Humoristen, die in dem einen Wörtchen „Sloß“ aus der menschlichen Sphäre die Psyche der Tiere in die Rede mit einfängt und wiederum die heitere Stimmung schafft, welche den Ernst der Geschichte der Mordaufdeckung gar nicht erst aufkommen läßt. Ja, dafür war schon gleich zu Beginn gesorgt, als der resigniert in den Umzugsbefehl des Storchs ergebene Mäuserich sogleich das Positive seines lästigen Wohnwechsels begriff:

Denn helpt dat nich! En Bäckerhus
Is noch dat legst nich för 'ne Mus. (158)

Der Leser schmunzelt angesichts der liebevollen Wichtignahme des tierischen Mäusezwecks: des Sattfressens, der sich in seiner Vorstellung hier mit dem eigentlichen, sittlichen des Mordbeweises grotesk verbindet. Es ist die warme Anteilnahme des Dichters an der Tierpsyche, die so oft das Komische ins Humoristische erhebt. Köstlich wird jedem Leser jene Warnung des Storchs an den Mäuserich berühren, darin wieder Menschen- und Tierperspektive so erheiternd zusammentreffen und von dem Ernst der Geschichte völlig entfernen:

Un kümmt 't di, Racker, mal in 'n Sinn,
Dat du lütt Fiken mi verfirst,
Un krüppst mal in ehr Bedd herin
Un up din Ort dor rüm handtierst . . . (158)

In wunderbar humoristischer Gabe ist hier in „verfirst“ und „handtierst“ das Unvereinbare des Mädchenschreckens und Mäusevergnügens zusammengestellt, und der Reim verfestigt noch diesen grotesken Verein, den der harmlose Naturtrieb bedingt, welchem der Dichter in „krüppst“ und „up din Ort“ so gemütvoll Ausdruck verleiht. Dem „Sloß“-gefühl der Mäuse unterm Fußboden entspricht zuvor Krischans, des Spatzenkinds, Entzücken über den Rockfund dort:

Dat is dor ganz pläsierlich unnen,
Ick heww dor allerlei all funnen,
En brunnen Rock, 'ne bunte West,
So hübsch, as du s' nich seihen hest,
Un in de Rocktasch krup ick rin,
Wenn mi ward kolt un frostig sin. (149)

Wieder ist die Verquickung des für die Menschengeschichte so erregenden Mordindiziums mit dem ergötzlichsten Tiervergnügen daran, wieder also die Zusammenschau gegensätzlichster Zwecke das heiterkeitserregende Moment, die liebevolle Hingabe an die Vogelpsyche der Ausdruck des Humors mit seinem bejahenden und trostreichen Lächeln trotz der Verderbtheit der Welt.

Man sieht, im Humor ist die Geschichte des Mäuseumzugs zutiefst und bedeutungsvoll mit der Menschengeschichte unserer Dichtung verbunden, in ihm liegt ihre innere und wahre Rechtfertigung. Mit ihrem eigentlichen Verlauf aber haftet sie nur auch an der Vordergrundsgeschichte der Dichtung und leistet sozusagen die zuverlässige Abwicklung des Zubringedienstes. Im Humor liegt auch der Kontakt des Lesers mit ihr begründet. Und nicht nur mit ihr, sondern schlechthin mit dem Tierleben unserer Dichtung. Wie stimmt es ihn jedesmal heiter, wenn der Storch zur Ausklügelung seiner Hilfspläne für Hanne und Fiken seine Denkhaltung einnimmt:

Un stellt sick up den einen Bein,
 Denn wenn hei recht wat grüweln will,
 Kann 't up des' Ort allein gescheihn. (155)

Es ist die liebevoll menschliche Interpretation der Tiererscheinung, die den Storch zum „Philosophen“ macht, welche das Lächeln erzeugt und über welcher man auch das Lächeln des Dichters fühlt. Auch an den unscheinbarsten Schnittpunkten unserer beiden Bereiche bildet es sich. Wer müßte nicht schmunzeln darüber, wie der Specht seine Beanspruchung durch die Wintersorge in menschliche Rede faßt:

Mi geht 't up Stun'ns man hellschen swack.
 Dor sitt ick nu un hack un hack
 Den leiwen, langen Winter äwer,
 Un denn un wenn man 'n lütten Käwer;
 Ick heww allein mit mi tau dauhn. (129)

Einen Höhepunkt humoristischer Gestaltung dieser Art bildet die Szene der Entlassung der Spatzenjungen in die Welt, die ein echter Bestandteil der vordergründigen Vogelgeschichte ist, indem sie dem Elternpaar ermöglicht, zu Fiken in den Bäckergarten zu ziehen. Interessanterweise ist es aber wiederum nicht diese Bindung an den Dichtungslauf, die ihr Gewicht erteilt und den Leser bewegt. Ihr wahrer Kontakt mit der Dichtung und auch mit dem Leser beruht vielmehr darauf, daß sie eine Parallele zur Menschengeschichte ist, in welcher ja Hanne und Fiken ebenfalls in die Welt entlassen werden. Dem durch die Beispiele geweckten Blick kann nicht entgehen, daß eben in diesem Nebeneinander desselben Tuns in beiden Sphären wieder eine treffliche Voraussetzung zur Schaffung des heiteren Moments gegeben ist. Jedem Leser haben sich die weisen Abschiedsreden eingeprägt, die vor allem Hanne durch Vater Snut und den Pastor empfing und die ihr Gewicht bis ans Ende der Dichtung tragen. Indem sich nun im Tierbereich auch Spatz-Jochen feierlich zur Abschiedsrede an seine Kinder erhebt, beherrscht das Lächeln von vornherein wieder die Szene. Denn wir kennen schon diesen Spatzenvater in seiner Wichtigkeit – und darin ist er ja seiner Natur getreu –, wie er seine Gefühle mit Nachdruck, sentimental und theatralisch, zu verkünden beliebt, während er zu angemessener Wirkung dann sogleich ins Hochdeutsche verfällt:

Ich bin kein Unmensch nich un liebe
 Mein eigen Fleisch un Blut un Brut
 Mit jedem väterlichen Triebe . . .
 Ich bün ein Vater von Gefühl . . . (57)

Wahrhaft komisch ist dann seine Abschiedsrede eben schon durch diesen seinen charakteristischen Zug, das Leben zugleich unter höherem Aspekt zu betrach-

ten. Denn da es sich bei der Raterteilung an die ausfliegenden Vögel natürlich um das sehr tierische Thema der körperlichen Befriedigung handelt, ist die Vereinigung solcher Diskrepanz an sich schon erheiternd.

„Seht, Kinder, Mutter so wie ich,
Wir haben weise euch erzogen:
Ihr seid zur Prob' schon ausgeflogen (103)
Und fressen könnt ihr meisterlich;
Ich habe euch die Katz gewiesen
Und auch den Häwk und auch die Wih;
Ich warne, hütet euch vor diesen
Und, wo ihr könnt, vermeidet sie.
Merkt euch den Grundsatz für das Leben:
Nehmt alles, was ihr kriegen könnt!
Aus Großmut wird kein Brot vergeben,
Und 's schmeckt am besten ungegönnt.
Übt meinentwegen höhern Schwindel,
Er ist Beruf und ist Natur,
Doch übt ihn nobel, liebe Kindel,
Mit Feinheit und mit Politur. –
Nun geht mit Gott! . . .” (104)

Es ist gerade die echte Bewahrung der Tierperspektive, welche das Eindringen der menschlichen, sittlich-weltanschaulichen, die ja wiederum allein im Dienste der Rechtfertigung jener steht, so komisch erscheinen läßt. Indem aber dem Leser diese Spatzenentlassung als Parallele zur Entlassung Hannes und Fikens vor Augen steht, wird zugleich der Humor des Dichters offenbar, der in Relativierung der Aspekte durch dies groteske Nebeneinander den Leser auf eine höhere Ebene stellt, von der aus er mit Lächeln zurückschaut auf jene idealistische Proklamation der Menschenwürde. Denn hier in der Spatzenrede erscheint einmal das „meisterliche Fressen“ als die erstrebenswerte Frucht „weiser Erziehung“, hier sind zur Erzielung dessen Eigennutz, Rücksichtslosigkeit und Schwindel „Beruf und Natur“. Und die Tiere gehen dieses Sinnes ihren Weg „mit Gott“! So komisch diese diametralen Gegensätze der Perspektiven hier zusammenstehen, so gültig aber ist ja die darin verborgene Aussage der höheren Rechtfertigung der Tiernatur, und mit Humor muß ein jeder Jochens Rede gutheißen! Ihre eigentliche Würze aber liegt darin, daß der Mensch in seiner Erdennatur nicht umhin kann, sich zugleich darin zu spiegeln! In dieser komischen Kontrafaktur hält der Dichter jener bedeutsamen Vorstellung der sittlichen Menschenwerte – darin ja seine ganze Dichtung hängt! – die ebenso ernst-moralische und dadurch lächerliche Behandlung des nackten tierischen Existenztriebs entgegen: auf rigorosen Egoismus basiert, den der Mensch als sittliches Wesen verabscheuen muß, der ihn aber im Grunde ja selber so be-

herrscht! So belächelt der Dichter in der Spatzenrede diese große Schwäche des Menschen zugleich, welche das Tier so gottgewollt betätigt.

Daß es dem Dichter aber darüber hinaus darauf ankam, mit dieser kleinen humoristischen Nebenschöpfung dem Ernst und der Schwere entgegenzuwirken, die den Eintritt seiner beiden Hauptfiguren in die sündebelastete Welt charakterisieren, zeigt sich schon darin, daß er bereits im Menschenbereich dieses Sinnes dafür gesorgt hatte, indem er den Abschiedsszenen beim Pastor und Vater – schon erstere war eingangs köstlich-heiter zugleich – die sehr komische bei Köster Sur voranstellte, mit dem übrigens, sowohl in Rede als Wesen, der Spatzenvater keine geringe Ähnlichkeit hat. Gerade dieser stille Bezug der beiden überdies also zweckgebundenen Szenen rückt jedoch ihren Unterschied in grelle Beleuchtung. Die Sur-Szene ist ohne künstlerisches Gewicht. Was ihre grobe und flache Komik – die gelegentlich schon der Reim kennzeichnet:

Un hätt' en Bruder, der hieß Luter,
Und dicht vor Polkwitz wohnen tut er (26) –

gewaltsam vergeblich erstrebt – sie steht als solche recht singular in der Dichtung –, das fällt dem Leser in jenem feinen, verhaltenen Humor der Spatzenentlassung als Geschenk aus Weisheit und Güte in den Schoß.

Wie die weisen Abschiedslehren Hannes Lebensgang durchdringen, so sehen wir im Handeln der Tiere Spatz-Jochens Lebensprinzipien verwirklicht. Sie bilden die Grundlage der Tiercharakteristik. Und wie schon in Jochens allgemeinem Entwurf des Tierverhaltens, so spiegeln sich auch im praktischen Gestaltungsbereich der dort weise fundierten Tierzüge die menschlichen wider, und es entstehen dann jene Schnittpunkte der Sphären, die das Lächeln des Dichters enthüllen und das des Lesers hervorrufen. Und wiederum erfolgt dies um so überzeugender, je echter, d. h. naturgetreuer die Tiercharakteristik erscheint, aus welcher dann von selbst, ohne Nachdruck und sichtbare Tendenz, dem Leser die menschliche zugleich entgegentritt. Man denke z. B. an den hartnäckigen Kampf des Mäuserichs, de „den Harwst lang velmals Kinddöp hollen“ (187), um den alleinigen Besitz des Rockes:

Un uns' oll Mus' buck als Regent
Würd Majestät un Kaiser nennt,
Un wat uns' lütten Krischan hürt,
Dat würd von em frisch annektiert,
Un gung de 's abends still tau Bedd
Up 't Lager in den brunnen Rock,
Denn würd hei ut dat Bedd rut stött
Un rute drewen ut dat Lock . . (188)

Unmittelbar tritt uns aus dieser gemütvollen Gestaltung jener Spatzenparole: „Nehmt alles, was ihr kriegen könnt“ der Humor entgegen, von woher auch über die darin still verborgene menschliche Schwäche der Ausnutzung des Unterlegenen ein Lächeln geht. Denn nicht mit Mißfallen, sondern geradezu mit heimlicher Freude stellt uns der Dichter jenes Ereignis vor Augen: in komischer Verwendung der so menschlichen Vokabel „annektiert“, die in dem Begleitwörtchen „frisch“ die Forschheit und ganze Unbedenklichkeit dieses tierischen Tuns mit sich führt. Und schelmischen Sinnes schafft er in dem „still tau Bedd“ die rechte Basis der Überraschung, die er mit geheimem SpaÙe in Vers und Reim hier sichtlich selber nacherlebt. Auch die sittliche Anprangerung dieses Rockraubes später, welche der Storchautorität zukommt, ist in Reim und Wortwahl unübersehbar durchdrungen zugleich von des Dichters stiller Belustigung:

Un höllt em sine Sün'n vör,
De hei begahn an 't Spatzen-Gör. (196)

Der Charakter solches Versleins leitet den Leser wiederum dahin, den Einbruch der Sünde in unsern Dichtungsraum nicht allzu ernst zu nehmen.

Ebenso schmunzelt der Leser bei den Begegnungen des Storchs mit Frosch und Mäuserich, die natürlich letzteren in Lebensgefahr bringt und für beide Partner also eine typische Tiersituation schafft, geeignet, die Tierpsyche echt zu entfalten. Im heuchelnden Locken des Storchs vor dem Frosch – „Ick bün din beste Fründ von allen“ (156) – steht uns hier Spatz-Jochens „Schwindel“-Moral vor Augen, und die naive Grobheit des Verkehrens der Wahrheit in ihr äußerstes Gegenteil, die bei menschlicher Brechung im Ausdruck doch noch zugleich das tierische Antlitz bewahrt, setzt dieses in menschlicher Perspektive – denn dieser Bezug bleibt nicht aus! – sündhafte Verhalten sogleich wieder in humorvolle Beleuchtung. Sie erfüllt auch die weitere Gestaltung. Es ist köstlich, wie der selbst so gefräÙige Storch, der soeben erst seiner Gier nach dem Froschbissen Ausdruck gegeben – „Dat negste Johr krig ick di doch“ (156) – damit die Amoralität auch seiner Tierheit im voraus dokumentierend und also die Unzuständigkeit seines Richtertums über den räubernden Mäuserich in der Klee-stoppele, nun mit schwerer Anklage über diesen herfällt, um ihn für seine Zwecke gefügig zu machen –

„Du stehst hir rüm, du Slüangel-du!
Un frettst in frömdes Gaud di dick?
Un driwwst hir unmoralisch Wesen? . .“ (157) –,

während der drastische Redestil, den eben die Mundart so natürlich anbietet, des Dichters heiterste Stimmung verrät. Denn daß der Sünder den Sünder

richtet, ist für den Humoristen ein fruchtbares Ereignis, das sein Streiflicht ins Menschenreich hinein nicht verfehlen kann. Mit Lächeln schaut der Leser dann in der Knechtung des Mäuserichs durch die Todesdrohung des Storchs: „Dann ward 'ck tau Straf di äwerslucken“ (157) die wahre Natur dieses sittlichen Richters! Ähnlich machte es der Spatz mit der Biene, als er sie brauchte (vgl. 152). Den Höhepunkt aber des Humors erleben wir in der Reaktion des so Geknechteten:

Un Mus'buck bedt un bidd't so knäglich:
 „Ja, Herr, ick bün en groten Süner,
 Doch seihn S', tau Hus min Fru un Kinner . . .
 Ick weit recht gaud, ick dauh nich recht,
 Un Sei sünd Herr un ick bün Knecht:
 Gahn S' gnedig mit mi in 't Gericht!“ (157)

Es ist erheiternd, wie hier in seiner grenzenlosen Unterwürfigkeit, vor Angst gleichsam vergehend, der Mäuserich seine jenseits aller Ethik stehende Tiernatur nun selber vor dem Storch verurteilt. Es ist aber vor allem erheiternd, daß er schließlich in wiederum unvereinbarer und daher grotesker Verknüpfung mit dem Sittlichen – „ick dauh nich recht, Un Sei sünd Herr un ick bün Knecht“ – die Ursache seiner verhängnisvollen Situation vor Augen stellt und damit am Ende in Wahrheit doch triumphiert: die Storchmoral im selben Atemzug bloßlegend, die nicht auf Sittlichkeit, sondern auf Macht beruht. In köstlichem Humor kommt so innerhalb des echten, hier vom Menschenleben ganz geschiedenen Tierlebens die Rechtlosigkeit des Machtlosen zum Ausdruck: damit die getrennten Reiche unserer Dichtung in des Lesers Vorstellung, der den Spiegel erkennt, wieder so trefflich verbindend. Über des Mäuserichs demütiger, respektvoller, grotesker Einordnung dieses rechtslosen Gesetzes der Natur ins Rechtsleben liegt das resignierte und erhabene Lächeln des Weisen angesichts solcher Existenz, die ja das Tierreich unabänderlich beherrscht – „Wer kann gegen Gott un den Adebor?“ (158) –, die aber dem Menschenreich die sittliche Aufgabe stellt. Man sieht, auch diese Tierszenen, die zur Vorbereitung des Mäuseumzugs in den Judenrock in der vordergründigen Dichtungsgeschichte ihren angewiesenen Platz haben, sind nicht durch diesen Zweck interessant, sondern allein durch den ihnen innewohnenden Humor, mit welchem sie zugleich auch die sündhafte Menschenwelt besonnen.

Lediglich in diesem Sinne schuf der Dichter den ersten Teil des Spatzenkindtauffestes, das in Reineke-Fuchs-Manier nach menschlichem Vorbild aufgezogen ist: mit sozialem Rangbewußtsein der Tiere vom „hogen Adel“ abwärts, mit dem Standesklatz über die abwesenden Adelsdamen, mit Küster

und Kantor und Pastor, als welcher aber nicht etwa nur der Rabe fungiert, wie einst bei der „Gelgaus“, auf die die Spätzin so eifersüchtig ist, sondern:

„Bi uns, dor kümmt hei sülwst, min Kind . . .
 Hei weit, wat hei bi uns vörfinnt,
 Hei acht 't de Bildung, leiwes Kind.“ . . .
 „De Kunsterjalrat sülwst in eigene Person?“ –
 „Verrichtet selbst“, seggt Spatz, „die Aktion, . . .“ (81)

Hier am Gegenbeispiel wird sogleich besonders deutlich, wie sich in der Echtheit der Tierdarstellung ihre Wirksamkeit verbürgt. Jede Nichtbeachtung der natürlichen Scheidegrenzen in der Gestaltung, jeder verfrühte Übergriff des Tierbereichs in den menschlichen und umgekehrt – der dann die eigentliche Brechung verhindert, auf die es ankommt –, jeder Zwang also auf den Leser zur Anschau des Spiegels bucht sich von selbst in der Minderung der humoristischen Eindruckskraft. So kommen die politischen Rücksichten auf die „Demokrätin“ (81), die Nachtigall, die Verhinderung des Uhus durch den Landtag so unmittelbar aus dem Menschenreich wie der „Kunsterjalrat“ mit seiner Predigt aus den „Propheten, Sihr stark verbrämt mit Chronikon“ (85), und seiner Diktatur der Namengebung aus dem „Kalenner“ (86). Was ganz ohne Boden im Tierreich ist, vermag dort nicht zu wachsen. Daher gelangen auch die Ansichten des „Kunsterjalrats“, die zu direkter Spiegelung der prüden Geistlichkeit das Gesprächsthema der Vögel bilden:

„Erst dann, wann sich die Sittlichkeit
 So 'n vierzig, funfzig Jahr erprobt,
 Das Paar so 'n zwanzig Jahr verlobt . . .“ (90) –

nicht zu ihrem vollen komischen Gewicht. In dieser Entrüstung des Geistlichen und seines Christenanhangs über den Spatzenplan, dem Liebespaar zu helfen: „de Grüß' un de Küß ehr bringen“ (89) schafft der Dichter gar – was er sonst nicht tut – eine Satire, deren persönlichen Pfeil die Kundigen nicht übersahen⁶. Die „Bildung“ jedoch, mit der sich die Spätzin brüstete, empfindet man nur noch in jener direkten Benennung als Einbruch ins Tierreich. Sie hat zwar die ganze Spatzencharakteristik etwas forciert, durchdrang sie aber doch unverkennbar eben als Gestaltungsstoff dieser sehr selbstbewußten, sich sicher durch-

⁶ Vgl. Werke 12, 130. Hier in der Einführung der Herausgeber zu „Hanne Nüte“ findet der Leser neben solchen Hinweisen auf die lebenden Vorbilder einiger Dichtungspersonen Erörterungen über die Quellenfragen unserer Dichtung überhaupt – wie beispielsweise die der literarischen Vorbilder dieser bei Reuter öfter vertretenen Gattung des lyrischen Epos oder die des zugrunde liegenden Sagenstoffes und der Märchenmotive – auf welche unsere auf das Kunstwerk als solches gerichtete Interpretation ja verzichtet.

setzenden und wichtigtuersichen Vogelsippe, welche natürlich auch auf dem Kindtauffest im Mittelpunkt steht und gerade durch dies ihr Charakteristikum das zentrale Interesse unseres Humoristen findet. Denn immer wieder sind es der Stolz, das übersteigerte Selbstbewußtsein, der Dünkel, die Einbildung, die Überheblichkeit, die unsern Dichter wahrhaft belustigen und die dann sein köstlicher Humor durch die Tiergestalt weich und warm belächelt. Man erinnere sich z. B. an das „Dickdauhn“ (52) des Frosches mit seiner Sangeskunst, das die gekränkte Spätzin mit dem Wurf des faulen Eies beantwortet, das aber die Maus noch schmeichlerisch bekräftigt, wodurch zugleich auch die ängstliche und charakterlose Unterwürfigkeit des Abhängigen ein Streiflicht empfängt:

„Du kannst un ok din ganze Stamm.
Dat gütt mi orndlich dörch de Knaken,
Wenn ji Musik des Abends maken“. (51)

Es wird jeden entzücken, wie hier der Ausdruck des überschwenglichen Lobes auf das Froschkonzert zugleich der des Schreckens über das Gequak zu sein vermag, der sich im Leser mit jenem von selbst zur Grotteske verbindet und sein Lächeln erzwingt. Oder man denke an die Überheblichkeit der Nachtigall gegenüber der Spätzin:

„Dein Lotting ist ein braves Weib,
Un Essen kochen, Strümpfe knünnen
Un Junge aus die Eier sitten
Ist sicher auch ein Zeitvertreib;
Doch wir, die in der Poesie
Die Aufgab' unsers Lebens finnen,
Wir Künstler und wir Sängerrinnen,
Wir knünnen, Jochen, un brünnen nie.“ (62)

Trotz der Berechtigung dieser Überheblichkeit durchdringt die Verse, welche zwar der ungebrochene Einfall des Menschlichen wieder etwas belastet, das stille Ergötzen an der Einbildung des Menschen auf seinen gehobenen Beruf. Und so entfaltet auch die Beschreibung Spatz-Jochens, als er sich zur Begrüßung seiner Gäste anschickt:

Spatz will sick all vernemen laten
Un will as Vader sinen vullen Glanz
In fine Würd' vull Bildung faten (83)

in Wortwahl und Reim und der ununterdrückbaren eigenen Freude des Dichters an dieser Gebärde wieder seinen Humor, welcher im Spatz zugleich den auf seine Bildung eingebildeten Menschen belächelt. Ja, durch eben solches Anliegen wird der „Kunsterjalrat“ dieses Festes eine der gelungensten Figuren. Denn daß dieser ausgerechnet der Puter ist, der in dieser Würde, die ihm über-

dies die schönste innere Rechtfertigung seines Äußern bietet, natürlich zu seiner ganzen Geltung kommt, sichert dieser Gestalt schon als Erscheinung von vorn herein ihre volle humoristische Eindruckskraft. Was die „Bildung“ für die Gestaltung der Spatzen ist, das ist der „Kunsterjalrat“ für die des Puters. Man vergegenwärtige sich vor allem die Schilderung seiner Ankunft, die Reuters Gabe so vollendet zeigt, in äußerer Haltung schmunzelnd die Psyche zu offenbaren:

Dunn kümmt de Wepstart uter Aten
 Un grüßt irst zirlich mit den Swanz:
 „Hei kümmt! – Paßt up! – Hei is glik hir!
 Hei höllt wohrhaftig sülwst de Kindelbir!“
 Un allens stellt sick nu in Positur,
 Un äwer 'n Barg kümmt stramm un stur,
 Schön rod un bläustrig antauseihn,
 Den swarten Rock un den Tolor
 Wat upgepus't, utwärts de Bein,
 Demäudig fram un glatt dat Hor,
 De Kunsterjalrat sülwst in eigene Person. (83)

So belächelt der Dichter durch die echte Putergebärde hindurch die ostentative Zurschaustellung des hohen Amtes, wiederum also den eingebildeten Menschen, und im „zirlichen“ Gruß des Wepstartschwanzes, sowie der „Positur“ des ganzen Vogelvolkes zugleich die demütige Unterwürfigkeit des Niedergestellten, die wohl ihren gelungensten Ausdruck in der Gans erfährt, welche an der „linken“ Seite des „Kunsterjalrats“ sich ihrer Verdienste rühmt

Un kickt denn af un an so fram tau Höcht,
 Wat woll Hochwürden dortau seggt. (83/4)

Schon hier wird die „fromme“ Gebärde, die nicht bloß den „Kunsterjalrat“, sondern gleichermaßen Gans und Hahn, sein engeres Gefolge, zeichnet, in ergötzlicher Anlehnung an die Tiererscheinung zum Spiegel des scheinheiligen Menschen, dessen Pharisäertum die Gans schließlich vollends repräsentiert:

Na, äwerst Gaus! – Wat för 'n Gemäud!
 Wo rauht ehr Blick so zuckersäut,
 As Sünnenstrahl ut Sommerwolk,
 So halw verdeckt up dat verlurne Volk;
 So 'n Hümpel Sünnner is ehr Lewen! (85)

Und im grotesken Zusammen mit der ununterdrückbaren Gefräßigkeit dieser Tiere empfängt ihre frömmelnde Gebärde durch den sie völlig beherrschenden Naturtrieb erst die wirksame Stütze ihrer spiegelnden Kraft. Man denke an den Hahn, wie er seine Familie ermahnt, fromm und demütig die Augen niederzuschlagen, „so as de Gaus“ (84), aber sodann zur Mahlzeit tüchtig zuzulangen.

Während er „sihr fram“ „up de verlurnen Sünnner“ sieht, „Mit 't eine Og sihr streng' un fast“ (85), ist er mit dem andern bereits auf Freßplatzsuche. Die Gestaltung ist so köstlich tierecht und humoristisch zugleich in der Spiegelung der menschlichen Kreatürlichkeit, daß nur die direkte Darbietung wirklich zu informieren vermag:

Hei winkt un winkt un tuckt un tuckt
 Sin Ollsch heran, de kluckt un kluckt,
 Un all de föftein leiwen Gören,
 De dräng'n sick an den Disch nah vören
 Un sihr bescheiden, dal den Kopp,
 Versorgen s' ehr'n unschüll'gen Kropp.
 Un Gaus, de freu't sick äwr'e framen Kinner
 Un nimmt sick all de drüdd Potschon . . . (87)

Die Beispiele werden auch gezeigt haben, daß die Reutersche Tiergestaltung mit der des „Reineke Fuchs“ schwerlich zu vergleichen ist, so sehr diese unserm Dichter als „Vorbild“ gedient haben mag und so gemeinsam ihre Idee des menschlichen Spiegels in einigen Szenen ja ist. Es ist wiederum die humoristische Persönlichkeit, die etwas völlig anderes schuf, sich aber keineswegs als „unmündig nachhinkendes Kind“ in dieser Gefolgschaft zu fühlen brauchte, wie es in jenem Reuter-Verslein heißt⁷.

Damit dürfen wir die Untersuchung über die Gestaltung des Tierlebens in unserer Dichtung beenden. Sie kann nicht erschöpfend sein in der Erschließung seines dichterischen Reichtums und soll es auch nicht. Sie mag aber hinreichend erkennen lassen, daß diese Schöpfung der Tierwelt neben der menschlichen – sofern sie also nicht symbolisch in ihr verdichtet – tief von des Dichters Humor durchdrungen ist, der hier dem märchenhaft gestalterischen Ineinander beider Welten entspringt, so in der Tiernatur zugleich die menschliche, in ihrer Schwäche und Sündhaftigkeit, mit liebevollem Lächeln beschaut und dadurch jene Besonnung über das Ganze bringt, die es zu einer wahrhaft heiteren Dichtung macht, zu welcher sie, wie wir sahen, auf Grund ihrer ganzen Anlage ausersehen ist. Das also ist der tiefe Sinn der Tierwelt in unserm Kunstwerk, der auch sie organisch einordnet. Sie bildet gleichsam die unentbehrliche wesensprägende atmosphärische Hülle des inneren Dichtungsraums, dessen Gestalt zu schauen, wir uns zuvor bemühten. Und das ist die schönste Rechtfertigung vor allem der Vogelwelt, daß aus ihr heraus, die ja in diesem Kunstwerk den Himmelstrost der Erde symbolisiert, der Humor sein mildes Licht über alles ergießt: dieser wahre Tröster der durch das Böse leidvollen Menschheit, das in der Hanne-Nüte-Dichtung notwendig erliegen muß.

⁷ Werke, Bd. 12, 127.

Es war unser Anliegen, diese reizvolle Dichtung als Kunstwerk zu würdigen; sichtbar zu machen, wie von innen her der Dichtungsraum allmählich Gestalt gewinnt und den Beschauer erfreut in wohl vollendeter Symmetrie des Aufbaus und der Gewichtsverteilung, so daß es nun am Ende unserer Untersuchung möglich sein dürfte, die innere Form einmal direkt vor Augen zu stellen. Ihr durchgehendes Ordnungsprinzip ist der Gegensatz von Gut und Böse, der unsere Dichtungswelt beherrscht. Über ihr sehen wir Gott als Hüter des Guten, als Richter des Bösen, in Besonnung oder Verdüsterung der Erde sein Walten symbolisch kündend. Es setzt sich fort im Wirken der Vögel, die unter Gottes Antlitz in derselben sittlichen Funktion die Menschenwelt durchdringen: das Gute beschützen, das Böse verfolgen, davon jeweils ihr beglückender Gesang oder ihr peinigendes Geschrei symbolisch Kunde geben. Und wiederum von symbolischer Eindrucks-macht werden die Stätten ihrer Tätigkeit. So bildet die Weide, der Ausgangspunkt ihrer ganzen Schutzaktivität und der Ort ihrer reinsten Festfröhlichkeit, den der Frühling umhüllt und die Sonne bestrahlt, das Zentrum des Guten, darin Hannes und Fikens Leben geborgen ist; wo ihr Weg beginnt und wohin er schließlich zurückführt.

Die seelischen Ereignisse der Menschen indessen, die wiederum auf dem Gegeneinander von Gut und Böse beruhen, intensivieren noch die innere Ordnung des Raumes. Man denke an den Tod aller Freude, sobald der Böse erscheint. Durch beide Mörder gleichermaßen in beiden Hauptgestalten des guten Bereiches hervorgerufen, steht das Ereignis, wiederum symbolisch dem Ganzen eingegliedert, dem Leser bedeutungsvoll vor Augen: einmal in Fikens Lebenskreis durch die Gänserichszene, darin durch den Einbruch des Bäckers alle Kinder-Frühlingslust vergeht; das andere Mal in Hannes Lebenskreis in der Fremde durch die Wanderburschenszene, darin vor dem Schmied alle Sangeslust erlischt; das dritte Mal im Himmelsbereich, wo angesichts des Bäckers Gottes Sonne sich abkehrt von der Erde und die ganze Vogellust verstummt; wo schlagartig aber sogleich mit Sturm, Blitz und Donner das zweite Ereignis unserer Dichtung einsetzt: das der Gewissenspein, das uns in gleichsam paralleler Ordnung zu jenem ersten zu stärkstem Erlebnis wird: zweimal in Fikens Heimatbereich im Bäcker und zweimal, in bis zum Höhepunkt ansteigender Folge, im Schmied in Hannes Bereich in der Fremde. Und damit rückt zunächst der Mordplatz dicht bei der Weide als Symbol

in die Mitte, wo das schlimmste Gewitter niedergeht und wo in jedem Fall der Kiebitz den Mörder umkreischt und verfolgt, den der Ort wie der Vogel immer wieder in den Bann zwingen und immer wieder zur Flucht zugleich. In der Fremde aber, wohin Hanne ging, bilden der Stein, darauf die Jüdin sitzt – das Opfer des Verbrechens –, und ihre Kammer mit dem Star das Zentrum: diese symbolischen Stätten der Zerstörung der Seele durch das Böse, daraus zunächst der Fluch entspringt, durch welchen auch die Kammer sich verdüstert!, aber schließlich doch das Gericht sich erhebt unter ihrem ständigen Wächter, dem Star, der den Schmied, den nun zwiefachen Mörder, von dem Platz seines Verbrechens so wenig losläßt wie der Kiebitz den Bäcker von dem seinen, und ihn am Ende gar zum Geständnis bringt.

Man sieht, wie die symbolische Durchgliederung des Dichtungsraums auch das entscheidende Leben der Dichtung trägt, dessen Ende, in innigem Kontakt mit der Kinder- und Vogellust zuvor, wiederum die besonnte Weide bildet: mit ihrem ganzen symbolischen Gewicht der Freude Gottes darüber, der Vögel darin und der Menschen darunter die zentrale Macht des Guten kündend in dieser Dichtungswelt, deren also im Grunde heiteres Antlitz auch das sie umhüllende, humorspendende Vogelleben daher so sinnvoll und eindringlich gewährleistet.

